ATRIUM

ÜBERSETZT VON OLAF KANTER

RESPEKT!

TIERSCHÜTZER **DAN MATHEWS**

SEIN LEBEN, SEINE KAMPAGNEN, SEINE STARS

RESPEKT!

Tierschützer Dan Mathews

Sein Leben, seine Kampagnen, seine Stars

Aus dem Amerikanischen von Olaf Kanter

Der Übersetzer dankt Friederike Freiburg für ihre Mitarbeit.

Bildnachweis
Alle Fotos aus Privatbesitz des Autors, ausgenommen:
S. 7 mit freundlicher Genemigung von Brad Hurley,
S. 127 www.DerekRidgers.com, S. 159 Mark Lennihan/AP,
S. 189 Patrick Hertzog/Getty Images, S. 211 People Images,
S. 247 Krasner/Trebitz, S. 261 Todd Oldham, S. 289 Scott Bacon.

Deutsche Erstausgabe
2. Auflage

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
Committed. A Rabble-Rousers Memoir
bei Atria Books/Simon & Schuster Inc., New York

Aus dem Amerikanischen von Olaf Kanter
Lektorat: Katherina Gerhardt, Hamburg
Register: Anja Ross, Kiel
Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagmotiv: © Bryan Adams
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: BoD - Books in Demand, Norderstedt
Printed in Germany

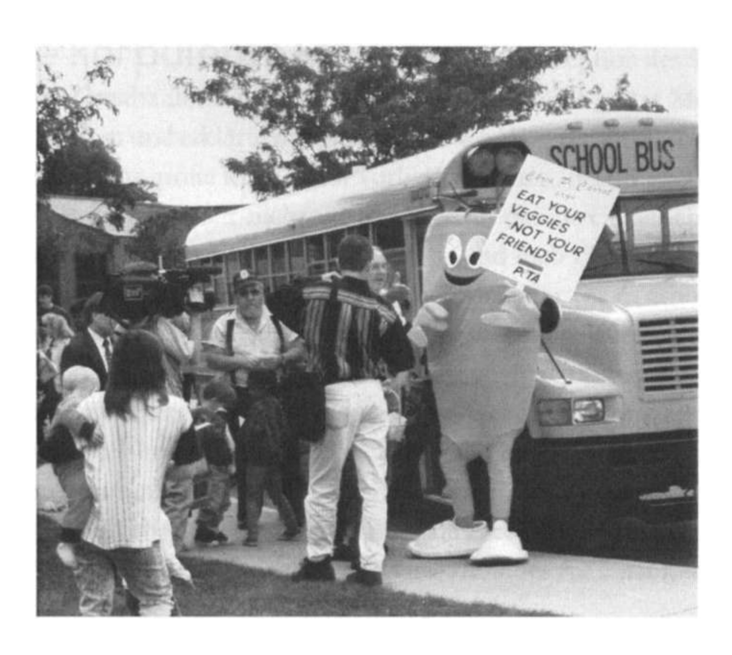
Inhalt

Gewidmet Benjamin Lay, dem »rebellischen Zwerg« (1681-1760)



Benjamin Lay war ein Buckliger und nur 1,20 Meter groß; seine Arme waren genauso lang wie seine Beine. Er hatte eine solche Abscheu vor Sklaverei und jeder Form von Tierquälerei, dass er dem Leben in der Stadt abschwor und in einer Höhle in der Nähe von Philadelphia hauste. Weil er weder von Sklavenarbeit profitieren noch Pelz oder Leder tragen wollte, schneiderte er seine Kleider selbst. Er aß kein Fleisch und auch keine anderen tierischen Produkte. Gelegentlich unternahm er Vorstöße in die Stadt, um auf öffentlichen Versammlungen gegen die Verlogenheit einer angeblich frommen Gesellschaft zu wettern, die solcherart scheußliche Bräuche pflegte. Einmal brachte er eine ausgehöhlte Bibel zu einer Versammlung mit, die er mit falschem Blut gefüllt hatte. Er stach mit seinem Schwert hinein und spritzte den roten Saft über die Gesichter der schockierten Sklavenhalter. Obwohl er in der kolonialen Gesellschaft als Paria galt, gelang es ihm, Benjamin Franklin davon zu überzeugen, einige seiner Tiraden zu veröffentlichen.

Karotte auf Kreuzzug



Eine Karotte auf Beinen in Des Moines.

Zutaten für einen Menschenauflauf

Die korpulente Frau an der Nachtrezeption des Sleep Inn in Omaha überreichte uns zur Begrüßung eine ganze Menge Broschüren und erklärte uns gleich noch den Weg zur Eismaschine. Dass wir eine große Kiste an ihr vorbeischleppten, fiel ihr gar nicht auf. Sie konnte auch nicht wissen, dass in der Box eine leblose orangefarbene Kreatur lag, halb Mensch und halb Gemüse, die in Nebraska ungefähr so willkommen war wie der Massenmörder Charles Manson vor einem Begnadigungskomitee. Wir verzogen uns also schnell in unser 39-Dollar-Zimmer. Tür zu, Riegel davor. Dann kuschelten wir uns auf die Polyester-Tagesdecken unserer Betten und schalteten die Spätnachrichten ein. Gerade rechtzeitig, um eine Versammlung von Schulleitern zu sehen, die über der schwierigsten Aufgabe des kommenden Halbjahres brüteten: Wie sie nämlich ihre leicht zu beeindruckenden Grundschüler vor einer Karotte schützen sollten, die auf dem Kreuzzug war.

»Kinder sollen einfach nicht mit Fremden reden«, sagte eine besorgte Mutter dem Reporter. »Selbst wenn der Fremde eine Karotte ist.«

Willkommen zum Antrittsbesuch des Vegetarier-Maskottchens Chris P. Carrot. Wenn meine Füße in seinen klobigen weißen Schuhen steckten, war Mr Carrot an die 2,10 Meter groß. Er hatte die großen Kulleraugen einer Comicfigur, von seinem Kopf spross ein Büschel Grünzeug, und er grinste mit einem Mund aus schwarzem Maschendraht, durch den nach draußen sehen konnte, wer drinnen steckte. Die Karotte hielt ein Plakat in den Händen, und darauf stand: »Iss dein Gemüse - und nicht deine Freunde.« (Wir hatten

erst noch überlegt, »Iss mich« zu schreiben, aber das wäre doch keine so gute Idee gewesen.) Zum Ensemble gehörten außerdem orangefarbene Strumpfhosen, die leider nicht lang genug für meine schlaksigen Beine waren. Und so musste ich mit der einen Hand mein Plakat festhalten - und mit der anderen meine leuchtenden Strumpfhosen.

Als Kampagnenchef von PETA *(Peoplefor the Ethical Treatment of Animals)* verlange ich von meinen Aktivisten nichts, was ich nicht selbst tun würde. Und weil ich mir diesen Quark ausgedacht hatte, war es einfach meine Pflicht, das flammenfarbene Maskottchen höchstpersönlich zu testen, um sicherzustellen, dass auch künftige Karotten keine Probleme damit haben würden. Meine Partnerin auf diesem Trip war eine Aktivistin, die ich gerade erst eingestellt hatte - Tracy Reiman, ein fröhliches Mädel aus Georgia. Gleich auf ihrer ersten Reise musste sie jeden Morgen bei Sonnenaufgang aus dem Bett, um ihrem Boss bei seiner merkwürdigen Verwandlung zu assistieren. Tracy wurde außerdem die erste offizielle Sprecherin der Karotte. Die Stimme, mit der ich es ursprünglich versucht hatte, war eine Mischung aus John Wayne und der Comedy-Figur Pee Wee Herman. Aber damit löste ich bei Zweitklässlern entweder schrilles Panikgeschrei aus oder Sturzbäche von Tränen, weshalb wir beschlossen, dass die Karotte stumm bleiben sollte.

Unser eigentliches Ziel war Folgendes: Wir wollten genau so viel Zeit mit Kindern verbringen wie die steuerfinanzierten Aufklärer des US-Landwirtschaftsministeriums, die ihrem unfreiwilligen Publikum die merkwürdigsten Märchen auftischten, woher Fleisch und Milch angeblich stammten, und dabei heiteres Anschauungsmaterial verbreiteten wie beispielsweise das Malbuch von der »Friede-Freude-Eierkuchen-Farm«. Die Geschichte klang dann so:

»Ein Bauernhof ist wie eine Fußballmannschaft, und die Tiere sind die Stars. Sie leben in Ställen, die supersauber sind. Wärst du nicht

auch lieber in einem solchen Stall, wenn es stürmt, als draußen unter einem Baum?«

Was die Schüler nicht lernten: Die Tiere werden so eng zusammengepfercht, dass die Fabrikbauern ihnen vorsorglich die Hörner absägen, die Schnäbel stutzen oder die Zähne schleifen, damit sie einander nicht verstümmeln. Leider hatten die Schulen kein Interesse daran, unsere Version der Verhältnisse in den Klassen zu präsentieren. Deshalb hatten wir angekündigt, den Kindern die Wahrheit eben außerhalb des Schulhofs näherzubringen. Und zwar mithilfe des durchgeknallten Lockvogels Chris P. Carrot, der orangefarbene Handzettel verteilte, auf denen all die grässlichen Fakten zu finden waren, die das Propagandamaterial der Fleischindustrie verschwieg. Die Nachricht schlug im Rinderland ein wie eine Bombe.

Es war gerade mal acht Uhr morgens, als wir unseren Auftritt vor der Fontenelle-Grundschule in Omaha hatten. Aber angesichts des aufgeregten Mobs, auf den wir trafen, kam es uns eher vor wie ein Nachmittag auf dem Times Square - bei den Aufnahmen für die MTV-Show »Total Request Live«. Ich steckte in meiner Karotte und konnte nur meinen eigenen hektisch keuchenden Atem hören, während Tracy mir einen Weg durch das Gedränge der Kameras bahnte, vorbei an bewaffneten Polizisten, bestürzten Lehrern, wütenden Eltern und einigen wenigen rebellischen Kindern, die meine Pfote schütteln wollten. Fehlten nur noch Bereitschaftspolizei und Wasserwerfer.

»Ich kauf dir'n Big Mac, wenn du sofort verschwindest«, brüllte mich ein dicker bärtiger Vater an - und riss seinem Sohn unser Flugblatt aus der Hand. Aber die übertriebene Reaktion der Erwachsenen machte die Kinder natürlich erst recht neugierig, und schon kamen sie von allen Seiten und leerten Tracys Korb mit Ansteckern und Broschüren.

Ich starrte durch das Guckloch der Karotte und versuchte, die

Sache aus der Sicht der Kinder zu sehen. Wie hätte ich als junger Fleischfresser ahnen können, dass ich einmal zum Anwalt der Tiere und als Gemüse verkleidet auf einen Kreuzzug gehen würde? Ursprünglich schmeckte mir Fleisch so gut, dass mein Vater Ray, der Viehtransporte fuhr, bevor er seinen eigenen Imbiss aufmachte, den Hotdog im Kindermenü mir zu Ehren »Danny Dog« taufte. Ich konnte von saftigem »Reuben« - also Pastrami oder Corned Beef mit Sauerkraut - nicht genug kriegen. Ich liebte es, mit meinen Zähnen an einem zarten New York Strip Steak zu reißen, und ich hoffte, im Restaurant auf der Tageskarte irgendwann einmal eine »Arche-Noah-Platte« zu finden, auf dass ich von jeder Spezies gleich zwei verspeisen konnte. Wie viele Vorstadtkids gab ich mich der Illusion hin, dass Fleisch überhaupt nichts mit Tieren zu tun hatte, sondern stellte mir vor, dass es auf einer Art Hamburger-Acker wuchs, wie es mir die allgegenwärtigen Anzeigen von McDonald's ja auch glauben machen wollten. Kinder lieben Tiere so sehr, dass es für die Fleischindustrie ein Leichtes ist, sie mit unsinniger Werbung zu täuschen - wie etwa mit Charlie, dem Comic-Thunfisch, der behauptet, er könne es gar nicht abwarten, endlich verspeist zu werden, so lecker sei er. Ich verschlang ihn, ohne mir weitere Gedanken zu machen.

Aber das sollte sich ändern, als ich in der neunten Klasse einen fiesen Schlag in die Magengrube erhielt. Ich war zwar zu einem ganz fröhlichen Außenseiter herangewachsen. Doch weil ich schwul war, wurde ich immer wieder in Prügeleien verwickelt, die mich traumatisierten. Eines Morgens, ich hetzte gerade zwischen zwei Schulstunden über die Flure, grölte einer meiner zahlreichen Feinde: »Schwule Sau!« Und dann boxte er mich in den Magen, dass mir die Luft wegblieb. Völlig perplex lag ich am Boden und starrte in die grinsenden Gesichter über mir, während ich verzweifelt nach Luft schnappte.

Ein paar Wochen später ging ich mit meinem Vater zum

Fischen. Meine Angel bog sich wie ein Hufeisen unter der Last am Haken. Was konnte bloß so schwer sein? Ein Marlin? Ein Schwertfisch? Ein weißer Hai? Hastig holte ich die Leine ein und riss den Fisch aus dem Wasser - und sah, dass ich nur eine große hässliche Flunder gefangen hatte.

»Super! Der Trostpreis!«, verkündete irgendjemand an Bord lachend und drückte den zappelnden Fisch mit dem Fuß aufs Deck, während er den Haken herausriss. Aus dem Maul der schleimigen Kreatur floss das Blut rhythmisch im Takt seines kleinen rasenden Herzens. Alle lachten, aber mir wurde ganz anders. Ich erkannte die Perspektive der Flunder wieder: Völlig perplex lag sie nach Luft schnappend am Boden und starrte in lauter lachende Gesichter.

In diesem Moment war die Flunder das einzige Wesen auf dem Boot, dem ich mich verbunden fühlte. Mir war schlecht. Ich war auch einer von diesen Tyrannen geworden, die ich in der Schule so fürchtete. Den meisten Menschen wird das Schicksal der Tiere bewusst, wenn sie einen niedlichen kuscheligen Vierbeiner leiden sehen. Bei mir löste ein glitschiger widerlicher Fisch diesen Wandel aus. Ich habe seitdem nie wieder Fisch gegessen und nach und nach ganz aufgehört, irgendetwas zu verspeisen, das Augen hat. Mit Ausnahme von Kartoffeln.

Eifrig versuchte ich nun, meine neu gewonnenen Erkenntnisse unter die Leute zu bringen. Ich wollte zeigen, was es bedeutete, ein wahrhaft zivilisierter Mensch zu sein, aber ich fand kaum jemanden, der überhaupt zuhören wollte. Warum sollte das Motto »leben und leben lassen« nur für Menschen gelten? Ich vertraute auf naive Weise darauf, dass jeder diese edle Logik sofort verstehen und Fische und Hühner fortan mit derselben Hochachtung betrachten würde wie Hunde, Katzen und alle anderen Tiere mit einem Herzen, einem Hirn und einem Nervensystem. Ich hätte genauso gut dafür werben können, dass auch Steine Rechte haben.

Auch wenn ich ein paar meiner Teenage-Punkrock-Kumpel be-

kehren konnte, machten sich die meisten Leute eher lustig darüber, wie ich bloß auf eine derartig seltsame Idee verfallen konnte. Das war 1978, und ich war 14. Seither versuche ich mit missionarischem Eifer, meine Vision vom Tierschutz zu verbreiten. Glücklicherweise finden die Leute meine Ideen heute nicht mehr ganz so verschroben wie damals.

Viele Jahre lang habe ich mir Kampagnen ausgedacht und vorangetrieben, die an Verstand und Mitgefühl der Menschen appellierten. Aber mit dem Einzug des Kabelfernsehens und des Internets wuchs eine neue Gesellschaft heran, die Reißaus vor der Realität nahm, die nicht nach Information und Bildung verlangte - sondern nach Unterhaltung. Ernste Themen wurden von Skandalen und Sensationen auf die hinteren Ränge verbannt, und auch wir bei PETA mussten immer schrillere Methoden entwickeln, um die Aufmerksamkeit der Leute zu erobern. Stück für Stück mussten wir unsere intelligenten Ansätze auf simplere Botschaften reduzieren. Aber wir lernten, wie die Boulevardpresse funktioniert, und erarbeiteten uns mit provokativen und kabarettreifen Taktiken den Ruf, die ausdauerndsten, nervigsten und erfolgreichsten Lobbyisten der Welt zu sein. Natürlich haben wir dabei immer wieder ziemlich albern ausgesehen. Doch selbst wenn ich hier über den Niedergang des seriösen Diskurses lamentiere, muss ich doch zugeben, dass es mir persönlich leichtgefallen ist, die neuen Regeln zu befolgen. Denn im Grunde genommen bin ich ganz gern albern.

Wenn ich morgens aufwache, gilt mein erster Gedanke nicht den Tieren, die ich retten will. Sondern dem Spaß, den ich dabei haben möchte. Dann schalte ich blitzschnell in den Verantwortungsmodus - und mache mich an die Arbeit. Steht irgendwo geschrieben, dass man keinen Riesenspaß dabei haben darf, sein Leben einer wirklich wichtigen Mission zu verschreiben? Ich habe schon viele Leute mit einem großen Herzen gesehen, die an der Welt verzweifelt sind, weil sie es nicht locker angehen konnten.

Ich tingele über den gesamten Globus und versuche, die Aufmerksamkeit einer Gesellschaft, die versessen auf Skandale ist, auf das Schicksal der Tiere zu lenken. Gelegentlich mache ich mich dabei auch zum Gespött der Leute - oder riskiere richtigen Ärger. Aber ich bin ein Mensch, der solchen wilden Exkursionen einfach nicht widerstehen kann, und vielleicht ist das der Grund, warum ich auch nach 25 Jahren im Fronteinsatz nicht die geringsten Symptome von Erschöpfung zeige.

Als überzeugter Nonkonformist habe ich es mir nie träumen lassen, dass ich einmal jahrzehntelang denselben Job machen würde - einen Job, der es mit sich gebracht hat, dass ich beispielsweise in Hongkong von der Polizei von einer Pelzmesse weggeschleppt wurde (und dabei nur meine Unterhose trug). Dass ich im Priestergewand eine Modenschau in Mailand stürmte oder als Kuh verkleidet eine Rinderzüchterversammlung in Denver aufmischte. Meine Arbeit führte mich eben zu den sonderbarsten Schauplätzen. Etwa in den Pool bei einer Nacktbadeparty in der Playboy-Villa, aber auch in das Büro des Erzbischofs von Turin oder in die Luxusloge beim Wiener Opernball. Ich bin schon am Telefon von Madonna angepöbelt worden, weil ich die Stierkampf-Motive in einem ihrer Musikvideos angeprangert habe. Aber dann hatte ich zum Ausgleich eben auch Sir Paul McCartney an der Strippe, der mit mir zusammen feiern wollte, weil wir McDonald's mit sanftem Druck überzeugen konnten, kein Fleisch mehr bei Schlachthäusern zu kaufen, die bei den Inspektionen des Landwirtschaftsministeriums durchgefallen waren.

Es stört uns wirklich nicht, dass manche Leute denken, wir wären verrückt. Bei den meisten Kindern, deren Gerechtigkeitssinn noch nicht korrumpiert ist (wie bei mir auf der schicksalhaften Angeltour), kommt die Botschaft trotzdem an. Und deshalb ist der Tierschutz bei jungen Menschen - Generation X, Y oder wie auch immer - ganz oben auf der Agenda. Bei einer im Jahr 2006 unter

Teenagern durchgeführten Umfrage nach der beliebtesten gemeinnützigen Organisation lag PETA auf Platz eins - mit einem Vorsprung von 2:1 vor der Nummer zwei, dem Roten Kreuz. Natürlich kann es uns nicht gelingen, jeden zu erreichen - und das bringt uns zurück zu den Schulhöfen im Mittleren Westen und den Eskapaden von Chris P. Carrot.

Nach seinem dramatischen Debüt in Nebraska rasten Tracy und ich nach Des Moines weiter, der nächsten Etappe unserer Tour durch die Rindfleischstaaten. Der Highway war platt wie ein überfahrenes Tier, und wir hatten es eilig, denn Leute vom Fernsehen hatten angefragt, ob sie uns vor dem Ortsschild von Des Moines filmen dürften. Wenn Eltern und Lehrer gewusst hätten, dass ich schwul bin, hätten sie wahrscheinlich lieber eine Straßensperre errichtet. Als wir in Des Moines ankamen, waren die Fernseh-Fritzen schon dabei, schulmeisterliche Köche und verschlafene Schüler live zu befragen, welche Auswirkung der Besuch der reisenden Karotte auf ihr Leben haben würde. Doch an einer Schule, wo wir nachmittags auftraten, trafen wir dann auf einige wirklich unangenehme Gegner.

Ihr Schlachtruf war einfach ein lautes »Muuuuuh!« - und dann gingen sie mit gezückten Fleischzangen auf uns los und wedelten mit frisch gebratenen, saftigen Hamburger-Klopsen, die sie auf ihren Grills vor der Schule zubereitet hatten. Ein paar elefantöse Herren in Fabrikoveralls - Aufschrift: Schweineproduzenten aus Iowa - schnitten Fleischscheiben zurecht und verteilten sie unter den kichernden Schülern. Dann zeigten sie auf uns. Erst als der Geruch von gebratenem Fleisch bis unter meine Karotte zog, wurde mir klar, dass diese Leckereien nicht gegessen, sondern als Geschoss verwendet werden sollten. Und einige Angreifer schoben ihre Schnitzel doch glatt durch den Klettverschluss auf meinem Rücken! Die dumpfen Einschläge auf meinem Karottentorso klangen wie Hagel auf einem Cabriodach. Endlich lotste Tracy mich

aus der Gefahrenzone - doch eine Gruppe von Fünftklässlern, mit Wurstaufschnitt bewaffnet, nahm die Verfolgung auf. Als wir unseren Bus erreichten, hatten sie ein neues Ziel.

»Scheiß auf PETA! Wir lieben Fleisch!«, grölten sie und bombardierten unseren makellos sauberen Mietwagen mit den Klumpen eines Hackbratens. Ich war kurz vorm Explodieren und konnte mich nur durch einen gewaltigen Akt der Selbstbeherrschung zwingen, nicht zum Gegenangriff überzugehen. Denn das hätte Schlagzeilen gegeben, wie wir sie unter keinen Umständen gebrauchen konnten: »KAROTTE SCHUBST KINDER VOR FAHRENDES AUTO.« Wir zogen die Köpfe ein und gaben Gas. Ein Haufen Bolognese blieb noch an der Windschutzscheibe kleben.

»Ich wünschte, sie hätten mit etwas geschmissen, das wir essen können. Ich bin am Verhungern«, sagte ich und versuchte, meine neue Aktivistin mit entschlossener Miene zu beeindrucken. Dann zog ich mein verschwitztes Kostüm über den Kopf und schüttelte die stinkenden Stücke Schweinefleisch ab.

Tracy bog in einen kleinen Park ab, damit wir einen Augenblick frische Luft schnappen konnten, bevor wir uns auf den Weg nach Missouri machten. Wir ließen uns matt auf eine Bank fallen, und als mein Puls endlich wieder in normalen Regionen angekommen war, fühlte ich mich plötzlich selten mutlos. Der Gedanke machte mich ganz elend: In der Schule war ich attackiert worden, weil ich schwul bin; und jetzt als Erwachsener, weil ich als Karotte daherkam. Wahrscheinlich habe ich die Auseinandersetzung immer gesucht, egal ob als Schwuler oder als Gemüse.

Und dann hielt plötzlich ein beigefarbener Plymouth mit durchgerostetem Auspuff vor uns. Die Fahrerin, eine Frau mit einem wilden Dutt, streckte ihren Kopf aus dem Fenster. »Sag mal: Wisst ihr, wo diese Douglas-Schule ist? Wir suchen die PETA-Karotte.« War sie jetzt Freund oder Feind? Vom Rücksitz starrte uns ein glotzäugiges Kind an.

»Meine Enkelin hier wollte unbedingt die Karotte sehen, aber bei ihr in der Schule ist sie nie aufgetaucht«, krächzte sie mit tiefer Raucherstimme.

»Die Karotte musste wieder nach Hause«, erklärte Tracy und ging zu unserem Bus, um ihren Korb zu holen. »Aber sie hat dir ein Geschenk dagelassen.« Das Kind sprang aus dem Auto und grabschte selig nach einem der wenigen T-Shirts, die wir für die Tour dabeihatten, nach Broschüren und Ansteckern.

Unser Glauben an die Menschheit war wiederhergestellt. Wir gaben Gas und nahmen Kurs auf Kansas City.

Kernschmelze



Meine Eltern, Mary Ellen und Ray, bei ihrer Hochzeit. Da hielten sie das noch für eine gute Idee.

Das stärkste Erdbeben, das den Norden Amerikas je erschütterte, ereignete sich am 27. März 1964 in Alaska. Es tötete 117 Menschen und löste einen Tsunami aus, der mit einer Geschwindigkeit von 450 Meilen pro Stunde im Pazifik nach Süden raste. Nach den Prognosen der Experten würde die Riesenwelle, nachdem sie die kanadische Küste verwüstet hatte, noch in derselben Nacht auch den Süden Kaliforniens heimsuchen.

Ray und seine Frau Mary Ellen sahen diese Warnung in den Spätnachrichten. Ray küsste seine Frau und legte sich ins Bett. Ihr kleines Vorstadthaus, so dachte er, eine Stunde südlich von Los Angeles in Newport gelegen, stand ja auf einem Hügel, hoch genug; die Familie würde keine nassen Füße bekommen. Ray schlummerte also gleich ein, aber Mary Ellen blieb wach. Während das Städtchen in einem nervösen Schlaf versank, lebte sie geradezu auf. Sie spürte, wie schon so oft, eine magnetische Kraft, die sie immer genau dorthin zog, wo etwas passierte. Auf Zehenspitzen schlich sie ins Badezimmer, kämmte ihr dunkelblondes Haar und malte ihre Lippen in dem Rosa an, das zu ihrem Markenzeichen geworden war. Dann setzte sie sich in den kastanienbraunen Plymouth Belvedere Kombi und fuhr geradewegs zum Strand - in der Hoffnung, Zeugin eines geschichtsträchtigen Ereignisses zu werden. Ich war übrigens ihr unwissentlicher Komplize; sie war zu diesem Zeitpunkt schwanger mit mir. Mein erstes Abenteuer erlebte ich also, bevor ich geboren wurde.

Mary Ellen kurvte um die bereits gesperrten Abschnitte des Pacific Coast Highway herum und fand schließlich in der Nähe von

Newport Pier ein geeignetes Plätzchen, wo sie geblendet war von der Schönheit des Sternenhimmels und des Meeres. Es waren schon andere Katastrophen-Beobachter da, die Mary Ellen begrüßten. Und dann, ohne weitere Warnung, schlug es ein wie eine Bombe - nicht die versprochene Monsterwelle, sondern eine Radiomeldung, dass der Tsunami nicht mehr sein würde als eine ordentliche Welle für Surfer. Mit einem Seufzer schloss sich Mary Ellen den anderen Gaffern an, die zu einem Cafe am Strand pilgerten, das extra wegen der angekündigten Naturkatastrophe geöffnet hatte. Sie saß alleine am Tresen, enttäuscht, dass Mutter Natur ihr dieses nächtliche Erlebnis versagt hatte.

Das ganze Leben ist wie eine Parade, lernte ich später von meiner Mutter, und es macht mehr Spaß, selber mitzulaufen, als nur zuzusehen, wie die anderen vorüberziehen. Ihre Unabhängigkeit war das Ergebnis einer Kindheit in der Gosse. Wie bei einem Jojo war es in ihrem Leben auf und ab gegangen, vom Heim zu Pflegefamilien und wieder zurück, nach Virginia und nach Washington, wo sie später die Schule schwänzte, um bei spannenden Verhandlungen vor dem Obersten Gerichtshof oder Debatten im Kongress zuzuhören. Als Franklin D. Roosevelt im Capitol Japan den Krieg erklärte, saß sie mit ihren frechen Zöpfchen in den Zuschauerrängen.

Meine Eltern haben sich in den späten Fünfzigern in Reno kennengelernt, »der größten Kleinstadt der Welt«. Mary Ellen war in den Westen gezogen, um an den Siebzehn-und-vier-Tischen in Harald's Club zu arbeiten, einem alten Kasino, dessen Fassade ein gigantisches Wandgemälde mit Pionieren und ihren Planwagen schmückte. Mary Ellen war nicht wegen ihrer Fertigkeiten im Kartenspiel eingestellt worden, sondern weil sie gut aussah; wenn sie die Karten gab, trug sie glänzende Cowgirlstiefel, dazu enge Westernhosen, ein rot kariertes Hemd mit silbernen Kragenspitzen, das passende Halstuch und einen riesigen Hut. Sie mietete sich ein Zimmer in

einem Motel, in dem ein gut aussehender, freundlicher junger Mann namens Ray arbeitete. Er war groß und schlank, hatte kurz geschorenes dunkles Haar, haselnussbraune Augen und einen einfachen, direkten Charme. Eines Nachmittags dann, sie war gerade dabei, vor einem Rückspiegel ihre Frisur zu ordnen, kam er auf sie zu.

»Und, ist mein Pony o.k. so?«, fragte sie und strahlte ihn aus babyblauen Augen an. Muss wohl sogewesen sein, jedenfalls waren die beiden zwei Wochen später verheiratet und zogen nach Südkalifornien.

Ray stammte aus einer jüdischen Familie, die 1902 vor der Verfolgung aus der Ukraine geflohen war. Als blinde Passagiere fuhren sie auf einem Dampfer nach Kanada. Er wuchs dann in einem rauen Latino-Viertel von Los Angeles auf - ein gut gelaunter, hart arbeitender Optimist, der sich leidenschaftlich für die Geschichte des amerikanischen Bürgerkriegs interessierte, Reisen mit dem Auto liebte und gutes Essen. Was auf mich eins zu eins abgefärbt hat. Beim Essen klaute er sich zum Beispiel von allen anderen Tellern einen Bissen zum Probieren. Auch das ist eine Angewohnheit, die ich von ihm geerbt habe. Kurz nachdem meine Eltern geheiratet hatten, nahm er einen)ob als Lkw-Fahrer an, er transportierte Hühner. Wenig später machte er als Restaurantmanager Karriere, und die beiden ließen sich in Newport Beach nieder, einer sauberen Siedlung für die Gutsituierten im ultrakonservativen Orange County. Ray und Mary Ellen, beide Aktivisten in der Wahlkampagne john F. Kennedys, passten eigentlich nicht in diese ordentliche Enklave des Atomzeitalters, aber sie dachten wohl, die Gegend sei ideal, um Kinder großzuziehen. Mein Bruder Mike kam 1963 zur Welt, ich 1964, und 1967 folgte Patrick. Wie es sich für eine traditionelle amerikanische Familie gehört, ließen sich meine Eltern kurz darauf scheiden. Das war 1971.

Damit gehörten wir nicht mehr zur Mittelschicht, und Mom, Mike, Patrick und ich zogen vom Wasser weg nach Costa Mesa.

Das war eine langweilige Vorstadt, die im Prinzip nur aus Einkaufspassagen und Fast-Food-Buden bestand, in denen es von sonnengebräunten Menschen nur so wimmelte, die wirklich glücklich waren, weil das Wetter immer so schön war. Wir lebten in einer schäbigen Dreizimmerwohnung; wobei Mike, weil er der Älteste war, sein eigenes Zimmer bekam, und Patrick und ich uns grummelnd eines teilen mussten. Unsere Mutter schlief im Wohnzimmer auf einem abgewetzten Sofa, umgeben von vollgestopften Bücherregalen und dem Fernseher mit der Kleiderbügelantenne.

Aber auch wenn es uns wirtschaftlich immer schlechter ging, bestand Mary Ellen darauf, wie sie es bei jeder passenden Gelegenheit in rauem Südstaaten-Slang deklamierte, dass wir kultiviert blieben, jeden Samstagmorgen, da konnte aus der Nachbarwohnung noch so laut Led Zeppelin dröhnen, schaltete sie den Klassiksender im Radio ein und beschallte uns mit Opernmusik, live aus der Met in New York, wenn möglich. Dann schmierte sie sich eine fettige Creme ins Gesicht und machte sich ans Putzen, wobei ihr oft die Tränen nur so die Wangen hinunterliefen. Nicht etwa weil sie Hausarbeit hasste, sondern weil eine besonders emotionale Arie sie bewegte. Mike war vielleicht der Vernünftigste von uns dreien, und er teilte ihren exquisiten Musikgeschmack; er wurde sogar ein regelrechter Beethoven-Fan. Wenn er auf seiner Geige aus dem Trödelladen fiedelte oder auf dem alten Klavier klimperte, das in einer Ecke des Wohnzimmers stand, bluteten meine Ohren. Als klassische Musik konnte ich vielleicht gerade noch das Electric Light Orchestra akzeptieren, dessen Songs ich aus dem Radio mit meinem Kassettenrekorder aufnahm - wenn ich mich nicht mit Patrick über eine total peinliche Cheech&Chong-Platte halb totlachte. Oder vor dem Fernseher jubelte, wenn einer meiner Lieblings-Skater im Rollschuh-Derby gerade einen Gegner über die Bande beförderte. Meine Ansprüche an Kultur waren jedenfalls so gering, dass man sie schon unterirdisch nennen konnte.

Abends, wenn unsere Mutter von einem der vielen Buchhalterjobs zurückkam, zu denen die Zeitarbeitsagentur sie schickte, hatten wir schon ein Fertiggericht zubereitet; wir aßen und sahen die Fernsehnachrichten. Meine Mutter war immer super informiert, über örtliche Affären ebenso wie über das Geschehen auf der internationalen Bühne. Sie überraschte uns immer wieder mit profunden Einsichten zu allen möglichen Themen. Frauen, die ihre BHs verbrannten? »Welcher Idiot mit Brüsten ist denn auf die Idee gekommen?« Menschen, die ihren Pullover mit den Ärmeln um die Hüfte oder um den Hals banden? »Haben in unserer Gesellschaft nichts verloren!« Gelegentlich ließ Mary Ellen die Arbeit sausen, um als Freiwillige bei der gerade aktuellen guten Sache zu helfen. Das konnte einerseits ein Protestmarsch an der Seite mexikanischer Einwanderer sein, andererseits aber auch ein Einsatz, wenn es galt, die Villa eines Millionärs von einer Schlammlawine zu befreien. Nur mit einem prominenten Verein vor Ort wollte sie partout nichts zu tun haben - mit den extremen Rechtsauslegern von der John-Birch-Gesellschaft, die hier ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Unsere Mutter stellte sich auch gerne als »eine der letzten Sozialistinnen« vor, was möglicherweise der Grund war, warum sie nur selten zu Tupper-Partys eingeladen wurde.

Die meisten Eltern halten das Übel der Welt von ihren Kindern fern, was meiner Meinung nach eine wahre Epidemie der Apathie ausgelöst hat; bis die Kinder endlich für alt genug erachtet werden, die Dinge zu »verstehen«, haben sie sich längst daran gewöhnt, gar nichts wissen zu wollen und sich nicht kümmern zu müssen. Ganz anders Mary Ellen: In ihrer oft irrationalen und emotionalen Art übte sie sanften Druck auf uns aus, bei jeder Meldung in den Nachrichten irgendwie Partei zu ergreifen. Als Walter Cronkite berichtete, dass schwule Aktivisten der singenden Schönheitskönigin und erklärten Homohasserin Anita Bryant wegen ihres Protests gegen ein Gleichstellungsgesetz eine Torte ins Gesicht geklatscht hatten,

sprang meine Mutter jubelnd auf - um dann den Ton runterzudrehen und uns die Geschichte haarklein zu erklären.

»Homosexuelle sind Jungs, die Jungs lieben, und Mädchen, die Mädchen lieben«, sagte sie. »Und manche Idioten fühlen sich von Schwulen bedroht, weil in der Bibel steht, dass man nur lieben soll, wenn man Kinder haben will, was nur dann passiert, wenn Jungs Mädchen lieben. Total hirnverbrannt. Auch Jungs und Mädchen lieben sich, ohne dauernd Babys zu kriegen. Und überhaupt gibt es eh schon zu viele Menschen auf diesem Planeten.« Meine vorpubertären Brüder und ich verstanden zwar die Geschichte mit den Babys nicht so richtig, aber wir fanden die Idee klasse, dass da einer jemand anderem eine Torte ins Gesicht donnerte. Diese Schwulen waren offenbar echte Witzbolde, und wir wollten unbedingt welche kennenlernen.

»Wenn das so ist«, verkündete unsere Mutter, »dann werde ich euch zum Ballett anmelden, da könnt ihr live erleben, was für Spaßvögel das sind.« Bereits zu Weihnachten steckten wir in Strumpfhosen; wir hatten in der örtlichen Produktion des *Nussknackers* die Rolle der tanzenden Mäuse gewonnen.

Mary Ellen hatte also eine Meinung über Politik - und sie zögerte nicht, diese auch mit Politikern zu teilen, und zwar per Telegramm. Und wenn es noch so viel kostete; dann wurde eben die Miete nicht pünktlich bezahlt. Präsident Nixon hat beispielsweise ein solches Telegramm von ihr bekommen - mit der Aufforderung, seine Truppen umgehend aus Kambodscha zurückzuziehen. Als wir keinen positiven Bescheid erhielten, hängten wir ein großes Banner aus dem Fenster: »Impeach Nixon!« - Amtsenthebung für Nixon.

»Ja, den Nixon mag ich auch«, sagte unser einfältiger, dauergrinsender Nachbar ohne jede Spur von Ironie. »Merde«, seufzte Mutter und rollte mit den Augen. »Na, wenigstens hat er *ein* Wort verstanden.«

Das Schlimmste, was man bei uns in der Familie sagen konnte, war: »Kümmer dich um deinen eigenen Kram.« Mutter hatte uns bei-

gebracht, wachsam, fürsorglich und, wenn nötig, auch aufdringlich zu sein. Das war wahrscheinlich auf die institutionelle Gleichgültigkeit zurückzuführen, die ihr während der großen Wirtschaftskrise in den Waisenhäusern widerfahren war. Wir lernten jedenfalls, die Welt um uns herum zu beobachten und entsprechend zu reagieren, ja Verantwortung zu übernehmen - eben auch für Tiere.

Eines Nachmittags, da war ich in der dritten Klasse, sah ich auf dem Weg nach Hause ein paar bedrohlich wirkende Fünftklässler Steine in einen Busch werfen. Ich verlangsamte mein Tempo, denn ich war neugierig, wollte aber gleichzeitig möglichst lässig wirken und die Jungs nicht provozieren, denn sie sahen nach der Sorte aus, die einem ohne Vorwarnung in den Magen boxt. Ich kam also näher und hörte ein erbärmliches Quieken aus dem Busch. Die Jungen kicherten. Ich kniete mich hin und konnte zwischen den Zweigen eine total verschreckte, schwangere grau getigerte Katze erkennen. Sie hatte versucht, sich zu verstecken, und sich dabei komplett verheddert - ein Bild des Jammers und der Hilflosigkeit. Sie schaute mir direkt in die Augen und überlegte wohl, ob ich auch zu den Angreifern gehörte.

Ob mich die Fünftklässler verhauen würden, wenn ich jetzt dazwischenging? Ich war mir nicht ganz sicher und setzte vorsichtshalber ein verschwörerisches Grinsen auf, als würde ich an ihrem Spaß gleich teilhaben wollen - natürlich nur, um Zeit zum Nachdenken herauszuschinden. Sollte ich versuchen, meine Brüder zu finden? Oder meine Mutter bei der Arbeit anrufen? Die Polizei alarmieren? Oder einfach an der nächsten Tür klopfen? Die Jungs hatten jetzt ihren Vorrat an Steinen erschöpft und warfen mit Stöcken und Erdklumpen nach der Katze. Wie weit würden sie gehen? Ich kniete mich wieder hin - und sie blickte mich an, voller Panik.

Ohne mich weiter um die jungen Sadisten zu scheren, machte ich einen Satz nach vorne und griff durch die Zweige nach der Katze - ohne dabei ihren Bauch zu quetschen. Es war nicht leicht,

sie jaulte und versuchte, mich mit ihren Krallen zu erwischen, aber ich bekam sie irgendwie los, nahm sie in meine Arme und rannte. Über die Straße, bloß nicht nach hinten gucken, nach Hause mit dem zappelnden Bündel. Dabei flüsterte ich ihr zu, dass sie in Sicherheit war und alles gut werden würde - was auch auf mich selbst einen beruhigenden Effekt hatte, denn ich wollte unter keinen Umständen die Aufmerksamkeit unserer Nachbarn wecken. In unserem Wohnblock waren Haustiere nämlich nicht erlaubt.

Am nächsten Morgen, kurz vor Sonnenaufgang, kündigten sich bei unserer zersausten neuen Freundin, die ich auf den Namen »Gräfin« getauft hatte, die Wehen an - mit einem Jaulen aus dem Kleiderschrank. Patrick, Mike und meine Mutter schauten aus sicherer Entfernung zu, während ich mich auf dem zotteligen Teppich an den Schrank heranrobbte und durch einen Spalt beobachtete, wie die Kätzchen herauskamen. Pflichtgemäß leckte die Gräfin danach die Nachgeburt von jedem ihrer Babys, und ich fragte mich im Stillen, ob sie eines möglicherweise komplett verschlingen würde. Denn ein Freund hatte mir einmal erzählt: »Kranke Kätzchen schmecken nach Schokolade, damit die Mutter weiß, welches sie gleich fressen muss.« Diese sechs durften leben. Kaum war das letzte glitschige Kätzchen geboren, schnappte die Gräfin ihr Viertgeborenes am Nacken und hievte es schnurrend in meine Hände, bevor sie sich wieder dem Rest ihrer Jungen widmete. Das kleine Ding war vollkommen weiß, und ich taufte es auf den Namen Harvey. Dann legte ich es zurück zu seinen Geschwistern. Die Gräfin streckte ihren Hals, so weit sie konnte, um sich an meinen Arm zu schmiegen. Ihr Blick war die pure Dankbarkeit. Es war ein Erlebnis, noch größer und besser, als sich im Kino in einen Film zu schmuggeln, der nicht jugendfrei war.

Unser Ruf in der Nachbarschaft als Tierfreunde wuchs dann sehr schnell. Nicht lange nachdem wir die Gräfin aufgenommen hatten, klopfte ein Kind von gegenüber an unserer Tür und berich-

tete, dass auf dem Schuldach eine Katze saß und erbärmlich maunzte, weil sie nicht mehr herunterkam. Patrick lief hin, kletterte aufs Dach und brachte die Katze mit nach Hause. Das war Bridget, ebenfalls schwanger. Sie brauchte einen Notfall-Kaiserschnitt, den wir uns eigentlich überhaupt nicht leisten konnten, aber irgendwie ging es dann doch.

Außerdem waren da noch die Straßenkatzen, die sich an den stinkenden Mülltonnen hinter unserem Wohnblock herumtrieben. Einige nahmen unsere Einladung dankend an und kamen zum Spielen in die Wohnung, während andere lieber draußen blieben, was uns die ständige Sorge bescherte, sie könnten sich mit den falschen Leuten einlassen. Wie etwa dem Typ am Ende unserer Straße, der neugeborene Kätzchen gegen seine stuckverzierte Wand schmiss, als wollte er seine Baseball-Wurftechnik trainieren. Dann den fiesen Teenagern, die Katzenköpfe mit den schweren Deckeln der Müllcontainer knackten, nur so aus Spaß. Oder dem Idioten, der in der kaputten Lüftungsklappe seiner Garage Angelhaken anbrachte, damit sich die Katzen darin verfingen und bloß nicht mit ihren staubigen Tatzen auf seinem glänzenden roten Auto landeten (er stritt sich schon ewig mit seinem Vermieter darüber, wer die Klappe vor der Lüftung zu ersetzen hatte). Und dann war da noch die Gefahr, die von unseren neusten Nachbarn ausging: kriegsmüde Flüchtlinge aus Vietnam, die noch unter Kulturschock standen und angeblich Katzen zum Abendessen kochten, ganz wie zu Hause.

Wir lernten jedenfalls ziemlich schnell, dass ein Katzenleben in der Gosse rein gar nichts mit Walt Disneys *Aristocats* zu tun hatte, und funktionierten unsere Wohnung in ein Asyl für Straßenkatzen um. Schon einen Monat nachdem wir das erste Tier aufgenommen hatten, lebte bei uns in jedem Schrank eine Katzenfamilie, dazu noch ein paar Einzelgänger, was eine Gesamtzahl von siebzehn Katzen und einem Hund ergab - in einer Wohnung, in der Haustiere eigentlich verboten waren.

»Ich weiß, was es bedeutet, ein Streuner zu sein«, sagte Mutter und begrüßte jeden Neuzugang mit einem Kuss.

Wir sahen unsere Mitbewohner auch nicht als Haustiere, eher als anhängliche Vagabunden, die irgendwie zum erweiterten Kreis der Familie gehörten. Natürlich hatten wir auch einen Riesenspaß mit ihnen, aber wir nahmen die Katzen nicht zu unserer eigenen Belustigung auf, sondern um sie vor den vielfältigen Gefahren auf der Straße zu bewahren. Nie wären wir auch nur auf die Idee gekommen, eine Katze oder einen Hund bei einem Züchter zu kaufen oder aus dem Tierheim zu holen - es gab einfach so viele von ihnen in unserer unmittelbaren Nachbarschaft, die unsere Fürsorge benötigten. Das Katzenasyl war nur ein weiterer Ausdruck unserer ausgeprägten Zivilcourage.

Unsere Freunde in der Schule mögen neidisch gewesen sein auf unsere wilde, bunte Menagerie, aber ihre Eltern und die Nachbarn hielten uns für komplett verrückt. Warum setzten die sich so für die Tiere ein, wenn sie selbst nicht genug zum Leben hatten? Ich denke, es war einfach ein Instinkt. Jede Katze bekam ein Bad und dann einen Besuch beim Tierarzt, wo sie untersucht und auch gleich kastriert wurde - selbst wenn das bedeutete, dass vielleicht der eine oder andere Scheck platzte. Wir konnten uns einfach nicht vorstellen, eine Katze abzuweisen oder ihr die Spritze gegen Katzenleukämie zu verweigern, nur weil wir gerade knapp bei Kasse waren.

Als ich in die vierte Klasse kam, ging es wirklich um jeden Cent, wir suchten morgens in den Spalten zwischen den Sofapolstern nach Kleingeld, damit wir uns mittags etwas zu essen kaufen konnten. Unser Vater, der nach Florida gezogen war, schickte sein Unterhaltsgeld zwar immer pünktlich und Mutter verdiente als Buchhalterin eigentlich auch nicht schlecht, doch wir hatten immer mehr Mäuler zu stopfen und Tierarztrechnungen zu bezahlen. Wenn es an der Haustür klopfte, spähten wir immer erst aus dem Badezimmerfenster, bevor wir aufmachten - aus Angst, es könnte

der Vermieter sein. Denn entweder wollte er die überfällige Miete eintreiben oder er hielt nach den Tieren Ausschau - und nach einem Grund, uns endlich rauszuschmeißen.

Patrick war erst sechs, also zu jung zum Arbeiten, aber Mike und ich suchten uns Jobs, um die Familienkasse aufzubessern. Eine Zeit lang habe ich die Lokalzeitung ausgetragen, den *Daily Pilot,* den wir nur »Pile-of-it« nannten, den täglichen »Misthaufen«, jeden Morgen um vier Uhr aufstehen, das war ein echtes Abhärtungsprogramm. Ich machte mit meinem Fahrrad die Runde und schmiss den Leuten die Zeitung vor die Tür - und schaffte es gerade rechtzeitig zurück, um vor der Schule noch die Zeichentrickserien im Fernsehen zu sehen und die Zeitung zu lesen. Meine liebste Rubrik war der Polizeibericht, der skurrile Verbrechen auflistete wie beispielsweise: BETRUNKENER TEENAGER NACH KAMPF MIT BAUM FESTGENOMMEN. Leider wurde ich gefeuert, als man beim »Pile-of-it« Wind davon bekam, dass ich noch nicht einmal zehn Jahre alt war. Mein nächster Job war es dann, für Gene Ray's Sun-O-Rama Werbung für Sonnenbänke unter die Scheibenwischer parkender Autos zu stecken. Der Spaß war allerdings auch schnell vorbei, als mich ein Wachmann des South Coast Plaza erwischte und zwang, alle Flugblätter wieder einzusammeln. Ich hatte natürlich keine Ahnung, dass ich erstens schwarz arbeitete und zweitens gegen irgendwelche Paragraphen verstieß. Aber das war nur die letzte Etappe vor meinem ersten längeren Arbeitsverhältnis: als Aushilfe für 25 Dollar das Wochenende im Pflanzenflohmarktbus. Ein ausrangierter, grün angemalter Schulbus, in dem es alles mögliche Grünzeug zu kaufen gab, vom Kaktus bis zum Zebra-Ampelkraut. Der Laden wurde von einem liebenswürdigen Hippie geführt, der immer enge und sehr schmutzige Jeans trug. Gelegentlich, wenn mal nicht so viel los war im Laden, vertraute er mir an, dass er gerade so richtig geil sei. Ich hatte nicht die Spur einer Ahnung, was er damit meinte, und antwortete dann immer mit einem lässigen »Ist doch cool«.

Mein Extraverdienst war natürlich eine Hilfe, aber eigentlich mussten wir einen echten Jackpot knacken, und genau das geschah, als mein Lieblingsfernsehquiz *Joker's Wild* verkündete, man wolle für die kommenden Ferien Kinder als Kandidaten in die Sendung holen. Ich war so aufgeregt, dass ich mich fast an meinen Pringles verschluckte, als ich zum Telefon hechtete. Die Dame von CBS am anderen Ende sagte mir, ich müsse mich schriftlich bewerben, so wie es im Abspann der Show stand. Also schickte ich sofort eine Postkarte los - und begann einen regelrechten Telefonterror, bis sie mir endlich verrieten, wann die Probeaufnahmen stattfinden würden. Meine Mutter nahm sich einen Tag frei, und wir fuhren mit dem Auto nach L. A. zu den TV-Fritzen, die uns zum Vorsprechen in ein hektisches, stickiges Büro holten. Ich kann mich heute nicht mehr daran erinnern, was sie eigentlich von mir wissen wollten, aber wahrscheinlich wollten sie einfach sichergehen, dass sich die sechs Bälger, die sie aus den tausend Bewerbern auswählten, nicht ausgerechnet vor der Kamera in introvertierte Mauerblümchen verwandelten. Irgendwie kam ich durch, und das war meine erste Lektion, dass sich Beharrlichkeit auszahlt. Natürlich, es war nur eine Quizshow, doch die Erfahrung schenkte mir Zuversicht, die ich später bei meinen hochfliegenden Vorhaben noch gut gebrauchen konnte. Wir kehrten jedenfalls blendender Laune nach Hause zurück, schmissen uns in die besten unserer Billigklamotten und gönnten uns einen Besuch in Coco's Coffee Shop, wo Mary Ellen zur Feier des Tages mit einem ungedeckten Scheck bezahlte.

Mein Fernsehdebüt fand im Dezember 1973 statt. Ich hatte damals eine wilde blonde Mähne und trug ein orangefarbenes Velourshemd, das anstelle von Knöpfen einen Reißverschluss hatte und außerdem einen riesigen, weichen Kragen. Dazu trug ich, sozusagen als Glücksamulett, einen blank polierten violetten Stein, den mir Freunde meiner Mutter überreicht hatten, an einer Kette um den Hals. CBS war irre, ein Senderkomplex, der sich nicht zu Unrecht

Television City nannte. Im Fahrstuhl sah ich Lee Merriweather mit Lockenwicklern im Haar, wahrscheinlich auf dem Weg zur nächsten Nahaufnahme für *Barnaby Jones.* Dann Dick Shawn, der in zwei unserer absoluten Lieblingsfilme spielte, in *The Producers* und *It's a* M*ad, Mad,* M*ad,* M*ad World.* Auf einer Musikbühne wurde gerade die nächste Folge der »Sonny and Cher Comedy Hour« aufgezeichnet, und ein paar von den Typen kamen doch tatsächlich rüber, um uns Bengel zu begrüßen. Der Anblick von Cher hatte mich komplett verzaubert, ich war wie gelähmt, als sie sich zu uns rüberbeugte und erkundigte, ob uns das Salami-Sandwich schmeckte, das CBS spendiert hatte. Ich konnte nur höflich nicken, denn ausgerechnet in diesem Moment hatte ich mir mit der Gratisverpflegung wie ein Hamster die Backen vollgestopft.

Meine Mutter durfte während der Show neben mir sitzen, und meine Gegnerin - zwölf Jahre alt, adrett, brünett - hatte ihren Vater mitgebracht. Aber sie verlor, denn ich wusste die Antwort auf jede Frage - bis auf eine: »Heißt das Baseball-Team aus Chicago White Sox, Red Sox oder Blue Sox?« Wäre die Sportfrage doch bloß über Roller Derby gewesen. Aber ich gewann. Zu meinen Preisen zählte: Zutaten fürs Kerzenziehen (super), eine mehrbändige Enzyklopädie (die ich obsessiv gelesen habe), zehn Tickets für die Hockeyliga (nur schade, dass ich keine zehn Freunde hatte und mir nichts aus Hockey machte), eine Spielzeugeisenbahn (die leider nie ausgeliefert wurde) und 375 Dollar in bar, die ich in einen Sparplan fürs College einzahlen sollte. Von wegen. Das Geld ging sofort für Tierarztrechnungen drauf. Aber zehn Jahre später, Riesenüberraschung, hat meine Mutter mir das Geld zurückgegeben. Das war kurz vor meinem Umzug nach Italien.

War natürlich Pech, dass ich kein Auto gewonnen hatte; unser stotternder Galaxie 500, Baujahr 1965, fiel nämlich gerade auseinander, und wir konnten es uns nicht leisten, ihn noch länger am Leben zu halten. Aber es kam noch schlimmer: »Entweder die Tiere

kommen weg«, drohte uns nun der Vermieter, »oder ihr fliegt raus.« Also beschlossen wir auszuziehen, was leichter gesagt ist als getan - ohne Auto. Aber wir fanden eine Wohnung nur eine Straße weiter.

Am Abend vor dem Umzug schickte Mary Ellen uns zum Pantry-Supermarkt, um schnell noch ein paar Einkaufswagen zu »borgen«, bevor sie für die Nacht weggeschlossen wurden. Am nächsten Morgen machten wir uns an die Arbeit. Wir luden unsere Habe in die Einkaufswagen und schoben sie von der Coolidge Avenue zum Filmore Way. Den ganzen Tag ratterten wir so über die Bürgersteige, den Wagen vollgestopft mit Töpfen und Pfannen, Schallplatten und Lampen, Bettzeug und - das war das Härteste - tonnenweise Büchern. Unsere Mutter ignorierte unser flehentliches Bitten, doch wenigstens ein paar der dicken Geschichtsbände von Will Durant wegzuschmeißen oder zumindest die gebundenen Agatha-Christie-Romane-keine Chance. Den Nachbarn fielen fast die Augen aus dem Kopf, und sie versuchte, die Aktion auch noch schönzureden. Wir seien jetzt sozusagen die Stars in unseren eigenen Soap Opera.

»Eure Freunde könnten so etwas doch nie und nimmer machen«, versuchte sie uns einzureden.

Mit den vollgepackten Klapperkisten um die Kurven zu lenken war schon eine ziemliche Herausforderung, aber Patrick und ich hatten besonderen Spaß daran, mit den leeren Einkaufswagen wieder zurückzurasen. Mike hingegen konnte dem Unterfangen überhaupt nichts abgewinnen, und seine Laune verfinsterte sich weiter, als er unser sowieso schon ramponiertes Klavier über Bordsteine und Temposchwellen manövrieren musste. Das Instrument rumpelte über Fugen und Ritzen im Asphalt und spielte dabei seine eigene abstrakte Sonate, die immerhin dafür sorgte, dass alle Nachbarn aus ihren Wohnungen kamen, um zu sehen, wer bloß diesen verrückten Radau veranstaltete. In der Abenddämmerung

pendelten wir dann noch ein paar Mal, und zwar heimlich, still und leise, zwischen altem und neuem Quartier. Unter unseren Jacken versteckt - die Katzen.

Aber schon wenig später, zu Thanksgiving, hatten wir den absoluten Tiefpunkt erreicht: Das mit dem Auto hatten wir schon lange abgeschrieben, doch jetzt waren wir so pleite, dass wir auch die Stromrechnung nicht mehr zahlen konnten. Unsere Mutter war wie üblich nicht um eine Lösung verlegen und schaffte es irgendwie, die Leute in einem Restaurant an der Baker Street zu überreden, den Truthahn für uns zu braten. Leider fuhren die Busse sehr selten an diesem Feiertag, sodass Patrick und ich ewig mit der schweren Broilerpfanne an der Haltestelle standen, bis endlich die Linie 32 vorbeikam. Mike war um diesen Job herumgekommen, weil er sich noch nicht von dem peinlichen Erlebnis erholt hatte, den rohen Truthahn auf dem Fahrrad nach Hause zu schaffen, wobei ihm der Saft des auftauenden Vogels aus dem Rucksack tropfte. Es fiel ihm allerdings überhaupt schwer, das Komische an unserer verzweifelten Lage zu sehen.

Kein Strom, also verspeisten wir unser Festessen bei Kerzenlicht. Normalerweise wurden Kerzen bei uns nur dann angezündet, wenn jemand gestorben war - egal, ob jemand aus der Familie, ein Freund oder ein besonders heiß geliebter Promi. Als die Schauspielerin Vivian Vance dahinschied, strahlte die ganze Wohnung wie ein Kronleuchter. Es war eines der wenigen Rituale, die unsere Mutter aus der Zeit bei ihren katholischen Pflegeeltern bewahrt hatte - das und sich zu bekreuzigen, wenn sie ein Tier sah, das auf der Straße plattgefahren worden war. Mit dem Kerzenschein kam mir unser Mahl allerdings eher vor wie eine Halloweenparty als ein Erntedankschmaus, aber das traf die Stimmung eigentlich recht gut; wir waren ja sowieso eher die Munsters aus der gleichnamigen TV-Serie über eine transsilvanische Horrorfamilie als die kreuzbraven Waltons. Auf jeden Fall waren wir eine echte Familie. Un-

sere Mutter goss gerade so viel von dem billigen Rotwein in unsere Zitronenlimo, dass sich der Inhalt rosa färbte, und Mike servierte den Truthahn, umringt von dankbaren Katzen, die sich über jeden Krümel von unserem Tisch freuten. Ihre flackernden Silhouetten lieferten den passenden Wandschmuck zu unserem sonderbaren Fest.

Die Leute fragen mich heute oft, wie ich meinen Kampf mit einem fröhlichen Gesicht führen kann - angesichts der schrecklichen Grausamkeiten, die Tieren angetan werden. Ich glaube, meine optimistische Art hat sehr viel mit dieser Phase der Armut zu tun, als wir immer, egal wie elend und hoffnungslos unsere Lage schien, dennoch mehr Spaß hatten als alle anderen. Es ist so eine Art tief verwurzelter Galgenhumor. Einmal zum Beispiel, als wir in der Schlange vor der Kasse im Supermarkt standen und die Frau gerade verkünden wollte, dass unsere Schecks nicht akzeptiert würden, flüsterte meine Mutter mir ins Ohr, dass ich so tun sollte, als sei mir schrecklich übel. Sie wollte, dass wir beide rausrennen und uns die öffentliche Erniedrigung ersparen konnten, wenn jeder glaubte, wir seien totale Versager. Ich fing also an zu würgen, als müsste ich jeden Moment kotzen, bis Mutter mich mit einem »Ach, du Armer!« schnappte und nach draußen zerrte, wo wir beide in ein wildes Gelächter ausbrachen. Lachen ist einfach besser als Heulen, obwohl wir auch davon reichlich hatten.

Unsere Mutter ist eigentlich nie mit Männern ausgegangen, weil sie zum einen wohl kein Interesse an Liebesaffären hatte, zum anderen aber auch überhaupt keine Geduld für Small Talk - und sowieso nicht besonders viele Leute kannte, die sie hätte treffen wollen. Mein Vater war da ganz anders; kaum war er nach Osten gezogen, da plante er schon die nächste Hochzeit - mit einer sonnigen Frau namens Joan aus New Jersey, die der lebende Beweis war, dass an den Legenden von der fiesen Stiefmutter aber auch gar nichts dran war. Um die beiden besser kennenzulernen (und zur Abwechslung

mal ein stinknormales Mittelklasseleben zu versuchen), zog ich, als ich zehn war, für eine Weile zu ihnen nach Tampa.

Meiner Mutter war klar, dass ich jetzt mit einem Paar unter einem Dach wohnen würde, das gemeinsam in einem Bett schlief, also schleppte sie mich in ein Colony-Kitchen-Cafe, um mich in die Geheimnisse des Lebens einzuweihen. Meinen Bruder Mike hatte sie schon aufgeklärt, und er hatte sie beschworen, mir bloß nichts davon zu erzählen, weil ich sonst, sagte er, »am Esstisch von nichts anderem mehr« reden würde. Ich war also in heller Aufregung, dass nun endlich dieses unglaubliche Geheimnis gelüftet werden sollte, was offenbar, wie meine Mutter angedeutet hatte, etwas mit Eiern zu tun hatte. Im Cafe baten wir die Kellnerin um einen Tisch in der Ecke, und ich bestellte, passend zum Thema des Tages, ein Eiersalat-Sandwich. Als die Bedienung wieder weg war, lehnte sich meine Mutter nach vorn - und dann erklärte sie mir die Sache mit dem Penis und der Vagina und wie dabei ein Ei befruchtet wird, aus dem dann ein Baby wird. Mein anfängliches Interesse verwandelte sich schnell in Ekel, und ich wünschte, ich hätte etwas anderes bestellt. Sehr zögernd biss ich in mein Sandwich, aber ich konnte den Happen einfach nicht schlucken, der reproduktive Brei saß auf meiner Zunge wie festzementiert. Wie zum Teufel konnte man so etwas nur essen? Ich spuckte den widerlichen Schleim in meine Serviette und rannte auf die Toilette, um meinen Mund auszuspülen. Ich habe auch später nie richtig gelernt, wie das mit der Befruchtung alles funktioniert - und den Appetit auf Eier für immer verloren.

Das sorgenfreie Jahr mit meinem Vater in Florida war ein Genuss. Ich ging jeden Tag zu ihm ins Restaurant - er war Geschäftsführer im *Steak & Brew* -, knabberte Croutons vom Salatbuffet und beobachtete die Kundschaft, die Cocktails schlürfend durch das Deko-Sägemehl schlurfte. Im Hintergrund dudelte dazu das Carole-King-Album *Tapestry*. Nach der Schicht setzten wir uns zusammen hin; mein Vater genehmigte sich einen Scotch, Joan

nippte Wein, und ich trank Shirley-Temple-Cocktails, eine wilde Mischung aus Ginger Ale, Granatapfelsirup und Orangensaft mit extra Maraschino-Kirschen. Und manchmal ließ mich mein Vater sogar richtigen Stoff probieren. Er war wie Joan der Meinung, dass ein totales Alkoholverbot Kinder erst recht zum Trinken verleiten würde - und prost! Zu Hause kostete ich regelmäßig von seiner Sammlung fruchtiger Liköre. Einmal wollte er uns so richtig beeindrucken und servierte Aprikosen-Schnaps, den er im Glas anzündete. Leider platzte das Glas auf dem Weg zum Tisch - und der feurige Drink setzte unseren beigefarbenen Teppich in Brand.

Joan und mein Vater wurden dann die Opfer meiner ersten Kampagne - ich wollte, dass sie das Rauchen aufgaben. Nicht weil ich mir Sorgen um ihre Gesundheit machte, sondern weil ich einfach den Gestank der kalten Asche absolut abstoßend fand. Im Auto ruinierte ich ihre Salem-Zigaretten, indem ich das Fenster hochkurbelte und sie zerquetschte. Wenn sie dann neue kauften, sang ich auf dem Rücksitz schunkelnd in meinem grässlichsten französischen Akzent: »Alouetta, mach auuus die Sigaaretta, Alouetta, mir wirrrd schlechta ...« Sie haben dann bald mit dem Rauchen aufgehört.

Freitagabends hat mich mein Vater immer zur Synagoge mitgenommen. Ihm zuliebe tat ich so, als interessierte ich mich wirklich für den jüdischen Glauben, und ich ging sogar in die Hebräischstunden, obwohl ich nie wirklich das Gefühl hatte, zum »auserwählten Volk« zu gehören. Eine unserer wichtigsten Aufgaben war es, Hassbriefe an Präsident Nixon zu schreiben und gegen den Nahost-Friedensplan seines ägyptischen Amtskollegen Anwar as-Sadat zu protestieren. Mir war nicht besonders wohl dabei, wütende Briefe über ein Thema zu schreiben, von dem ich kaum etwas verstand. Konnten wir nicht lieber bei NBC Beschwerde einlegen, dass sie die Comedy-Sendung *Laugh-In!* aus dem Programm genommen hatten? Der Unterricht war also nichts für mich, aber meine Kippa habe ich trotzdem nicht an den Nagel gehängt - im Gegenteil, ich bin

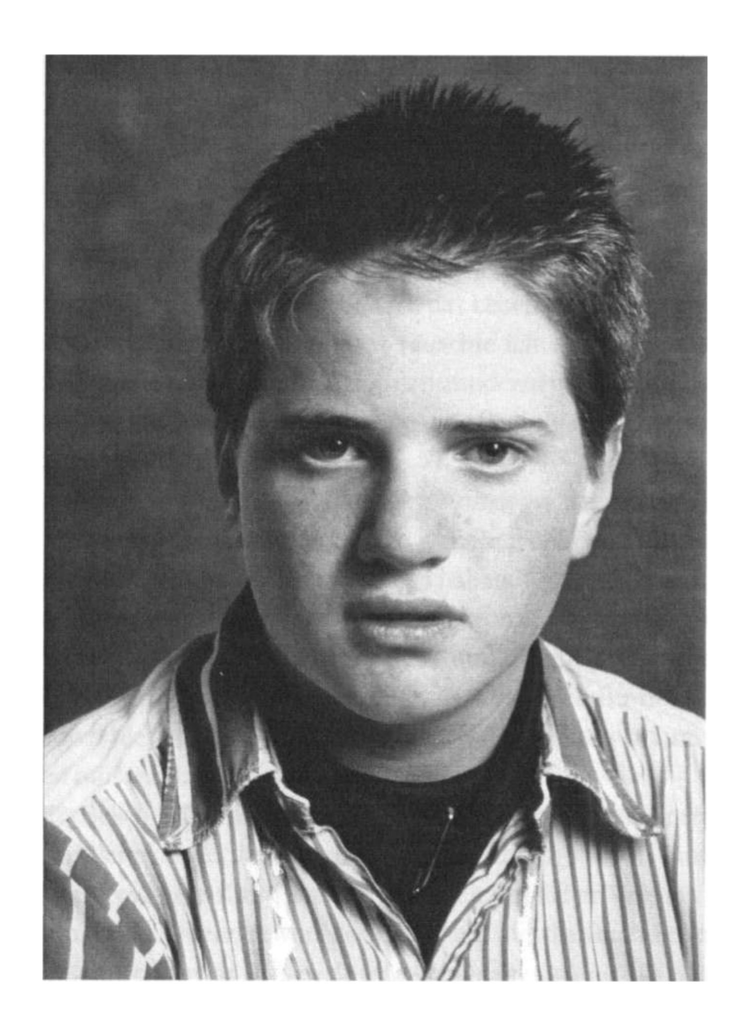
noch zu ungezählten Pessach-Festen und Rosch-ha-Schana-Partys gegangen, wo glücklicherweise niemand so genau hinsah, ob ich nun Pampelmusensaft oder Manischewitz trank.

Meine Idee von Religion war Bowling. Immer samstags brachte mich Joan zu den Wettkämpfen der Junior-Bowling-Liga, wo ich nicht selten eine 200 schaffte - und zwar mit einer leuchtend violetten Kugel, die perfekt zu meinem Amulett passte, das mir bei *Joker's Wild* schon wertvolle Dienste geleistet hatte. Die Welt des Bowlings hatte mich regelrecht verzaubert: Ich liebte das schummerige Licht, den konstanten Lärm der klackernden Kegel, die schäbigen Sitzgarnituren und besonders die liebenswerten Sonderlinge, die diesen Kosmos bevölkerten. Ein Junge aus meiner Liga brachte mir einen Superstreich bei: den Bahnwart anrufen und fragen, wo er denn seine schwersten Kugeln habe. Wenn der Bahnwart nicht gleich reagierte, brüllten wir ins Telefon: »Hängt bei dir deshalb die Hose so tief?«

Sonntags fuhr ich mit meinem Vater oft schon vor Sonnenaufgang an den Pier von Daytona zum Fischen. Mit einem lebenden Köder zu arbeiten fand ich faszinierend. Man musste einen winzigen Fisch nehmen und ihm den Haken vorsichtig durch die Kiemen stecken, ohne ihn so zu verletzen, dass einem sämtliche Eingeweide über die Hand liefen. Da war chirurgische Präzision gefragt. Alternativ konnte man dem Fischlein den Haken durch den Rücken pieksen und ihn wie eine Puppe zappeln lassen, bevor man die Leine auswarf. Wenn er erst im Wasser war, begann der Fisch, um sein Leben zu schwimmen, und ich versuchte mir immer vorzustellen, welches Monster der See ihn wohl verschlingen würde. Meistens war es dann nur eine Makrele, und die schmissen wir zurück ins Wasser. Die Überreste meines kleinen Köderfischs zu sehen gab mir allerdings immer ein elendes Gefühl.

Aber wenigstens hatte ich die Makrele nicht getötet, redete ich mir dann ein, sondern ihr nur den Tag vermiest.

Meine Karriere als Außenseiter



ES war ein schöner Herbstmorgen, als ich mit dem Fahrrad zur Anmeldung an der Davis Middle School radelte. Ich fühlte fast so etwas wie Euphorie und freute mich auf neue Freunde und ernsthafte Fächer wie Hauswirtschaft und Werken mit Holz. Ich war zu meiner Mutter und meinen Brüdern zurück gezogen und lebte wieder im Süden Kaliforniens. Obwohl ich erst elf Jahre alt war, kam ich mir sehr kultiviert vor, jetzt, da ich das Leben an Ost- und Westküste kannte. Voller Erwartungen rauschte ich also mit meinem orangefarbenen Schwinn-Rad auf den modernen Schulhof voller Mitschüler. Ich hatte ja keine Ahnung, wie flüchtig meine Begeisterung für die Junior High sein sollte.

Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes *gay* hat mich eigentlich immer sehr gut beschrieben, ich war ein fröhlicher, lebenslustiger Mensch, immer für einen Witz zu haben. Trotzdem begannen meine Mitschüler mich *gay* zu nennen, womit sie schwul meinten, weil ich so eine hohe Stimme hatte und oft offenbar grundlos kicherte oder lachte. Was nicht heißt, dass sie mich für den Klassenclown hielten, denn dann hätten mich die anderen ja amüsant finden müssen, und das war eben nicht der Fall.

Ein Beispiel: Einmal las unsere Englischlehrerin, eine sehr ernste Frau mittleren Alters, laut aus der Taschenbuchausgabe von »Rocky« vor, der gerade die Kinos erobert hatte. Ein löblicher Versuch immerhin, unser Interesse von der Leinwand auf die Buchseiten zu lenken. Ihr Name war Berger, sie trug kein Make-up und das Haar in einem ordentlichen, dunkelblonden Lockenturm. Sie stolzierte also im Klassenraum auf und ab, während sie die Seiten umblätterte,

und gab ihr Bestes, den finalen, verzweifelten Kampf im Ring mit Leben zu erfüllen, indem sie den Slang von Rocky Baiboa und den seines schwarzen Gegners Apollo Creed imitierte. Für mich war es die komischste Vorstellung, die ich je gesehen hatte - aber außer mir lachte niemand. Ich versuchte, meine Lachanfälle zu kontrollieren, so gut es nur ging, vor allem dann, wenn mich die vernichtenden Blicke von Mrs Berger oder meinen Klassenkameraden trafen, doch besonders erfolgreich war ich nicht. Schließlich der Höhepunkt, den sie dramatisch - und in bestem Getto-Speak der doppelten Verneinung - ungefähr so rezitierte: »Kein Revanchekampf kriegste nich.« Da verlor ich jede Kontrolle und schüttelte mich vor Lachen. Meine Mitschüler blickten finster drein, und die Lehrerin verdonnerte mich zum Nachsitzen. Das war bestimmt nicht das erste Mal, dass einige leise murmelten: »Was für eine doofe Schwuchtel.« Aber es ist das erste Mal, an das ich mich erinnere.

Nicht lange nach diesem Zwischenfall kam ich morgens zu spät in die Klasse. Es war ein kalter Tag, und ich war dick angezogen. Als ich zur Tür reinkam, richteten sich alle Blicke auf mich, und die Stille war mir so peinlich, dass ich einfach etwas sagen musste: »Dieser Mantel ist wirklich verdammt schwer«, verkündete ich und ließ mich auf den Boden fallen, als würde ich von dem Gewicht meiner Rüstung förmlich erdrückt. Ich fand das witzig, aber ich hörte nur vereinzeltes Kichern. Danach dauerte es nicht mehr lange, und der Spitzname »Schwuchtel« war fest etabliert.

In der Grundschule hatte sich niemand über meine alberne, unbekümmerte Art mokiert, aber in der junior Highschool war ich meinen Mitschülern ein Dorn im Auge. Anfangs waren es nur ein paar besonders bösartige Blagen, die mich schikanierten, aber es dauerte nicht lange, bis auch die anderen mitmachten, wenn auch vielleicht nur, um Eindruck bei der fiesen Bande zu schinden. Erst wurde ich angerempelt, dann hauten sie mir in den Magen. Sie demolierten die Speichen meines Fahrrads oder schmierten es mit

vulgärem Graffiti voll. Und sie hetzten die anderen Außenseiterauf, damit die sich mit mir prügelten. Ich denke, dass es sich vielleicht sogar wieder eingerenkt hätte, wenn ich mich besser gewehrt und wenigstens einem der Quälgeister mal ein blaues Auge verpasst hätte, aber Gewalt war einfach nicht mein Ding.

junior High ist der Ort, an dem die Leute anfangen, ihre soziale Stellung im Leben zu definieren, und wenn man einmal den Status des Außenseiters erreicht hat, gewöhnt man sich schnell daran, die Welt nur noch aus diesem Blickwinkel zu sehen - was einen fürs Leben prägen kann. Ich hatte zwar ein paar gute Kumpels, gehörte aber nie einem größeren Freundeskreis an. So kam es, dass ich mich nie als Teil einer bestimmten Clique sah, und das ist bis heute so, selbst unter gleichgesinnten Schwulen, Vegetariern oder Liebhabern des Roller Derbys. Ich habe deshalb auch nie einen Rang in solchen Gruppen eingenommen, ich war nicht oben oder unten - sondern einfach anders. Und das fühlte sich gar nicht mal so schlecht an.

Meine Probleme an der Davis Middle School wurden noch dadurch verschärft, dass damals meine eingewachsenen Zehennägel behandelt werden mussten - und zwar in einer Serie von Eingriffen, die mich so gut wie lahmlegten. Es waren wirklich schmerzhafte Operationen, die auch nicht gleich beim ersten Anlauf erfolgreich waren; meine großen Zehen sehen noch heute so aus, als hätte ihnen der Müllhäcksler eine Massage verpasst. Jedenfalls konnte ich lange keinen Sport treiben und wurde so fett, dass sie mich im Schwimmunterricht nach dem ersten weiblichen Orca in einer Delfinshow auf den Namen *Shamu* tauften. Schlimmer noch war aber, wie ich oft in die Schule gehumpelt kam: ein Fuß in einem normalen Schuh, der andere in einer offenen Sandale, aus der meine Zehen ragten - eingewickelt in blutige Mullbinden. Nicht gerade ein Auftritt, mit dem man in der Schule einen Beliebtheitswettbewerb gewinnt.

Natürlich war ich auch immer der Letzte, der im Sportunterricht in irgendein Team gewählt wurde. Der Vorletzte, der an die

Reihe kam, war Tony Anderson, den sie alle für einen Weichling hielten; zum einen, weil er sich mit mir abgab, und zum anderen wegen seiner Vorliebe für alles von Disney. Tony hatte dunkelbraune, schulterlange Haare und war ein hübscher Junge - trotz seiner Akne. Wenn er mich »Schwertransport« nannte, konterte ich mit »Kratergesicht«. Wir wurden ziemlich schnell dicke Freunde, nicht nur wegen unserer Position am unteren Ende der Hackordnung, sondern weil wir beide denselben schrägen Sinn für Humor hatten. Wir liebten nichts so sehr wie die verrückte Sozialsatire, die in den Siebzigern ihre schönste Blüte erreichte, und hörten nach der Schule nonstop die Platten der Kabarettistin Lily Tomlin. Und selbstverständlich verpassten wir nie eine einzige Folge der durchgeknallten Seifenoper-Persiflage *Mary Hartman, Mary Hartman.*

Tony war genau wie ich einer von drei Jungen, die bei ihrer alleinerziehenden Mutter aufwuchsen, nur dass Tonys Brüder beide krank waren; einer litt an Epilepsie, der andere an einem offenen Rücken. Wir versuchten, uns von den Belastungen zu Hause und der permanenten Schikane in der Schule abzulenken, indem wir so taten, als wären wir wie die Alien-Kinder aus *Escape to Witch Mountain,* die einfach nur lernen mussten, wie sie mit ihren magischen Kräften umzugehen hatten, um in einer feindlichen Welt zu bestehen. Eines der paranormalen Kinder in diesem Film hieß nämlich Tony, und mein neuer bester Freund malte sich gerne aus, und zwar bis spät in die Nacht, wann immer er bei mir oder ich bei ihm übernachten durfte, dass diese Filmfigur nach seinem Vorbild erschaffen worden war.

Der nächste Schritt war dann ein gemeinsamer Besuch der Schulbücherei, wo wir nach Büchern über Satanismus forschten, die möglicherweise Beschwörungsformeln und Flüche enthielten, die wir auf unsere schlimmsten Feinde anwenden konnten. Wobei wir den Anleitungen nicht in letzter Konsequenz folgten, da wir sämtliche tierischen Zutaten von vornherein ausgeschlossen hatten,

Ingredienzen wie Rattenschwänze oder Eidechsenzungen. Warum sollten Tiere leiden, wenn wir mit schwarzer Magie experimentierten? Wir hatten allerdings auch nicht viel Glück mit unseren Zaubersprüchen. Zumindest nicht, bis wir eines Donnerstags auf eine besonders schauerliche Verwünschung stießen, die wir prompt auf einen außergewöhnlich unangenehmen Achtklässler anwendeten, der mich einmal nach der Schule mit einem Messer bedroht hatte. Als er am nächsten Tag nicht in der Schule auftauchte, steigerten wir uns in einen Rausch der Vorstellungen, was ihm wohl zugestoßen sein könnte. Das ganze Wochenende sonnten wir uns in der Gewissheit, dass wir uns dieser Plage ein für alle Mal entledigt hatten. Am Montag allerdings wurde unser Vertrauen in die schwarze Magie ernsthaft erschüttert, als die Plage wieder im Unterricht erschien - unversehrt.

Unsere Sportlehrer, die anscheinend von uns genauso wenig hielten wie unsere Mitschüler, prüften die Anwesenheit der Klasse, indem sie die Kinder auf gelben Punkten sitzen ließen, die auf dem asphaltierten Schulhof aufgemalt waren. Einmal stellten Tony und ich gerade noch rechtzeitig fest, dass unsere Punkte mit Spucke vollgekleckert waren. Also setzten wir uns neben die Punkte. Mr Sweazy, ein ausgenommen barscher Typ (und seltsamerweise dennoch der erste Mann, den ich anschmachtete), verkündete, dass wir als abwesend eingetragen würden, wenn wir nicht auf unseren Punkten säßen.

»Aber die sind mit Spucke vollgesabbert«, protestierte Tony.

»Das ist euer Problem«, erwiderte Sweazy mit einem maliziösen Grinsen.

»Wenn Sie uns als abwesend eintragen, müssen wir aber nicht länger anwesend bleiben«, warf ich ein. Und so standen Tony und ich auf und machten uns davon.

Beim Volleyballtraining hatten wir dann nicht ganz so viel Dusel: Die Mannschaften, bei denen wir landeten, wollten am liebs-

ten gar nichts mit uns zu tun haben; also bummelten wir auf dem Schulhof rum und debattierten über unsere Lieblingsszenen aus *Bedknobs and Broomsticks.* Plötzlich hörten wir hinter uns Stimmen und Hektik. Tony drehte sich um und brüllte nur: »Los, renn!« Ich sah vier Grobiane auf mich zusprinten. Einer schwang das große Netz über dem Kopf, in dem die Bälle aufbewahrt werden.

»Schnapp dir die Schwuchtel«, grölte Craig, der Typ mit der Zahnspange.

Ich rannte auf das Lehrerzimmer der Sporthalle zu, aber ich kam nicht richtig in Schwung, weil ich meinen noch abheilenden großen Zeh nicht richtig belasten konnte. Die Jungs griffen nach mir und schmissen mich zu Boden; sie stülpten das Netz über meinen Kopf und verknoteten es irgendwie hinter meinen Knien. Ich wand mich wie ein Wurm und versuchte wegzurollen; mein Herz pochte wie wild, und meine Lunge schmerzte. Ich versuchte mich aufzurichten, um mich loszuknoten, aber keine Chance. Meine Angreifer jubelten, und es gelang ihnen, die gesamte Klasse damit anzustecken. Ich kam mir vor wie bei einem Rodeo, Abteilung Kälberfangen. Als ich schließlich auf meine Füße kam, war ich knallrot von der Anstrengung, und ich konnte Tony sehen, der vergeblich auf unseren Lehrer einredete, der das offenbar alles sehr unterhaltsam fand.

»Mathews!«, rief er zu mir rüber. »Sammel jetzt die Bälle ein!« Und da wurde meine Wut größer als die Erniedrigung. »Fuck you!«, kreischte ich mit meiner schrillen, präpubertären Stimme, während ich mich aus dem Netz schlängelte. »Dieses Ding kommt jetzt in den Scheißspind.«

Tony starrte mich mit offenem Mund an. Der fragliche Spind war nämlich kaputt und ließ sich nicht mehr schließen. Also stopften die Schüler alles rein, was eklig war; schimmlige Mortadella-Brote, gebrauchte Tampons und - wirklich - Scheiße. Ich marschierte also los und gönnte mir, als ich dem Pack endlich den Rücken zuwandte, ein kurzes Schluchzen. Das Netz habe ich dann tatsächlich in

den Scheißspind gestopft, was mir meinen ersten Schulverweis von unserem Vize-Rektor Terry einbrachte. Auf dem Weg nach Hause zitterte ich, und ich fragte mich, ob das Leben noch mehr solcher Hassattacken für mich bereithalten würde. Heulend kollabierte ich auf dem Sofa, wo mir meine weiße Katze die Tränen von den Wangen leckte. Dann kuschelte sie sich an mich und schnurrte.

Ich wundere mich jedes Mal, wenn ich von einem Amoklauf in der Schule lese, also von Kindern, die aus Verzweiflung ihre Klassenkameraden abballern. Nicht warum so etwas überhaupt geschehen kann - sondern warum es nicht viel öfter passiert. Ich zucke jetzt noch bei dem Gedanken zusammen, was passiert wäre, wenn meine Mutter eine Waffe in der Wohnung gehabt hätte - und ich meinen Finger am Abzug. Mir haben diese Erfahrungen in der Schule jedenfalls eine Ahnung davon verschafft, wie grausam Menschen sein können und wie leicht sie Gewalt anwenden, wenn sie jemanden nicht verstehen, der anders ist, und deshalb glauben, er sei minderwertig. Alle Menschen haben offenbar eine sadistische Seite - nur dass sie bei manchen eben schneller zutage tritt. Und zwar dann besonders, wenn sie als Kind nicht lernen, was Empathie ist. »So sind Jungs eben«, sagen Eltern gern, und einige wachsen da auch tatsächlich raus. Aber die weniger hellen kompensieren ihre Minderwertigkeitskomplexe später, indem sie auf alles losgehen, was sich nicht gegen sie wehren kann, sei es die eigene Frau, Kinder - oder Tiere.

Glücklicherweise fanden Tony und ich eine Zuflucht für die Zeit nach der Schule - das staubige Costa Mesa Stadttheater. Es war eine runtergekommene Scheune am Ende eines Feldwegs hinter der Festwiese, wo Amateurdarsteller aus der Gegend in wechselnder Besetzung regelmäßig überschwängliche Aufführungen zeigten. Hier endlich trafen wir auf Leute, die uns komische Streber nicht abstoßend fanden, sondern im Gegenteil zu schätzen wussten, und wir bekamen gleich reihenweise die Hauptrollen in verschiedenen Kinder-Musicals. Regie führte eine dicke, großherzige Frau namens

Patti Tambellini, die ihre graue Mähne stets in einem Pferdeschwanz bändigte und dramatisch mit den Armen wedelte, wenn sie uns auf der Bühne dirigierte, als stünde sie vor dem Boston Pops Orchestra. Der schöne Tony bekam natürlich immer die Heldenrolle, während meine plumpe Wenigkeit die Bösewichter spielen durfte. Zu den harmlosen Produktionen unserer frühen Theaterkarriere zählten Klassiker wie *Timblewit, Rotkäppchen* und *Dudley, der zahme Drache.* Für letzteren Part hatte Patti mich gewonnen, und ich musste in einem schlaffen Drachenkostüm von der Bühne springen, um den Grundschülern in der Matinee-Vorstellung einen richtig schönen Schrecken einzujagen. Es war das erste Mal, dass ich zu spüren bekam, welche Macht in einer Kostümierung steckt, wenn man ein Publikum erobern will, und wäre ich nicht Tierschutzaktivist geworden, hätte das eine Alternative sein können - ein Leben als Maskottchen. Oder noch besser: als Clown.

Der Zugang zum Sozialleben in der engen Welt der Schule war mir also versperrt, aber dafür öffnete sich mir bald ein viel größerer Kosmos. Der Erfolg am Stadttheater war super für mein Selbstvertrauen - und gab mir den Mut, für eine Rolle in einem Kurzfilm von USC-Studenten vorzusprechen. Der Film mit dem Titel *Zealot* - Fanatiker - handelte von einer Medizinstudentin mit Zwangsvorstellungen, die ausgerechnet zu ihrer Autopsieprüfung zu spät kommt, woraufhin sie im Krankenhaus einen behinderten jungen ermordet, der sie irgendwie genervt hat, um die Prozedur dann an seiner Leiche vorzunehmen. Die Regisseurin fand, dass ich genau der Richtige war, um den Part des Behinderten zu spielen. Meine Mutter schrieb mir eine Entschuldigung für die zwei Drehtage; ich sei krank. Und das war auch gar nicht mal so weit von der Wahrheit entfernt, denn ich wurde ja zwei volle Tage im Rollstuhl kreuz und quer durch die Gegend geschoben und lernte, auf Kommando zu sabbern. Der Film wurde in Schwarz-Weiß gedreht, und zwar in einer Art Irrenanstalt, wo es unter anderem einen Typ mit Wasser-

köpf gab, dessen Kopf aussah, als würde er jeden Moment explodieren. Andere Patienten kicherten irre, grunzten oder stöhnten im Hintergrund, während wir arbeiteten. Ich schickte ein stilles Stoßgebet zum Himmel: Hoffentlich denken die nicht, ich hätte ihnen die Rolle vor der Nase weggeschnappt. Bei der Filmpremiere in einem USC-Vorlesungssaal fragte dann doch tatsächlich jemand die Regisseurin, ob sie die Hauptrolle mit einem wirklich psychisch Gestörten besetzt hätte. Meine Mutter nickte mit dem Kopf und lachte.

Doch trotz dieser spannenden außerschulischen Exkursionen wollte ich nichts so dringend, wie der Davis Middle School endgültig entkommen - und Tony ging es genauso. Glücklicherweise hatten wir beide ein Einser-Zeugnis und konnten deshalb an einem Test teilnehmen, der feststellen sollte, ob wir vielleicht sogar schlau genug waren, um eine Klasse zu überspringen. Der Vize-Rektor selbst verkündete voller Enthusiasmus, dass wir die Prüfung bestanden hätten, aber wir hatten dabei eher den Verdacht, dass er froh war, uns endlich loszuwerden, jedenfalls fühlten wir uns befreit - und wechselten schon mit 13 auf die Highschool.

Tony wurde auf der neuen Schule, der Costa Mesa High, dann nicht mehr so furchtbar schikaniert wie vorher, aber ich war weiterhin Zielscheibe für die Mobber, denn meine Stimme klang immer noch nicht tiefer, und außerdem war ich fett. Besonders schlimm waren die Attacken zur Mittagszeit, weshalb wir vor unseren Peinigern flohen und lieber zum Essen auf die andere Seite der Straße gingen, zum Orange Coast College. Leider waren die Preise in der Cafeteria jenseits unserer Möglichkeiten, und so fingen wir an zu klauen. Tony war anfangs noch etwas schüchtern, aber auch er verstand die Vorteile eines hundertprozentigen Preisrabatts sehr schnell. Wir waren immer wieder verwundert zu sehen, was man alles in Ärmeln, Hosenbeinen und unter dem Mantel verstecken konnte, selbst Schalen mit dampfenden Pommes oder große Becher mit Limo. Ich schaffte es, ganze Stücke Schokotorte mitgehen zu

lassen, ohne auch nur die Zuckerglasur zu verwischen. Bis zu meinem ersten Konflikt mit den Gesetzeshütern.

Es passierte an dem Wochenende, als ich Tony überzeugen wollte, den nächsten Schritt unserer kriminellen Karriere zu wagen - vom Mundraub zum richtigen Diebstahl. Wir hatten uns nämlich vorgenommen, jede einzelne Single von Queen in unseren Besitz zu bringen, und so gingen wir zu Sears, die eine Wand komplett mit 45ern dekoriert hatten. Als wir dachten, dass keiner hinsah, hielt Tony unsere Tasche auf, und ich stopfte Platten hinein, bis sie randvoll war. Die Beute im Arm, schlenderte ich in Richtung Ausgang - und führte auf der Ladenschwelle sogar einen kleinen Siegestanz auf, wie ein Football-Spieler, dem gerade ein Touch-down gelungen ist. Als wir einander gerade gratulieren wollten, tauchte aus dem Nichts ein junges Paar auf und griff nach uns.

»Na, vergessen zu bezahlen, was?«, bellte mich der Mann an. Wir waren den Kaufhausdetektiven in die Falle gegangen. Tony heulte sofort los, als sie uns in ihr Büro abführten, um die Polizei zu rufen, aber ich klammerte mich tapfer an die Hoffnung, dass sie nicht sofort unsere Eltern informieren würden. Dann kam die Polizei, und wir wurden in Handschellen durch den Laden eskortiert, damit die Kundschaft noch einmal hämisch ihren Kopf schütteln konnte. Es war natürlich superpeinlich, als Kleptomane bloßgestellt zu werden - aber irgendwie auch sehr aufregend. Tonys Mutter Betty flippte total aus und wollte ihm eigentlich verbieten, mich überhaupt je wiederzusehen. Aber weil er sonst keine Freunde hatte, blieb ihr keine andere Wahl, als mich weiter zu tolerieren.

Auf dem Weg zum respektablen Bürger, der für seine Einkäufe auch tatsächlich zahlte, fälschten wir dann eine Arbcitserlaubnis, die uns zu 16-Jährigen machte, damit wir Jobs bei McDonald's bekommen konnten. Doch dieses fettige Zwischenspiel dauerte nicht lange. Jetzt wäre es natürlich fein, wenn ich sagen könnte, ich hätte den Job aus Protest gegen den Verzehr von Rindern aus Massen-

tierhaltung an den Nagel gehängt, aber die Wahrheit ist, dass uns Disneys Fantasyland in Anaheim magisch anzog.

Tony träumte schon ewig davon, in der Disney-Weihnachtsparade zu tanzen, und kaum hatte er seinen provisorischen Führerschein, polierte er seine Steppschuhe und machte sich auf zum Vortanzen. Aus einer Laune heraus fuhr ich dann zusammen mit ihm zu den quirligen Proben in Anaheim, das ein paar Städtchen nördlich von Costa Mesa lag. Die Kandidaten mussten ein paar einfache jazztanzschritte zeigen, und dann wurden sie auch schon in zwei Gruppen geteilt - eine »Euch-nehmen-wir«-Fraktion und eine »Gott-seid-ihr-schlecht«-Truppe. Der elegante und geschmeidige Tony kam natürlich gleich zu den Guten. Und dann war ich an der Reihe. Ich versuchte, mich an meine Schritte als Maus im *Nussknacker* zu erinnern, aber ich kam mir doch eher vor wie ein Nilpferd im Ballettröckchen aus dem Disney-Zeichentrick-Klassiker *Fantasia*. Tony konnte es einfach nicht fassen, als ich trotzdem vom Choreografen durchgewinkt wurde. Er bekam natürlich eine Rolle als Spielzeugsoldat, während ich in einen riesigen, leuchtenden Weihnachtsbaum auf Rädern gesteckt wurde. Es gab in unserem musikalischen Wald insgesamt acht Bäume, vier grüne und vier goldene, und wenn unser Einsatz kam, mussten wir die Lichter am Baum anknipsen und zu den Klängen von *Winter Wonderland* Pirouetten drehen. Und das in der Hitze Kaliforniens.

Meine Mutter hatte mir eigentlich immer erzählt, dass Schwule in San Francisco zu Hause sind, außerdem in West Hollywood und in New York, doch zu meinem Erstaunen musste ich feststellen, dass sie sich in Disneyland offenkundig besonders wohlfühlten. Micky Maus wurde beispielsweise von einer kurzen und stämmigen Lesbe gespielt, die sonst wahrscheinlich im Wettziehen gegen Traktoren antrat, und Schneewittchen war eine grobe, zickige Kettenraucherin, die ihre ewig finstere Miene in ein gefrorenes Lächeln verwandeln konnte, sobald sich die Tore öffneten. Prinz Charming war eine

richtige Tunte, und das Ensemble der schicken Tänzer war eine Ansammlung schwuler Elfen. Da war es leicht, sich zu seiner Homosexualität zu bekennen, und auch Tony war bald an eine Figur aus dem Zauberreich Disneys vergeben. Mir war inzwischen ebenfalls klargeworden, dass ich nicht einfach nur eine Schwuchtel, sondern ernsthaft homosexuell war, doch weil ich deswegen so lange aufgezogen worden war, konnte ich mir rein gar nicht vorstellen, dass sich jemand in mich verlieben könnte. Und ich war sowieso doppelt schüchtern, weil meine Mutter sich immer lustig machte über Leute, die sich irgendwie verbogen, um anderen Menschen zu gefallen.

Nach der Arbeit zogen Tony und ich durch die Geschäfte auf der Main Street und verschwendeten unseren mageren Minimallohn für Süßigkeiten und Tinkerbell-Souvenirs. Weil wir nur selten Bargeld übrig hatten für ein anständiges Mittagessen, klapperten wir mit dem Fahrstuhl jede Etage des Disney-Hotels ab, um nachzusehen, ob auf den Fluren noch Tabletts vom Zimmerservice standen - und die Reste einer Mahlzeit. Wir nannten diese Form der Nahrungsbcschaffung »crackern«, weil auf den Tellern oft genug nur noch Salzgebäck zu finden war. Es war allerdings auch nicht ungewöhnlich, ein paar Schlucke Wein zu erwischen, und manchmal entdeckten wir unter den Stoffservietten die eiskalten Reste einer Peperoni-Pizza. Hin und wieder gingen wir auch in anderen Hotels auf solche »Cracker«-Expeditionen, aber in den gut gebuchten Disney-Hotels war immer am meisten zu holen.

Dank unseres expandierenden Horizonts gehörten wir jetzt zu einer etwas älteren Truppe, und unser Interesse für das Theater war entsprechend gereift - von den Produktionen des Stadttheaters zur *Rocky Horror Picture Show.* Tony ging ab und zu mal hin, aber ich entwickelte nachgerade eine Sucht, den Film jedes Wochenende zu sehen. Eine Mitfahrgelegenheit zum *Rocky Horror* zu finden, wurde bei mir so etwas wie eine fixe Idee.

Einer unserer neuen Freundinnen - und glückliche Besitzerin eines Autos - war Theresa Cordano, eine fröhliche Italienerin, die ich in der Schauspielklasse kennengelernt hatte. Es war zwar keiner von uns alt genug, um in die Filme zu kommen, die erst ab 17 freigegeben waren, aber Theresa und ich hatten herausgefunden, dass wir eigentlich leicht am Türsteher vorbeikamen, wenn wir in großer Verkleidung erschienen. Also brachte Theresa jeden Samstagabend ihre komplette Kosmetiktasche mit, und wir schmierten uns vor der Abfahrt ein dickes Glam-Rock-Make-up ins Gesicht. Kaum ein anderer Time-Warper war so verrückt ausstaffiert wie wir, und deshalb ließ uns das Kino erst umsonst rein und zahlte schließlich sogar noch 20 Dollar drauf, damit wir unsere eigene Show aufführten, bevor der eigentliche Film begann. Theresa und ich traten meistens als Brad und Janet auf, doch ich versuchte mich gelegentlich auch an der Figur des Meatloaf-Bikers Eddie und schob dann sogar ein richtiges Motorrad aus dem Theaterfundus den Gang hinunter zur Bühne. Es war absolut irre.

Mit Theresas 17. Geburtstag verknüpften wir selbstverständlich große Erwartungen, denn dann durften wir endlich nicht nur *Rocky Horror,* sondern alle möglichen anderen schmutzigen oder gruseligen Filme sehen. Karfreitag, der 13. April 1979, war der Stichtag, und wir hatten Pläne geschmiedet, das Ereignis in Farrells Eisdiele gebührend zu feiern. Mich holte Theresa, die einen rot-weiß-blauen Geburtstagshut aufgesetzt hatte, zuerst ab. Dann sammelten wir einen nach dem anderen mit dem Auto ein, auch Theresas beste Freundin Margaret, die eine Geburtstagstorte organisiert hatte. Wir fuhren eine ruhige Seitenstraße entlang, aus den billigen Lautsprechern plärrte *Good Times Roll* von den Cars - und dann wurde plötzlich alles schwarz. Ich fühlte mich wie in einem seltsamen Vakuum, konnte Schreie hören und kreischendes Metall. Ich stürzte im freien Fall durch die Finsternis und war mir nicht sicher, ob ich meine Beine noch spüren konnte. Wir waren in ein parkendes Auto gekracht,

und ich war aus dem Rücksitz nach vorne katapultiert worden, wo ich mit der Stirn durch die Windschutzscheibe knallte und das Bewusstsein verlor. Erst eine Stunde später wachte ich wieder auf. Weil der Motor bei einem VW hinten ist und nicht vorne unter der Haube, wo er bei einem Zusammenstoß einen Teil der Wucht hätte aufnehmen können, hatte sich eine Stahlstrebe unterhalb des Armaturenbretts in Theresas Unterleib gebohrt. Außerdem war ihr Sitz aus den Schienen gesprungen und hatte meine Beine eingeklemmt.

Als ich wieder zu mir kam, waren alle schon aus dem Wagen geborgen worden - bis auf Theresa und mich. Sie war mit ihrem Sitz auf mir gelandet, und Blut rann aus ihrem Mund. Ihr Geburtstagshut lag zerknüllt neben mir, und blutbesudelter Kuchen verschmierte den Platz, auf dem Margaret gesessen hatte. Meine Beine taten so weh, dass ich heulen wollte, aber ich war einfach zu geschockt. Ein heiserer Feuerwehrmann lehnte sich zu mir ins Auto.

»Wie heißt du, Kleiner?«

Keine Ahnung.

»Welches jähr haben wir?«

»Wie ...?«

Ich war wie in einem Nebel und begriff nur langsam, dass wir einen schrecklichen Unfall gehabt haben mussten, als sie Theresa sanft von ihrem Sitz hoben und ich aus der Beifahrertür gezogen wurde. Überall flackerten die roten Lichter der Polizei, und sie schoben mich in den Krankenwagen, wo auch Margaret schon auf einer Trage lag. Sie blickte auf den riesigen Knubbel auf meiner Stirn und sagte: »Sieht aus, als ob du dein Osterei schon bekommen hast.«

Wir gingen also nicht zu Theresas Geburtstagsparty, sondern zu ihrem Begräbnis. Ich habe noch nie von jemandem gehört, der ausgerechnet an seinem Geburtstag gestorben ist - und noch dazu an einem Freitag, den 13. Bei der Trauerfeier in der Woche nach Ostern lag Theresa in einem offenen Sarg, und diejenigen von uns, die beim Unfall dabei gewesen waren, kamen mit ihren Bandagen

und Blutergüssen. Ihre unendlich traurigen Eltern waren Katholiken; sie lächelten mich an und sagten mir, Gott liebe Theresa eben so sehr, dass er sie schon früher zu sich gerufen habe. In meiner gehirnerschütterten Benommenheit küsste ich Theresas kalte, klamme Wange und steckte heimlich ihre Rocky-Horror-Netzstrümpfe in den Sarg.

Nachdem wir vom Ruhm der ersten großen Disney-Parade gekostet hatte, absolvierte Tony die notwendigen Prüfungen, um die Schule vorzeitig verlassen zu können und seinem Traum zu folgen - vom kalifornischen Disneyland zur Disney World in Florida, wo es ihm gelungen war, einen Platz in der großartigen Main Street Electrical Parade zu ergattern. Ich würde ihn vermissen in der Schule, das war klar, aber ich stand voll und ganz hinter seiner Entscheidung. Er war ein Jahr älter als ich, und ich konnte schon sehen, dass Tony jetzt den Problemballast seiner Jugend hinter sich lassen wollte, um als junger Erwachsener ein neues spannendes Leben anzufangen. Kurz vor dem großen Umzug nach Orlando trafen wir uns zum Abschiedsessen im Frontierland-Themenpark von Disney, und zwar auf der Terrasse des Hungry-Bear-Restaurants mit Blick auf den grandiosen Pseudo-Mississippi. Wir kamen uns ganz groß vor: dass wir die Ersten waren aus unserer Klasse, die es wagten, in der richtigen Welt zu bestehen; uns war schwindelig von der Vorstellung, welche Abenteuer wir erleben würden. Wir futterten Pommes, und ich hatte nicht die leiseste Ahnung, wie endgültig dieser Abschied sein sollte. Es ging uns wie so vielen Freunden aus der Schulzeit - wir verloren uns danach einfach aus den Augen.

Ein Jahrzehnt nach diesem letzten Treffen fiel Tonys Bruder Jeff fast aus seinem Rollstuhl, als er mich in der Talkshow von Jerry Springer sah, wo ich mich mit den Führern einer Sekte fetzte, die für ihre Rituale Tiere opferten. Noch am selben Abend hinterließ seine Mutter Betty eine kurze Nachricht auf meinem Anrufbeantworter

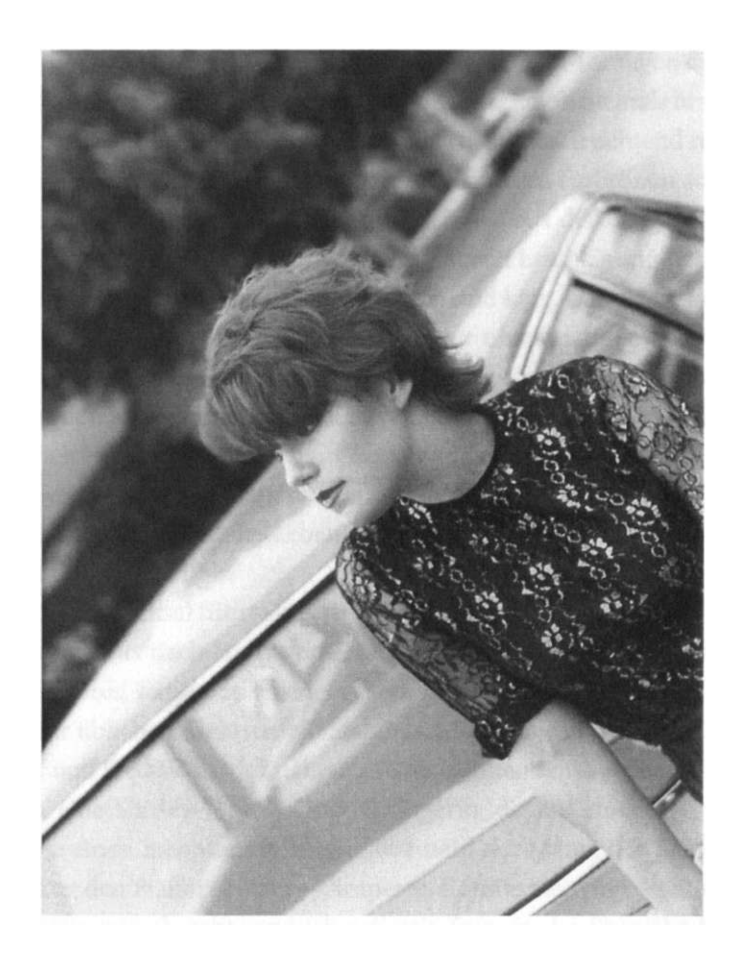
bei PETA - mit der Bitte, sie zurückzurufen. Obwohl sie fröhlich klang, merkte ich natürlich sofort, dass sie Tony nicht erwähnte. Und das bestätigte meine schlimmste Ahnung - nämlich dass Tony, der schon in der Szene unterwegs war, als noch kein sicherer Sex propagiert wurde, sich mit Aids angesteckt hatte. Genau so war es auch: Betty überbrachte mir die Nachricht von seinem viel zu frühen Tod. Einen Augenblick stand meine Welt still. Tony habe noch versucht, mich zu erreichen, als es mit ihm zu Ende gegangen sei, sagte sie, aber vergebens. Es folgte ein unangenehmes Schweigen, und dann nannte sie mir Tonys letzten Wunsch: Dass ich seine Asche rund um die Peter-Pan-Statue in London verstreue.

»Ich habe immer gedacht, dass du einen schlechten Einfluss auf meinen Tony gehabt hast. Und jetzt überreiche ich dir hier seine sterblichen Überreste«, sagte Betty im Hof des Autohändlers, für den sie arbeitete. Sie übergab mir eine braune, tupperähnliche Box, die wie eine Rumba-Rassel klang, wenn ich sie schüttelte. Ihre Worte, die H itze, der Smog, die neuen und alten Autos um uns herum - diese Eindrücke haben sich für immer in mein Gedächtnis eingebrannt.

Ich habe Tony dann auf meinem Formular für die Einreise in England nicht angegeben - aus Angst, sie könnten ihn möglicherweise nicht reinlassen. Der Beamte am Zoll in Heathrow fragte auch prompt, was denn in der Box sei. Ich öffnete die Schachtel schnell, damit er den Aufkleber des Bestatters auf dem Deckel nicht sehen konnte, fuhr mit meinem Finger durch die verkohlten Knochenreste, lächelte und erklärte: »Potpourri.« Ein Freund in London sagte mir später, ich hätte ihn doch schön doppeldeutig als *duty-freespirit* deklarieren sollen - also als zollfreie Ware, als freien Geist.

Am nächsten Tag lief ich durch den Morgennebel zum Lancaster Gate und zu den Kensington Gardens, um an der Statue von Peter Pan den Feenstaub zu verstreuen, der einmal mein Freund Tony Anderson gewesen war. Er weilt jetzt in Nimmerland, wo man - wie Sir James Barrie 1911 schrieb - niemals erwachsen wird.

»Wir werden dich töten«



Connie Pearson

Anders als so ziemlich alle anderen Teenager, die in der Nähe des Strandes lebten, wurde Connie Pearson niemals braun, ihre Haut blieb immer milchweiß. Sie hatte kurzes, leuchtend rotes Haar, das allerdings gelegentlich auch in anderen Farbtönen schillerte, und sie trug verwaschene Partykleider aus der Eisenhower-Ära. Trotz ihrer aufsehenerregend exotischen Erscheinung war sie vom Auftreten her eher ruhig, nüchtern und klug. Connie war einfühlsam und unnahbar zugleich, was mir eine faszinierende Verbindung widersprüchlicher Eigenschaften zu sein schien. Ich habe sie in der Schule immer aus der Ferne bewundert, wo sie - genau wie ich - keiner bestimmten Clique angehörte. Sie war oft allein und vermittelte trotzdem den Eindruck, als hätte sie außerhalb der Schule ein spannenderes Leben. Denn Connie war der erste Punk an der Costa Mesa High.

Das Schicksal führte uns eines Nachmittags zusammen, als wir beide im Bus nach Hollywood saßen, wo wir bei den Aufnahmen zu *Fernwood Tonight* zusehen wollten. Die Sendung war eine Parodie der üblichen Kleinstadt-Talkshows, Moderatoren waren Martin Mull und Fred Willard. Zu ihren Gästen zählten seltsame Leute wie etwa eine Shirley-Temple-Doppelgängerin, die auf einer eisernen Lunge einen Stepptanz hinlegte, während der Mann, der drinnen steckte, den Pianopart dazu klimperte. Connie hatte ihre Freundin Nathalie mitgebracht, und ich saß mit Tony in der Sitzreihe hinter den beiden. Am Ende der 45-minütigen Busfahrt hatte ich eine Freundschaft geschlossen, die mein Leben mehr beeinflussen sollte als jede andere.

Obwohl Connie, wie gesagt, eher von der ruhigen Art war, fanden wir reichlich Gesprächsstoff - wie etwa unsere gemeinsame Leidenschaft, in Secondhandläden zu stöbern. Während ich allerdings lediglich auf der Suche nach billigen Klamotten war, fahndete Connie gezielt nach Schmuckstücken aus den realitätsfernen Fünfzigern. Das konnten uralte Ausgaben von *Life* sein, rechteckige wasserfarbenbunte Essteller oder Schallplatten obskurer Bongo-Spieler oder solche von Lawrence Welk, der unter ihren Idolen gleich neben den Sex Pistols und den Bags rangierte. Connie war außerdem ein Disney-Fan und sah mich mit großen staunenden Augen an, als ich von meinem ersten Einsatz als Tannenbaum in der Weihnachtsparade berichtete. Aber wir kamen sehr schnell von den Dingen, die wir liebten, auf solche, die wir hassten - und dazu gehörte eigentlich alles, was sonst irgendwie mit unserer modernen Zivilisation zu tun hatte.

»Genau darum geht es beim Punk«, erklärte sie mir feierlich. »Wenn du die Gesellschaft nicht ertragen kannst, wie sie ist, erschaff dir deine eigene.«

Mit Begeisterung nahm ich ihre Einladung an, ihre Band zu hören, die sich Soviel *Life* nannte, eine kurzlebige Formation, die auf Parkplätzen spielte, bei Partys oder wo auch immer. Zu der Zeit trauten sich Clubs noch nicht, so eine Band zu buchen, weil ihre Nische im Markt wirklich noch sehr unbedeutend war. Das erste Mal erlebte ich Connie also vor einem Publikum von etwa 20 Leuten bei einem Konzert in einem 24-Stunden-Waschsalon. Es war eine bizarre Truppe; die kleineren Zuhörer spielten glücklich in den jumbo-Wäschetrocknern, und überhaupt kamen mir alle vor, als wären sie gerade fröhlich aus der Welt gefallen. Manche fand ich anfangs allerdings richtiggehend furchterregend; die Jungs wirkten schon sehr finster mit ihren zerrissenen Hemden und Stachelfrisuren. Die Mädchen hingegen waren leichenblass und sahen mit ihren Kajairingen um die Augen aus wie Waschbären - und so gar

nicht wie die bronzefarbenen Surfertypen mit ihren fluffigen Haaren und den Designerjeans, wie es sie bei uns an der Schule gab. Noch schockierender aber war, Connies Verwandlung zu beobachten: Eben war sie noch die abgeklärte Ruhe in Person - und jetzt kreischte sie in konzentrierter Raserei in das Mikrofon vor ihr. Es war wie ein Urschrei, und obwohl kein Mensch einen Text verstehen konnte, wusste jeder sofort worum es ging - ihre Wut.

Ein paar Wochen später lud mich Connie in eine runtergekommene Bar auf der anderen Seite der Stadt ein, in das Kuckucksnest, wo eine Frauen-Punkband aus Hollywood auftrat. Ich war noch nie in einem Nachtclub gewesen, aber meine gefälschte Arbeitserlaubnis reichte dem Türsteher. Unter der Bedingung, dass ich keinen Alkohol trinken würde, durfte ich rein. Das bierselige Publikum drängte sich um die wacklige Bühne in einer Ecke der Bar, auf die jetzt gerade die Skinhead-Puppen kletterten, um ihren fetzigen Surfrock rauszuhauen. Es war ein früher Auftritt der Go-Gos, und zwar viele Jahre vor ihrer Mutation zu Pop-Superstars (und ihrem ersten Einsatz als Galionsfigur für PETA). Einer ihrer wilden Songs hatte einen Refrain, der lautete: »Wie viel kann ich noch ertragen, bevor ich durchdrehe?« Was meine kleine Welt so viel besser beschrieb als Sülze ä la *Love Will Keep Us Together,* und ich hatte das erlösende Gefühl, dass ich endlich die Peergroup gefunden hatte, nach der ich so lange gesucht hatte.

Auch wenn der Punk in London längst seinen Urknall erlebt hatte und sogar in New York und Los Angeles angekommen war, im konservativen Orange County war er noch ziemlich neu - und ein echter Schocker. Die zynischen und wütenden Texte spiegelten wider, was ich über die Künstlichkeit unserer Massengesellschaft dachte und über meine Quälgeister in der Schule. Meine innere Zerrissenheit, bislang in Gesellschaft immer eher eine Belastung, gefiel meinen neuen Punk-Freunden umso besser, und ich meinerseits war wie magisch angezogen von der wilden Energie dieser Szene

und ihrer schockierenden Anti-Mode. Hier war ich mit meinem Status als Außenseiter nicht mehr das Opfer, sondern genau richtig.

Connie kreierte meinen neuen Stil: weg mit den langweiligen Klamotten aus dem Billigladen, stattdessen trug ich jetzt clowneske Secondhand-Fundstücke, und den Schlag meiner Hosen zurrte sie mit Sicherheitsnadeln zusammen. Sie traktierte meine Lockenpracht mit einem Rasiermesser, bis ich aussah, als sollte ich für eine Hirnoperation vorbereitet werden. Weil ich mir trotzdem nicht sicher war, ob ich so auch wirklich psychotisch genug wirkte, bleichte ich meine Haare zusätzlich. Leider war mir damals noch nicht klar, dass es für diesen Zweck spezielle Haarbleiche gibt, und ich drückte meine Augen zusammen, so fest ich konnte, während ich mir in unserer muffigen Waschküche Clorox übers Haupt schüttete. Meine Haare hatten nach dieser Schockbehandlung die Farbe eines Zigarettenanzünders im Auto, der gerade anfängt zu glühen.

In der folgenden Woche saß ich also mit orangefarbenen Haaren in der Klasse - und leichten Verätzungen, die einen violetten Schorf produzierten, den ich von meinem Skalp kratzte und in einer Ritze auf meinem Pult sammelte. Ich grinste meine Klassenkameraden an, die sprachlos und irgendwie eingeschüchtert zurückstarrten. Wo ich früher Verlegenheit gespürt hatte, fühlte ich jetzt eine sonderbare Macht, und ich reagierte auf die verblüfften Mienen meiner vormaligen Peiniger mit einem debilen Grinsen. Es war wie ein Häutungsprozess, verschwunden war die Haut des peinlichen Punchingballs, und darunter zeigte sich der amüsierte Alien, der da schon immer gelauert hatte.

Vor meiner Wandlung zum Punk galt ich nur in der Schule als Außenseiter; danach war ich es, wo auch immer ich auftauchte. Der missbilligende Aufschrei war viel feindseliger, als ich mir das je hätte vorstellen können - und er kam nicht nur von aufgehetzten Mitschülern, die in den Pausen mit den üblichen billigen Gehässigkeiten und Remplern reagierten, sondern sogar von den örtlichen

Polizeibeamten, denen plötzlich kein Schlenker zu weit war, um dem neuen Dorftrottel einen Strafzettel zu verpassen, weil er bei Rot über die Ampel ging. Fast alle meine Lehrer waren verunsichert, und der dicke Rektor Packer rief sogar bei meiner Mutter an: Man werde mich von der Schule verweisen, wenn ich mir nicht sofort die Haare wachsen lassen und mich wieder anpassen würde. Worauf meine Mutter laut lachte und ihn daran erinnerte, wie man die Schüler noch vor zehn jähren wegen ihrer langen Haare drangsaliert hatte. Solange meine Zensuren in Ordnung seien, sagte sie Packer, könnte ich ihretwegen in der Schule sogar eine Perücke tragen.

Weil sie ein Mädchen war, fanden es die Leute fast schon akzeptabel, dass Connie - wie unsere anderen neuen Punk-Freundinnen Mary, Sharron, Nathalie, Laurel und Julie - diesen seltsamen neuen Stil in unsere konventionelle Kleinstadt importiert hatte. Aber aus einem Grund, der mir schleierhaft blieb, fürchteten sie mich, den ersten männlichen Punk, wie den Teufel. Ich hätte mir genauso gut eine riesige Zielscheibe auf meinen Riesenkörper malen können. Mittags schmissen die Kids mit ihren Pausenbroten nach mir, sie brüllten mich auf den Fluren an und hauten mir im Klassenzimmer von hinten auf den Kopf. Ich schrieb sogar einen Essay für die Schülerzeitung, um gegen die grundlosen Attacken zu protestieren, aber auch das half nichts.

Aber dann wehrte ich mich doch, endlich. Es war wieder während der Mittagszeit, als einer meiner Quälgeister mit einem Gießkannenkopf aus Metall nach mir warf. Das Ding erwischte mich am Handgelenk und verpasste mir eine blutige Schramme - und das ging mir wirklich zu weit. Ich guckte nicht weg, sondern erwiderte das Feuer. Und obwohl ich beim Werfen eigentlich keine besonders gute Koordination habe, gelang es mir, meinen Kontrahenten mit dem Geschoss an der Schläfe zu treffen. Eine Blutfontäne spritzte von seiner Stirn, und in wenigen Sekunden war sein

Gesicht komplett mit Blut verschmiert. Er stürzte sich auf mich, und wir rollten über den Boden. Wir hatten schnell viele Zuschauer, die nach hinten weitermeldeten, wie mein Gegner aussah, weil ich offenbar mit seinem Gesicht den Boden gewischt hatte. Immer mehr Leute stürzten sich in das Getümmel, bis ich schließlich herausgezerrt und wie Frankensteins Monster ins Büro des Rektors geführt wurde, der mir dann eine Woche Schulverbot aufbrummte. Am nächsten Morgen hatte dann jemand mit einer Sprühdose über den Eingang geschrieben: »Dan Mathews - wir werden dich töten!« Seltsamerweise fühlte es sich gar nicht schlecht an, als ich die Nachricht am Telefon hörte, während ich gerade die Quizshow *The Price Is Right* im Fernsehen sah; es kam mir so vor, als wäre ich endlich angekommen.

Als die Presse begann, über die aufstrebende Punk-Szene zu berichten, klang es, als würden die Reporter eine bedrohliche Pest beobachten, die langsam die Vororte eroberte. Einmal hat mich nach dem Unterricht eine journalistin von der *Los Angeles Times* angesprochen, ob ich ihr ein Interview geben würde. Ich war mir nicht sicher, ob sie wirklich eine Reporterin war, und machte deshalb ein paar nervöse Witze, dass ich meine Haare nur aus Spaß orange gefärbt hätte und auch nur zum Vergnügen in diesen gebrauchten Heilsarmeeklamotten herumliefe und ich mir außerdem lieber Show-Musik anhörte als die Sex Pistols. Peinlich nur, dass ich meine Sprüche am nächsten Tag gedruckt wiedersah - als Teil der Aufmachergeschichte mit dem Titel: »Die bedrohliche Seite des Punk«. Ungefähr zur selben Zeit machte ein Fotograf vom *Long Beach Press Telegram* im Kuckucksnest Bilder von Connie und mir und noch ein paar anderen schrägen Gestalten. Connie stand gerade auf gelbes Haar und trug ein weißes Kleid mit einer durchgehenden Knopfleiste, auf das sie überschüssige violette Haarfarbe geschmiert hatte. Ich steckte in einem gestreiften Schiedsrichterhemd, das ich mit einem aufgestickten Totenkopf und gekreuzten Knochen ver-

ziert hatte; mein Haar war schwarz und blau und mit Vaseline zu langen Stacheln modelliert. Über unserem Foto stand: »Radikale aus reichem Haus«. Der Autor hatte - ohne uns zu befragen - einfach geschlossen, dass Punks aus Orange County bestimmt gelangweilte Kids aus Mittelklassefamilien waren, die keinen Bock mehr auf den Stil der Siebziger hatten. Was für manche Typen ja sogar stimmen mochte. Aber wir - die Punks auf dem Foto - waren alle nur weiße Unterschicht mit bunten Haaren.

»Beschwer dich nicht«, war der Kommentar meiner Mutter. »Ist doch höchste Zeit, dass mal jemand schreibt, wie reich du wirklich bist.«

Auch wenn viele Kids uns gegenüber sehr feindselig waren, gab es doch einige neugierige Individuen, die gerne wissen wollten, was denn so passierte in dieser neuen Untergrundszene. Sofern sie ein Auto hatten, freundete ich mich gerne mit ihnen an, um dann gelegentlich mit ihnen zu Konzerten in Hollywood fahren zu können, wie etwa zu X, die einen Ohrwurm mit dem Titel *Nausea* spielten - Übelkeit. Oder den Dead Kennedys, deren Debütalbum hieß: *Fresh Fruitfor Rotting Vegetables.* Dann waren da noch die Germs, die Bakterien, deren schlampiger und poetischer Sänger Darby Crash Zeilen sang wie diese:

»Wenn ich ein Tier wäre,
könnte ich mich auflehnen,
aber sie denken, ich sei was Besseres,
also muss ich mich benehmen.«

Ich war bei seinem Konzert im Starwood - irre. Vier Tage später starb er an einer Überdosis Heroin.

Allerdings geschah es nicht selten, dass die ahnungslosen Zivilisten, die ich überredet hatte, zu diesen Hardcore-Freak-Festivals zu fahren, einen Riesenschrecken bekamen, wenn sie die wilde,

wie zu Halloween verkleidete Meute sahen - oder eben auch die Bereitschaftspolizei, die sich gern einmal vor unseren Clubs aufbaute. Dann suchten meine braven Chauffeure das Weite, und ich musste sehen, dass mich ein anderer Orange-County-Punk wieder zurück nach Costa Mesa brachte. Meiner Mutter erzählte ich in der Regel nur, dass ich auf eine Party ging, damit sie sich keine Sorgen machte, wenn ihr 15-jähriger Sohn mitten in der Schulwoche ins 40 Meilen entfernte Hollywood trampte.

1980 kündigten Siouxsie and the Banshees an, dass sie aus London nach Amerika kommen würden. Connie und ich konnten gar nicht genug kriegen von ihrem düsteren Meisterstück *Kaleidoscope,* und es waren vor allem die Zeilen des wilden Songs *Skin* am Ende des Albums, die es uns angetan hatten:

> »Nerz, Robbe, Hermelin,
> erstickt die fetten Weiber,
> es gibt echt zu viele von denen.
> Ich setz mich für echte Haut ein.
> Hüllt mich einfach nur in Haut,
> so will ich tanzen.«

Das Stück veralberte Pelzträger, und wir jubelten, als die düstere Band den Song live im Whisky A Go-Go spielte. Wie ich war auch Connie verrückt nach Katzen, und *Skin* inspirierte uns, auch an andere Tiere zu denken. Für uns waren Pelze eigentlich nie mehr als eine staubige Requisite aus einer altmodischen Fernsehshow. Dass man Nerze wegen ihrer Felle massakrierte, schien uns genauso hirnlos, wie aus Spaß Fische zu killen. Weil man meine Sorge um Tiere bislang immer verlacht hatte, war es für mich jetzt wie eine Bestätigung, dass sich die coole Siouxsie des Themas in einem so wunderschön sarkastischen Lied annahm.

Connies schüchterne Mutter Mary, eine gläubige Anhängerin der Christian-Science-Kirche, die selten ihr Haus verließ und noch seltener ihre Kittelschürze ablegte, war immer entsetzt über unsere verrückten Klamotten und unseren Musikgeschmack, aber selbst sie sagte, dass von dem Krawall, den wir hörten, *Skin* das erste Stück sei, dass einen Sinn ergebe. Mary gehörte einer Tierschutzorganisation an; sie zeigte uns einen aktuellen Rundbrief, der einen Protest gegen die jagd auf sibirische Tiger vor irgendeinem Konsulat in Westwood ankündigte. Connies Vater, wie seine Frau ein eher zurückhaltender Zeitgenosse, schlug vor, uns alle hinzufahren am Wochenende - nach dem rituellen Rasenmähen, versteht sich. Als Punks widerstrebte es uns natürlich zutiefst, in der Öffentlichkeit mit unseren Eltern gesehen zu werden, aber diese Exkursion schien wirklich eine Ausnahme wert. Es war eine seltsame Truppe, die sich dann auf den Weg machte: vorn im Auto die Erzsupereltern Ward und June Cleaver (aus der TV-Serie *Leave It to Beaver)* - und auf der Rückbank zwei Typen wie Sid und Nancy (das tragische Punkerpaar). Wir unterhielten uns kaum, nicht zuletzt weil Connie und ich vor Lachen fast platzten, denn an der Hornbrille ihres Vaters klebte noch Gras vom Rasenmähen, was er nicht merkte. Unbeirrt fuhr er seinen alten, klapprigen Wagen.

Meine erste Demo war alles andere als eine berauschende, das Leben verändernde Erfahrung. Abgesehen von uns vier Leutchen bestand der Protest nur aus einer blinden Frau in einem Rollstuhl, die ein absolut unleserliches Plakat vor ihren Knien hielt, und ihrer Betreuerin. Das Strandvolk, das in seinen Cabrios an uns vorbeizischte, muss gedacht haben, dass wir auf einen Krankentransport warten, der uns zurück ins Heim bringt. Es war eindeutig nicht die Atmosphäre, in der Revolutionen entstehen. Connie und ich hielten es genau zehn Minuten lang aus, dann luchste sie ihrem Vater den Autoschlüssel ab, damit wir in den Punkladen vor Ort, zum Poseur, fahren konnten, um uns neue Haarfarben zu kaufen.

Doch so schnell gab Connie ihr Vorhaben nicht auf; sie nahm sich das Branchenbuch und rief jede einzelne Organisation an, die irgendwie nach Tierschutz klang, um weiter gegen Tierversuche zu Felde zu ziehen. Hinter den meisten Adressen und Nummern verbargen sich nur Hundesalons oder Futterlieferanten, aber sie entdeckte einen winzigen Eintrag, der nur aus drei Wörtern bestand: Verein gegen Vivisektion. Eine raue Stimme antwortete am Telefon; sie gehörte der Ex-Bikerbraut Judy Striker, die uns erklärte, sie schmiede einen Plan, wie sie gegen einen Wissenschaftler vorgehen könne, der gerade im Tagungszentrum von Anaheim von irgendwelchen Psychologen gefeiert wurde. Dieser Mann hatte offenbar vor Kurzem schon einmal richtigen Ärger bekommen, weil er grausige Tierversuche an Affen unternahm. Wir waren jedenfalls fasziniert und versprachen ihr, dass wir auch kommen würden.

Der Himmel versteckte sich hinter Wolken, als das Jahrestreffen der American Psychological Association, der Gesellschaft amerikanischer Psychologen, begann. Hauptgastredner war ein gewisser Edward Taub, der die Nerven in den Armen und Beinen von Affen durchtrennte, um dann mit Feuerzeugen oder Zangen zu testen, ob die Tiere in ihren schlappen Körperteilen doch noch Schmerz empfinden konnten. Taub hatte eine abgeschnittene Affenhand als Briefbeschwerer mitgebracht, um die Papiere auf seinem Pult zu bändigen. Die Sicherheitsvorschriften und die Versorgung der Tiere in seinem Labor in Washington D.C. waren so schlampig, dass die Polizei vor Kurzem zu einer Razzia erschienen war. Die Behörden hatten den Hinweis von einer völlig neuen Organisation mit dem Namen *People for the Ethical Treatment of Animals* (PETA) - Menschen für den ethischen Umgang mit Tieren - erhalten. Die jungen Gründer von PETA, Ingrid Newkirk und Alex Pacheco, führten auch die Demonstration in Anaheim an, die vor allem aus Hausfrauen mittleren Alters sowie einem Trupp wütender Rentner bestand - und aus Judy, Connie und mir. Wir hielten brav unsere Banner hoch, nur

beim Skandieren der Parolen kamen wir uns albern vor; das schien uns so altmodisch, irgendwie hippiemäßig.

Als die Delegierten der Jahrestagung eintrafen, begannen die Sicherheitsleute, uns vom Eingang abzudrängen. Ironischerweise waren es nicht wir jungen Punker oder die Bikerbraut, die sich darüber aufregten, sondern eine Horde wütender Seniorinnen; sie scharten sich um eine Strohpuppe in weißem Laborkittel, offenbar ein Abbild Edward Taubs, setzten sie in Brand und sangen dazu: »Brennen sollst du! Brennen sollst du!« Es war wie ein Aufstand im Altersheim, ein großartiges Spektakel, wie ich es seither nicht mehr gesehen habe. Die Aktion schaffte es sogar in die Nachrichten, was enorm wichtig war, weil es bedeutete, dass jetzt Tausende Menschen von den schmutzigen Praktiken dieses wahnsinnigen Doktors wussten. Und dass Organisationen wie die American Psychological Association es sich künftig zwei Mal überlegen würden, so einen peinlichen Redner einzuladen.

Nach der Demo fing es an zu regnen, und Connie und ich fuhren zu Del Taco, um bei einem Schluck Tab über unsere neue Rolle als Tierschutzaktivisten zu diskutieren. PETAs Anklage gegen Edward Taub hatte uns neugierig gemacht, was in der verschlossenen und doch gleichzeitig weiten Welt der Tierversuche sonst noch geschah. Der Gedanke, dass jemand ein lebendes Tier festschnallte und daran herumschnippelte, entsetzte mich zutiefst, und ich konnte mir, ehrlich gesagt, überhaupt nicht vorstellen, wie eine gebildete Person einer anderen Kreatur solches Leid zufügen konnte. Wir fieselten ein paar von den durchgeweichten Info-Materialien auseinander, die bei der Demo verteilt worden waren, und lasen von Beagles, die in Smog-Labors erstickten; Kaninchen, die im Auftrag der Kosmetikindustrie erblindeten; Hunden, denen man für Herz-Studien die Venen zusammenklemmte; und von Affenbabys, die man für Entzugsversuche missbrauchte. Bei diesen Experimenten trennte man die Affenjungen von ihren Müttern, steckte sie in einen Käfig,

in dem nichts anderes war als eine Metallstange. Völlig verzweifelt umarmten die Tierchen die Stange, weil sie sonst nichts hatten auf der Welt. Die Forscher - im Dienste des Staates übrigens - drückten dann auf ihre Knöpfe, die den Metallstab wahlweise glühen oder Stacheln ausklappen ließen, um zu prüfen, wie viel Leid so ein Junges ertragen kann, wenn es sich an etwas klammert, das es für seine Mutter hält.

Es brauchte nicht lange, um mich davon zu überzeugen, dass solche Experimente total sinnlos waren; ich wäre in jedem Fall dagegen gewesen. So wie ich auch gegen die Versuche der Nazis war, von denen ich in der Hebräisch-Schule gehört hatte. Die Nazis hatten behinderte Kinder und jüdische Gefangene mit ihren Experimenten gequält, was Typen wie Dr. Mengele mit dem Wissensdrang der Forschung begründet hatten. Ich denke, jeder zivilisierte Mensch, der den Mut besitzt, sich damit auseinanderzusetzen, was Tieren im Namen der Forschung zugefügt wird, oder sogar wagt, Videomaterial davon anzuschauen, wird mir beipflichten. Nur leider können die meisten Leute die entsetzlichen Details nicht ertragen - und blenden die Grausamkeit einfach aus. Und weil niemand genau hinschaut, gedeiht sie weiter im Verborgenen.

Wenn Tierversuche doch einmal in den Nachrichten auftauchen, dann meist nur in einer vagen Umschreibung und im Zusammenhang mit einem neuen Wundermittel oder einem revolutionären Verfahren, die dann allerdings doch nie auf den Markt kommen. In den Siebzigern war es beispielsweise ein großer Aufreger, als bekannt wurde, dass Süßstoff bei Laborratten Krebs erzeugte, was als Durchbruch der Forscher gewertet wurde, der Leben retten würde - bis herauskam, dass die Untersuchung von der Zuckerindustrie finanziert worden war, die den Verbraucher offensichtlich von der Konkurrenz wegekeln wollte. Dieselbe Farce lässt sich jedes Jahr wieder beobachten, wenn auch unterschiedlich verbrämt, doch

die meisten Menschen machen sich nicht die Mühe zu analysieren, welcher widerliche Pharmakonzern und welche vorgeschobenen Interessen hinter jedem dieser aufwendig gestalteten und wissenschaftlich fragwürdigen Versuche stecken.

Eine andere Broschüre, die Connie vor uns auf dem Tisch im Del Taco ausbreitete, befasste sich mit einem Thema, dem ich noch nicht folgen mochte: Vegetarismus. Ich hatte zwar aufgehört, Fisch zu essen, nachdem ich gesehen hatte, wie sie leiden und jämmerlich ersticken, aber mehr über die Intensivhaltung von Vieh zu erfahren - das ging noch über das hinaus, was ich bereit war zu verdauen. Denn für Menschen mit einem Gewissen enthält jede Information die Aufforderung zu verantwortlichem Handeln, und auf dem Gebiet spürte ich bereits eine ordentliche Last. Ich war vielleicht noch jung, doch ich hatte schon Gewohnheiten, von denen ich mich nur schwer lossagen konnte - wie etwa gegrillte Rippchen, Hühnerpasteten oder selbst das Rätselfleisch, wie es die Schulkantine servierte. Immerhin hatte ich schon den Innereien abgeschworen, seit ich im Biologieunterricht gelernt hatte, dass die Leber ein Organ ist, das den Dreck herausfiltert, den unser Körper nicht verarbeiten kann. Warum bloß sollte man sich solch einen Sondermüll zwischen die Zähne schieben? Für Connie war es hingegen ein Leichtes, ganz auf Fleisch zu verzichten und eine richtige Vegetarierin zu werden. Nachdem sie sich mit dem Thema eingehend beschäftigt hatte, ging das sehr schnell.

Weil ich mir das Material nicht ansehen wollte, bestand sie darauf, dass wir zu einem Filmfestival in der Century City gingen, wo die Amerikapremiere des britische Dokumentarfilms *The Animals Film* laufen sollte. Dieser Film hatte gerade in England für eine Riesenaufregung gesorgt, wo er zuerst im Fernsehen auf *Channel Four* gelaufen war, und zwar zur besten Sendezeit, was schon sehr mutig war; vor allem aber half er, ein ganzes Land für diese Thematik zu sensibilisieren.

Eine unsere Lieblingsbands spielte in unmittelbarer Nachbarschaft des Kinos, und das machte die gesamte Exkursion für mich noch einmal attraktiver, also willigte ich ein. Das Publikum hatte sich in Schale geworfen, es war eine Mischung aus Tierschützern und regulären Filmfans, die zu jeder Premiere gingen. Connie und ich hatten einen großen Spaß dabei, die vielen Opfer der Schönheitschirurgie zu studieren, die auf solchen glamourösen Veranstaltungen immer besonders zahlreich erscheinen.

Die Talkings Heads hatten mit *I Need Something to Change Your Mind* den Song für die Anfangssequenz beigesteuert, in der schwarz-weiße Nachrichtenbilder eine Auswahl von Grausamkeiten gegen Tiere in Erinnerung riefen - unter anderem die Tötung eines Elefanten mittels Stromschlag, was offenbar die Macht der Elektrizität beweisen sollte. Dann erzählte der Film vom Alltag in einem Paralleluniversum, von dem die meisten Menschen unserer sogenannten Zivilisation keine Kenntnis nehmen: von der Welt der Tiere. Die Dokumentation berichtete sehr nüchtern, wie Tierheime ungezählte Katzen und Hunde einschläferten, weil ihre Besitzer sich nicht darum gekümmert hatten, ihre Lieblinge sterilisieren zu lassen; wie Nerze und Füchse auf Pelzfarmen panisch in ihren Käfigen auf und ab rennen, bevor sie schließlich - damit ihre schönen Felle nicht beschädigt werden - per Stromstoß getötet werden; und wie Wissenschaftler aus einer - öffentlich geförderten - Laune heraus an fast jeder Spezies Versuche unternehmen, bei denen sie Tiere blenden, verbrühen oder in ihre Einzelteile zerschneiden.

Ich blickte mich in dem gut besuchten Kinosaal um und musste unwillkürlich an die Szene aus *Clockwork Orange* denken, wo der von Malcolm McDowell gespielte Unhold mit aufgeklemmten Augen in einen Sessel geschnallt wird. Um ihm seine grausamen Fantasien ein für alle Mal auszutreiben, zwingen sie ihn, so lange grässliche gewaltsame Szenen zu betrachten, bis ihm schlecht wird. Einige Zuschauer rannten aus dem Kino, in Tränen aufgelöst, während die

meisten von uns still vor sich hin schluchzten. Auch ich war zwar geschockt, aber weil ich seit frühester Kindheit mit Tierschutz zu tun hatte - das Problem mit den Hunde- und Katzenpopulationen kannte ich zur Genüge, auch mit Pelzfarmen und Tierversuchen hatte ich mich ja bereits befasst -, fühlte ich fast so etwas wie eine Überlegenheit gegenüber meinen Sitznachbarn. Zumindest bis der Abschnitt über die Massentierhaltung begann.

Zuerst bekamen wir friedliche Kühe gezeigt, die man mit dem Brandeisen kennzeichnete, was ihnen Schmerzen verursachte, bevor man ihnen die Hörner absägte und sie kastrierte. So, wie man sich den perfekten Lieferanten von Hamburgern vorstellte. Als Nächstes kamen laut kreischende Sauen, die an ein *rape rack* gekettet wurden, ein Gestell zur Vergewaltigung, damit der brave Bauer seine rasenden Eber auf sie loslassen konnte. Später wurden sie sämtlich an den Hufen unter die Decke gezogen, damit man ihnen bequem die Kehle aufschlitzen konnte. Während ihre Beine noch hilflos zuckten, folgte der nächste Schnitt, und schon platschten Innereien und Exkremente in einem Strom von Blut heraus wie die Süßigkeiten aus einer Pinata.*

Dann die Hühner. Ein Riesenkrach und die Bildsequenz vom Geburtsprozess auf einer Geflügelfarm, wo die nutzlosen männlichen Tiere, winzige zappelnde Wattebäusche, in der Tonne landeten. Wenn sie nicht gleich erstickten, kamen sie eben im Müllschredder um. Die weiblichen Küken wurden mit dem Gesicht in eine heiße Guillotine gedrückt, wo ihnen die Schnäbel weggeschmort wurden, damit sie sich später in den engen Käfigen nicht gegenseitig zu Tode hackten. Eine Nahaufnahme zeigte ein verwirrtes Küken, dem das Blut über die Federn lief. Man hatte sein Gesicht zu tief in

* Ein Brauch bei Kindergeburtstagen in Lateinamerika: Bunte Figuren aus Pappmache, mit Süßigkeiten oder Früchten gefüllt, werden an einem Seil aufgehängt. Den Kindern werden die Augen verbunden - dann dürfen sie mit Stöcken nach der Pinata schlagen. Wenn sie dabei platzt, regnet es Süßes.

die Maschine gesteckt, die mit dem Schnabel auch gleich die Zunge weggebrannt hatte. Bevor aus den Hühnern dann McNuggets werden, klemmt man sie kopfüber an den Beinen in ein Förderband. Wippend und wackelnd und kreischend ziehen sie davon - und versuchen noch verzweifelt, mit ihren Köpfen der Kreissäge zu entkommen, die einem Huhn nach dem anderen in den Hals fährt. Einige verbluten, andere landen lebendigen Leibes in dem Becken mit kochendem Wasser, wo ihnen die Federn entfernt werden.

Das entsetzliche Epos endete mit der fröhlichen Szene: Kleinkinder, die zwischen grinsenden Hamburger-Puppen in einem Playland bei McDonald's spielen. Ich lehnte mich zu Connie hin und sagte: »Hast gewonnen.«

Wenn Dokumentationen wie der *Animals Film* doch bloß an Schulen gezeigt würden - wo sie ja auch die Zeichentrickfilme des US-Agrarministeriums (USDA) vorführen. Dann bekämen die Kinder ein realistischeres Bild unserer Nahrungsmittelproduktion zu sehen - und sie könnten sich besser entscheiden, was sie wirklich essen wollen. Ich jedenfalls beschloss, dass Silvester 1981 der letzte Tag sein würde, an dem ich Fleisch aß; ich wollte mich noch einmal so vollstopfen mit dem Zeug, dass mir davon für den Rest meines Lebens übel war. Meinen letzten Hamburger verspeiste ich in Bob's Big Boy, und ich tat mich wirklich schwer, ihn runterzuwürgen, bevor ich mit meinen Freunden zu einer Garagenparty weiterzog, um mich dem trunkenen Mitternachts-Countdown anzuschließen.

Ich war von Natur aus zwar immer ein Provokateur gewesen, aber mit dem Tag, da ich Vegetarier wurde, fing ich an, den Leuten richtig auf die Nerven zu gehen. Ich fand, dass alles, was ich an Gewalt erfahren hatte, weil ich »anders« war, lachhaft war im Vergleich zu dem, was mit den Tieren passierte. Mein Gezeter wurde so schrill, dass es den Leuten nachgerade unangenehm war, überhaupt noch mit mir zusammen zu essen. Mein Vater und joan waren in-

zwischen auch nach Kalifornien gezogen und hatten östlich von Los Angeles einen Diner aufgemacht, wo ich an Wochenenden gelegentlich als Aushilfe arbeitete und Tische abräumte. Sie mussten irgendwie damit klarkommen, dass ich auf jede Speisekarte Anti-Fleisch-Aufkleber pappte. Mein Vater hatte gehofft, dass Punk bei mir einfach nur eine Phase war, und konnte es schlicht nicht fassen, wie ich jetzt mit solchen Störmanövern in eine völlig neue Richtung abdrehte. Versehentlich war ich zu einem Rebell mit einer ernsten Mission geworden.

Schade nur, dass außer ein paar treuen Freunden und meiner Mutter, die übrigens auch schnell zur Vegetarierin wurde, niemand daran interessiert war, die schrecklichen Fakten der Massentierhaltung zu erfahren oder sich Fotos aus dem Schlachthof anzuschauen. Sie versuchten, dem Thema auszuweichen, wie ich es ja auch vor wenigen Monaten noch versucht hatte - mit der Begründung, sie hätten schon genug Chaos in ihrem Leben. Ich war leider noch zu jung, um zu verstehen, dass man Apathie und Desinteresse leichter mit Charme begegnet als mit Widerspruch; eine einfache Strategie, die ich über die Jahre verfeinert habe.

Es ist leicht zu verstehen, warum Vegetarier sich von allen anderen absondern, wie übrigens auch Einwanderer, Millionäre oder Lastwagenfahrer oder jede andere Minderheit, die unter Druck gesetzt wird; wenn man sich nur mit Gleichgesinnten umgibt, kann man jeden Tag ungezählte frustrierende Erlebnisse vermeiden. Aber ich halte nichts von solchem Separatismus, das habe ich schon als kleiner Skeptiker gefühlt, als ich noch mit meinem Vater in die Synagoge ging. Mir hat es eigentlich nie gefallen, mich zu viel mit Leuten zu umgeben, die genauso sind wie ich. Es macht das Leben nur langweilig und verhindert, dass man sich mit konträren Positionen auseinandersetzt - und sich weiterentwickelt. Kann auch sein, dass ich einfach die konstante Herausforderung brauche, damit ich nicht in Faulheit ende.

Während ich also noch damit beschäftigt war, in aller Öffentlichkeit mit den Menschen über die Rechte der Tiere zu debattieren, verschwand Connie, ohne dass ich das bemerkte, still und leise im Untergrund, wo sie sich der Animal Liberation Front (ALF), der Tierbefreiungsfront, anschloss - einer Geheimorganisation, die bei Forschungslabors einbricht, um Versuchstiere zu befreien. Sie war gleich bei der ersten großen ALF-Aktion dabei, am Krebsforschungszentrum City of Hope im San Gabriel Valley. Es macht ihr übrigens nichts aus, dass ich ihre Beteiligung daran hier jetzt ausplaudere. Die Sachen sind inzwischen längst verjährt.

Ausgelöst wurde die Aktion von einem Insider, der Details verriet; es waren etwa hundert Tiere betroffen, die abtransportiert werden mussten. Weil das nur mit Lastwagen und mitten in der Nacht zu bewerkstelligen war, nahm die ALF das Gelände erst einmal zwei Monate lang unter Beobachtung - und zwar rund um die Uhr. Connie meldete sich freiwillig für die Hundewache nach Mitternacht und fuhr direkt nach ihrer Schicht in Hollywood raus zum Forschungszentrum. Meist trug sie dabei nicht viel mehr als ein schwarzes Minikleid, denn sie arbeitete in einem Club namens Mikado, wo sie für 27 Cent die Minute mit der Kundschaft tanzte - mit asiatischen Geschäftsleuten vor allem. Die Nächte draußen vor der City of Hope waren unerträglich lang: Sie konnte nicht einmal lesen dabei, weil sie erstens jede Bewegung auf dem Gelände beobachten musste und zweitens mit dem Licht im Wagen möglicherweise die Sicherheitsleute auf sich aufmerksam gemacht hätte.

Ihre Spionage war jedenfalls ein voller Erfolg, denn Amerika bekam so zum ersten Mal einen Einblick, wie es in den Labors zuging, die Tierversuche durchführten. Die ALF hatte ihren Zugriff komplett gefilmt und die Videos danach veröffentlicht; zu sehen sind Hunde, Kaninchen, Katzen und Mäuse-völlig entstellt in den verschiedensten Versuchsaufbauten. Die Befreiungstruppe ließ außerdem Unterlagen mitgehen, die bewiesen, dass viele Tiere bereits aus

Verwahrlosung eingingen, bevor die Experimente vollendet waren. Erstaunlicherweise beschloss die Regierung tatsächlich, dafür eine Strafe gegen die Krebsforscher von City of Hope zu verhängen.

Mit 16 machte ich meinen Abschluss an der Costa Mesa Highschool, und natürlich gab es bis dahin noch manches dumme Drama. Und dann krönten die Schülervertreter ausgerechnet mich zum König des Abschlussballs; ich sollte mit der Ballkönigin auf die Bühne. Aber meiner Königin war diese Vorstellung ein solcher Graus, dass sie ihre Eltern Einspruch einlegen ließ, woraufhin die Schulleitung intervenierte und mich doch tatsächlich offiziell meiner Ämter und Würden enthob. Ein demütigendes Schauspiel eigentlich, aber ich konnte darüber nur noch lachen.

Weniger lustig war dann die eigentliche Abschlussfeier. Ich weigerte mich, beim Treueschwur auf das Sternenbanner aufzustehen. Zum einen natürlich, weil mir jede Form von Nationalismus unheimlich war, und zum anderen, weil ich meinen Abschied von der Highschool nicht in feierlicher Eintracht mit Menschen verbringen wollte, die ich in Wirklichkeit verachtete. Ich saß also auf meiner Bank, während sich rund herum ein Meer grüner Roben erhob - und jemand trat mir von hinten gegen den Kopf. Mein quastengeschmückter Hut flog nach vorn auf das Fußballfeld, und meine Mitschüler platzten vor Lachen. Ich habe mich nicht einmal umgedreht, um zu sehen, wer der Übeltäter war. Ich konzentrierte mich fest auf den einen Gedanken: dass ich bald sehr, sehr weit weg sein würde von Orange County.

Junger Stricher, altes Rom



Wer als junger Mensch das Glück hatte, reisen zu können, verinnerlicht alles, was ihm begegnet, und kann ein Leben lang davon zehren.

Alfred Hitchcock

Auch wenn die Wurzeln unserer Familie in Russland liegen, war Italien immer das ferne Land, dem ich mich am meisten verbunden fühlte. Dabei waren es weder die Renaissance-Paläste von Florenz noch die Mode in Mailand, die mich verzückten, und auch nicht Kunst oder Kirchen, sondern das authentische, uralte Rom und alles südlich davon. Also Neapel oder Sizilien und all die anderen Orte dort, die dem normalen Touristen zu schmutzig und zu chaotisch scheinen. Ich war immer fasziniert von Ruinen - und 17 jähre alt und ziemlich müde, als ich zum ersten Mal mit dem Zug an einem 2000 Jahre alten Aquädukt vorbei in den stinkenden Bahnhof Roma Termini einfuhr. Ich stieg aus und hatte das Gefühl, als wäre ich endlich angekommen, wo ich hingehöre - und nicht das erste Mal in einer wildfremden Stadt gestrandet, deren Sprache ich nicht verstand.

Wie viele Teenager, die sich nicht entscheiden können, was zum Teufel sie eigentlich mit ihrem Leben anfangen sollen, war ich in eine tiefe Depression gefallen. Und hatte dann beschlossen, mein Leben noch einmal neu anzufangen an einem Ort, wo mich niemand kannte. Ich glaube, dass man erst dann herausfinden kann, wer man wirklich ist und was man erreichen will im Leben, wenn man, so schnell es nur geht, von zu Hause auszieht und - ein paar Jahre wenigstens - in der Ferne lebt. Die Welt bietet einem ungezählte Chancen - nur haben die meisten Menschen nicht die Spur einer Ahnung, was sie verpassen. Selbst die liebenswürdigsten Familien, und meine war so eine, bauen Erwartungen auf, die einen in den falschen Job steuern können, zum falschen Partner oder

in eine verkehrte Lebensweise. Und damit geraten die Leute dann geradewegs in die Midlife-Crisis. Ich wollte also eine völlig neue Umgebung: nicht einfach nur einen anderen Wohnort, sondern ein neues Land, eine neue Sprache und eine neue Kultur. Um meine Niedergeschlagenheit zu kurieren und meinen Platz im Leben zu finden.

Weil ich mich in der neuesten Metropole der Welt so fehl am Platz fühlte, dachte ich mir, es wäre ein optimales Kontrastprogramm, es einmal mit der ältesten zu versuchen. Also sparte ich in meinem Job als Kellner tausend Dollar zusammen und floh aus Los Angeles nach Rom, wo ich Geschichte studieren wollte. Was immer mein Lieblingsfach in der Schule gewesen war, auch wenn mir der sehr begrenzte Ausschnitt der Weltgeschichte, den man an einer amerikanischen Schule präsentiert bekommt, immer mehr Fragen als Antworten beschert hat. Die Leute haben mich natürlich gefragt, was um Himmels willen ich denn später mit einem Abschluss in Geschichte anfangen wolle; Lehrer wollte ich ja auf keinen Fall werden. Ich war vielleicht einfach nur neugierig, wie die Menschheit sich in dieses Riesenchaos manövriert hatte, um daraus zu lernen, wie sie es wieder heraus schaffen könnte. Letztlich ging es mir auch darum, das Handwerk der Veränderung zu lernen, denn ich wollte die Menschen von einem neuen Umgang mit den Tieren überzeugen. Da konnte es nicht schaden zu wissen, wie frühere Revolutionen die apathischen Massen mobilisiert hatten.

Was ich besonders interessant fand, waren die Strategien der frühen römischen Kirchenführer, denen es im vierten Jahrhundert gelang, die Massen vom Heidentum zum christlichen Glauben zu bekehren. Das wichtigste Element dabei offenbar: Partystimmung. Es war offensichtlich, dass die Heiden nicht von ihrem jahrhundertealten Brauch lassen würden, die Wintersonnenwende zu feiern, dass sie weiter ihren Sonnengöttern huldigen wollten, die ihnen jetzt wieder längere Tage schenken würden. Also begannen die frü-

heren Anhänger Jesu zu verkünden, dass der Geburtstag des Herrn ja genau in dieselbe Woche falle, und so gelang es, den Feiern ein neues, christliches Thema zu geben; Bier und Wein konnten weiter fließen. Das Ganze hat zwar ein paar Hundert Jahre gedauert, doch schließlich war es den Kirchenfürsten tatsächlich gelungen, die Feiernden zu überzeugen, fortan den Sohn des christlichen Gottes anzubeten und nicht mehr den Sonnengott. Ein paar Tausend Jahre später, nach der industriellen Revolution, wurde der Mystizismus als größte Obsession der Menschheit endgültig abgelöst - durch den Glauben an die Macht des Mammons. Clevere Geschäftsleute verpassten dem Feiertag nun eine neue Definition, wonach der eigentliche Sinn darin bestehe, anderen Menschen Geschenke zu kaufen. Und zwar besonders den Kindern, die sehr schnell auf die Frage umschwenkten, was ihnen diese neue Ikone namens Weihnachtsmann bringen würde. Vergessen der heruntergekommene Typ am Kreuz und seine hehren Prinzipien.

Es ist leicht, ein Gefangener der eigenen Zeit und ihrer Perspektiven zu sein, aber wenn man lernt, wie sich Gesellschaften bewegt und verändert haben, findet man auch die Wege und die Geduld, selbst antiquierteste Bräuche zu modifizieren - egal, was man propagieren möchte: Frauen in der Politik, Schwarze in den Führungsetagen der Wirtschaft, die Homo-Ehe oder eine vegetarische Diät.

Ich studierte in der Nähe der Piazza San Silvestro an einer winzigen Universität. Die 1500 Dollar Gebühren hatte mein Vater bezahlt, und ich lebte in einem modernen, gesichtslosen Gebäude, in dem noch viele andere Studenten untergebracht waren. Eine Mitbewohnerin war Liliana, die aus Jugoslawien stammte und einem aus dem Satz in der Espressotasse die Zukunft lesen konnte. Dann Patrizia, eine verstörte Schönheit aus Ancona, die mit Heroin experimentierte und mit Modedesign. Dazu zwei Schwestern aus Syrien, die alle Welt nur »gutes Korn« und »schlechtes Korn« nannte,

weil sie vom Charakter so verschieden waren. Es gab auch eine ganze Reihe junger Amerikaner, die allerdings eher auf einem langen Einkaufstrip zu sein schienen als auf einem Auslandssemester. Und mit einem Studenten wollte partout keiner das Zimmer teilen, sein Name war Michael Filippis, ein auffallend offener italo-amerikanischer Homosexueller aus Connecticut. Weil ich das absolute Sparprogramm gebucht hatte und nur einen Bruchteil von dem zahlte, was die anderen Studenten blechten, suchte mir die Universität ausgerechnet diesen Michael als Zimmernachbarn aus - nicht ohne daraufhinzuweisen, dass ich in der Sache keinen Einspruch erheben könne.

»Oh, dein Schopf ist ja zitronenfarben«, flötete er, als wir uns zum ersten Mal begegneten und er meine aktuelle Haarfarbe bestaunte. Ich fand Michael anfangs zum Fürchten, aber dann klickte es eben doch - aus demselben Grund, aus dem ich mich schon als Teenager mit Leuten angefreundet hatte: weil uns sonst keiner leiden konnte. Michael war rund und braungebrannt, er hatte welliges dunkelblondes Haar und strahlend blaue Augen, die er zukniff, wenn die Sonne schien, weil er keine Sonnenbrillen tragen wollte. »Ich will doch nicht das Schönste an mir verstecken«, erklärte er. Seine erste Amtshandlung in unserem gemeinsamen Apartment war es, alle richtig verklemmten Studenten einzuladen, inklusive derer, die nicht mit ihm zusammen wohnen wollten. Er ließ sie alle am Fuß unserer Treppe antreten, wo sie ängstlich warteten, was jetzt wohl geschehen mochte. Da tauchte er oben auf der Treppe auf, splitterfasernackt, und bellte: »Was soll ich nur damit machen?« Er drehte und bückte sich, zog seine Arschbacken auseinander und zeigte den schockierten Gästen seine widerlichen Hämorrhoiden.

Michael half mir, Italienisch zu lernen - genau genommen das Sizilianisch, das seine Eltern sprachen, einfache Einwanderer. Außer mit ihm wollte ich mich allerdings mit niemandem anfreun-

den, der Englisch konnte, damit ich die Sprache der Einheimischen schneller lernte. Meine Italienischlehrerin war eine dürre alte Dame mit pechschwarz gefärbtem Haar, die mir wunderbar altmodische Redewendungen beibrachte wie zum Beispiel »Es regnet Hunde und Katzen« oder »Das ist zum Haare raufen«. Mir machte es ein Riesenvergnügen, diese urtümlichen Wendungen mit dem modernen römischen Slang zu kombinieren, den ich mir inzwischen ebenfalls angeeignet hatte, wie die verspielte Frechheit »Mortacci tuoi«, die so viel bedeutet wie: »Ich hoffe, deine Freunde und Familie sind tot und verrotten in der Hölle!«

Ich schnappte außerdem eine Menge aus dem Fernsehen auf; ich sah mir die Nachrichten an, schaltete jedoch oft auch zu den peinlichsten Unterhaltungsshows, wo ich mir wirklich surreale Musiknummern anguckte, wie beispielsweise die mit den vollbusigen Schönheiten, die zu den Klängen von *Volare* auf den Flügelspitzen eines Düsenjets tanzten - während der Flieger schon auf dem Weg zur Startbahn rollte. Die ersten paar Monate war die Kommunikation ein frustrierendes Erlebnis, doch dann wachte ich eines Morgens auf - und konnte plötzlich mit den Einheimischen mithalten. Der Trick war natürlich, nicht jedes Wort verstehen zu wollen, denn da konnte man total den Faden verlieren, sondern vielmehr das Große und Ganze zu erfassen und entlang den Schlüsselwörtern, die man schon kannte, den Sinn zusammenzupuzzeln. Die wertvollste Nebenwirkung dieser Methode war, dass ich als Zuhörer insgesamt vielleicht eine Spur geduldiger wurde.

Nach den Vorlesungen vagabundierten Michael und ich durch die Straßen und Gassen unserer schönen Stadt mit ihrer imposanten Architektur und ihren lebhaften Bewohnern; wir stopften uns mit billiger Pizza Margarita voll, futterten geröstete Kastanien oder Stücke frischer Kokosnuss, die wir bei Straßenhändlern kauften. Italien ist ein Traum für Vegetarier; nie muss man hier verzweifelt

in den Speisekarten fahnden, es gibt in fast jedem Restaurant eine gute Auswahl an Pizzas oder Pasta-Gerichten ohne Fleisch. Eines Abends dann, als wir gerade am Pantheon vorbeischlenderten, stießen wir auf einen Stand von Tierschützern, die auf einer Dialeinwand sehr drastische Bilder zeigten, und zwar so, dass man sie garantiert überall auf dem Platz sehen konnte. Es war eine Aktion der Lega Anti-Vivisezione. Ich meldete mich sofort als Freiwilliger, und sie luden mich ein, bei ihnen im Hauptquartier vorbeizukommen. Gleich meine erste Aufgabe war die Übersetzung eines Berichts aus der amerikanischen *PETA News* über die Razzia im Krebsforschungszentrum City of Hope, genau dem Labor, das meine Freundin Connie damals ausgekundschaftet hatte. Wie klein die Welt doch war. Außerdem half ich dabei, Zirkusplakate mit dem Schriftzug »Abgesagt!« zu überkleben; am Kolosseum, wo das sadistische Ritual, exotische Tiere zum Spaß des Publikums zu quälen, einen seiner ersten Höhepunkte erlebte.

Weil die meisten Italiener zu Hause bei ihren großen Familien leben, bis sie heiraten, können sie einen schlecht einladen, wenn sie einfach nur abhängen wollen. Und so wurde unser Apartment zur Fluchtburg und Partyhöhle für jeden, der etwas zu essen oder zu trinken mitbrachte. Was ein Segen war, denn Michael und ich, das Pleiteduo, mussten mit 50 Dollar die Woche auskommen. Zu unseren regelmäßigen Gästen zählten auch zwei sehr lebendige und absolut mittellose Punks, Gina und Eleonora, die wir in einer Bar in Trastevere kennengelernt hatten. Sie führten uns in die Geheimnisse des vulgären römischen Dialekts ein, machten Ausflüge mit uns zu den Seen und Hügeln außerhalb der Stadt und zeigten uns die angesagten Untergrundclubs. Dabei war es mir wirklich egal, wie lange wir nachts unterwegs waren; morgens war ich immer bereit aufzustehen, um ein paar Ruinen zu erkunden. Michael hingegen drehte sich dann im Bett noch einmal um und flehte mich an: »Mach Fotos, dann kann ich wenigstens so tun, als wäre ich auch da gewesen.«

Die »Untergrund-Szene«, die mich am meisten beeindruckte, waren die kalten, muffigen Katakomben, wo die Toten aus vergangenen Jahrhunderten in den verschiedensten Stadien ihres Zerfalls ruhten, allesamt in die feinsten Kleider gehüllt, die ihre Zeit zu bieten hatte. Ursprünglich waren diese Grabmäler nur für Mönche vorgesehen, doch sie wurden schnell populär bei den wohlhabenden Italienern, die nicht einfach begraben oder eingeäschert und so für immer vom Erdboden verschluckt werden wollten. Wenn der Preis stimmte, dann durften sie sich einbalsamieren und an den Wänden dieser unterirdischen Gruft ausstellen lassen. In manchen Fällen ist von ihnen nicht mehr geblieben als ausgehärtete Venen und Knochen und ihre Kopfbedeckung. Obwohl diese gotischen Enklaven nicht gerade zu den großen Attraktionen für Touristen zählen, gab es am Eingang makabre Postkarten von den elegant gewandeten Leichen. Ich habe mir damals einen großen Vorrat davon angelegt und verschicke die Karten heute noch an ausgesuchte Freunde - als Geburtstagskarte mit einem sehr kurzen Gruß: »Wieder ein Jahr näher am Grab.«

Dann kam der Abend, als Michael zur Tür reinplatzte, im Arm einen Karton mit süßem Gebäck von einer teuren Bäckerei. Atemlos rief er mich in die Küche, wo er bereits eine Flasche Spumante entkorkt hatte und mir feierlich eröffnete, er hätte den Weg gefunden, wie wir zu Geld kommen könnten: Prostitution. Er war im weitläufigen Park der Villa Borghese spazieren gegangen, wo er sich sonst oft mit seinen schwulen Freunden um einen Gettoblaster zum Plaudern versammelte, als ein Mann mit dem Auto neben ihm anhielt und mit einem 50 000-Lire-Schein winkte, was damals etwa 50 Dollar entsprach. Michael war einerseits total verblüfft, doch andererseits fühlte er sich geschmeichelt, und so stieg er in das Auto, um den angebotenen Job zu erledigen. Nur mit dem Lenkrad kam er nicht klar, das geriet ihm immer wieder in den Weg.

Ich hatte mich bis dahin zwar für einen unkonventionellen Abenteurer gehalten, aber das ging jetzt doch zu weit, oder? Andererseits war auch ich fasziniert, und die Episode ließ mich über meine eigene Sexualität - oder den Mangel an derselben - nachdenken. Ich hatte gerade erst zu spüren begonnen, dass ich nicht mehr der Aussätzige war, für den mich alle in der Schule gehalten hatten. Erstens hatte ich, seit ich zum Vegetarier geworden war, 40 Pfund an Gewicht verloren. Und zweitens waren Klamotten und Stil eines Punks - ganz anders als im konservativen Orange County - im Rom der frühen Achtziger total angesagt. Die Leute hier schrieen uns keine Gemeinheiten hinterher, und sie boxten uns auch nicht im Vorübergehen; stattdessen lachten sie, wenn sie uns auf der Straße sahen, und winkten. Die Reaktionen hätten für mich nicht verblüffender ausfallen können, so sehr unterschieden sie sich von dem, was ich zu Hause erlebt hatte.

Dann waren da die beiden Mädchen im Bus, die dachten, ich würde kein Italienisch verstehen, und sich gegenseitig herausforderten, doch den »süßen Ausländer« anzusprechen. Ich schaute mich sogar noch schüchtern um, weil ich wissen wollte, über wen sie sprachen, und erkannte erst dann, dass ich außer ihnen der einzige Fahrgast im Bus war. Ich zwang mich zu lächeln, aber innerlich fühlte sich das schon sehr seltsam an. Ich hatte mich so daran gewöhnt, die Zielscheibe anderer Leute Verachtung zu sein, dass ich gar nicht wusste, wie ich mit Interesse oder gar Lust umgehen sollte. Ich beschloss, das Thema bis auf weiteres auszuklammern, weil ich mir einredete, dass ich sowieso zu gehemmt war, um jemals den Anfang zu wagen. Aber ich hoffte insgeheim, dass jemand mit mehr Mut kommen würde, um das Eis zu brechen.

Und weil die Italiener bekanntlich ein sehr offenes und direktes Völkchen sind, bot sich mir eine solche Gelegenheit recht bald - wenn auch ganz anders, als ich mir das je vorgestellt hätte. Denn ich spazierte eines Abends auf der schicken Via Veneto entlang, ich trug

meine Haare in weißen Stacheln und außerdem einen Trenchcoat in militärischem Oliv, da hielt ein Fiat neben mir an, und ein Mann fragte mich, ob ich mitfahren wolle. Seinem Gesichtsausdruck nach zu schließen, war er nicht der Typ des Samariters, der mir einfach nur einen Fußmarsch ersparen wollte. Während ich mich noch umschaute und meine Optionen abwog, beugte er sich rüber und öffnete die Beifahrertür. Ich tat sehr lässig und stieg ein. Zuerst dachte ich noch, großartig, jetzt haben wir ein Auto, da können wir ein bisschen Sightseeing machen und zur Via Appia Antica fahren, um was zu trinken, aber dann erinnerte ich mich an Michaels schmutziges Geschäft. Schon brauste der Wagen los, und der nette Mann legte mir prompt seine Hand aufs Knie.

Unwillkürlich ging mir das Klischee »andere Länder, andere Sitten« durch den Kopf. Ich versteckte meine Nervosität hinter einer coolen Maske und beschied meinen Fahrer: »Si paga prima« - erst bezahlen. Er nickte nüchtern und fragte: »Quanto?« - wie viel?

»50 000 Lire«, antwortete ich so selbstsicher wie möglich - er sollte ruhig glauben, er hätte es mit einem ausgebufften Typ von der Straße zu tun und nicht mit einem blutigen Anfänger. Er nickte wieder und zog das Geld aus der Tasche. Die Hemmungen, die ich bis jetzt noch in jeder Situation verspürt hatte, wenn es irgendwie um Sex ging, waren verschwunden; stattdessen fühlte ich einen seltsamen Adrenalinrausch. Ich gab mir alle Mühe, locker zu bleiben, aber innerlich brannte die Ekstase, dass ich mich endlich meiner peinlichen Verachtung für Sex entledigen würde. Mein Herz klopfte wie wild, als wir auf dem Parkplatz vor der Villa Borghese hielten, und ich legte sofort los, was mir allerdings vorkam wie die Szene aus einem billigen Film fürs Fernsehen. Als meinem Freier klarwurde, dass aus unserem Gefummel nicht viel mehr werden würde, was vor allem an meiner Angst vor Aids lag, bot er an, den Preis zu verdoppeln, aber auch das lehnte ich ab. Wir brachten die Sache zu Ende, und danach setzte er mich an der Spanischen Treppe ab.

Ich beschloss, nicht mit dem Bus zu fahren, sondern zu Fuß nach Hause zu laufen, weil mir der Kopf schwirrte. Ein Teil von mir wollte sich schämen, aber gleichzeitig war ich in Hochstimmung, weil ich »es« endlich getan hatte - selbst wenn es in einem Auto geschehen war, mit einem Fremden, der für das Vergnügen bezahlte. Eine lahme Ausrede nach der anderen schoss mir durch den Kopf, so in der Art wie: »Ich bin hierher gekommen, um Geschichte zu studieren; und das war jetzt das älteste Gewerbe der Welt.« Mit einem breiten Grinsen im Gesicht lief ich den Corso Vittorio hinunter, bis ich zu der Bäckerei kam, wo auch Michael nach seiner ersten Nummer sein Geld verprasst hatte. Jetzt war ich dran, Gebäck und Spumante mit nach Hause zu bringen.

Michael und die meisten der anderen Studenten aus den Staaten kehrten nach Ende des Semesters nach Hause zurück, um ihr Studium an der American University in Washington D. C. fortzusetzen, aber ich war entschlossen, so lange in Italien zu bleiben, wie es irgend ging - und jetzt, da ich wusste, wie ich mich durchschlagen konnte, erst recht. Allerdings konnte ich mir die Bude nicht mehr leisten, die ich mir mit Michael geteilt hatte. Ich studierte die Kleinanzeigen und fand eine Wohnung an der etwas runtergekommenen Piazza Vittorio, wo ich mit drei Typen aus Süditalien zusammenzog. Mein Anteil an der Miete betrug umgerechnet 90 Dollar - oder zwei schnelle Abstecher zur Villa Borghese.

Ich wollte natürlich lieber einen richtigen Teilzeitjob finden, aber ohne eine europäische Staatsbürgerschaft war das nicht möglich. So ziemlich die einzigen Professionen, die auch Leuten aus Übersee offenstanden, waren »Schauspieler« oder »Model« - solche Leute hatte ich auf diversen Partys und in Clubs kennengelernt. Warum ich es nicht auch einmal in ihrem Business versuchen wollte, fragten sie mich, worüber ich anfangs nur lachen konnte.

Aber die Monate gingen ins Land, mein Selbstbewusstsein wuchs (nicht zuletzt wegen meiner gelegentlichen Einsätze als

Gigolo), und schließlich konnte ich mich doch für den Gedanken erwärmen. Ich lernte Anna Kanakis kennen, die erst vor Kurzem zur Miss Italy gekrönt worden war und schon gelegentlich Rollen in Werbespots oder Filmen bekommen hatte. Sie lud mich in ihr schickes Apartment ein, um die Angelegenheit mit mir zu besprechen. Als Erstes, erklärte sie mir, bräuchte ich eine gute Bewerbungsmappe. Sie gab mir die Nummer eines Fotografen, der sein Studio in der Nähe des Vatikans hatte und Bilder von mir anfertigen würde, sozusagen als Freundschaftsdienst. Dann zeigte sie mir Fotos, die er von ihr gemacht hatte, wie sie sich im knöchellangen Pelz vor ihm auf dem Boden rekelte.

»Solange ich keine Pelze tragen muss«, sagte ich.

Sie lachte. »Oh, das habe ich ganz vergessen!« Anna organisierte außerdem ein Vorstellungsgespräch bei ihrer Agentur, Caremoli, die in Mailand und Rom Büros unterhielt. Ich verpasste meinen Haaren ein etwas harmloseres Blond, klemmte mir meine sehr mittelmäßigen schwarz-weißen Probebilder unter den Arm und fuhr mit der U-Bahn zu der Agentur.

»Ah, Annas Bekannter«, grüßte mich ein wenig vertrauenerweckender Mann an der Rezeption von Caremoli. »Wird uns eine Freude sein, Sie zu repräsentieren. Lassen Sie doch einfach Ihre Fotos hier, und sagen Sie meiner Sekretärin, wie wir Sie erreichen können.« Er schüttelte meine Hand und deutete mit einem Nicken auf den Ausgang. Zwei Wochen vergingen, kein Anruf. Trotzdem dachte ich, dass es undankbar wirken könnte, wenn ich Anna vollquengelte, und deshalb klagte ich mein Leid über »meinen« Agenten lieber ein paar Typen, ebenfalls Models, die ich auf einer Party traf.

»Das ist mal wieder typisch«, sagte Haye, ein großer, dürrer Typ aus Holland, dessen promiske Freundin gerade für eine große Kampagne mit Hochzeitsmode gebucht worden war. »Und sie haben dir nicht einmal von der großen Vorstellungsarie morgen bei Fiat erzählt?«

»Welche Vorstellungsarie bei Fiat?«, bohrte ich nach. Er nannte mir den Namen des Studios, und ich entschied mich, auch ohne Einladung zu erscheinen.

Die Lobby war vollgestopft mit Dutzenden von höflichen europäischen Models, die allesamt eine Rolle in dem neuen TV-Werbespot von Fiat ergattern wollten - und ich fühlte mich unter ihnen so fehl am Platz wie der Albino am Strand. Am Empfang musste man seinen Namen und die Agentur eintragen; ich schrieb also brav »Caremoli«. Die lange Schlange der hoffnungsfrohen Schauspieler wand sich durch die Korridore bis zu einem Studio, wo die Produzenten jeden Kandidaten einzeln hereinriefen. Einer nach dem anderen standen wir vor einer grell erleuchtenden Wand, als wäre die Zeit für unsere Exekution gekommen. Eine Stimme aus dem abgedunkelten Regieraum fragte: »Wie heißen Sie?« - »Wie geht es Ihnen?« - »Bitte lächeln Sie!« - »Drehen Sie sich bitte nach links!« - »Jetzt nach rechts!« - und dann: »Danke, das war's.«

Die Prozedur der Probeaufnahmen war so kurz, dass alle relativ cool waren. Die meisten Models führten die geforderten Posen vor, aber sie wirkten dabei unbeholfen; nahezu mechanisch folgten sie den Instruktionen aus dem Off. Während mein Moment vor dem Exekutionskommando näher rückte, überlegte ich fieberhaft, was ich anstellen konnte, um mich von den anderen deutlich abzusetzen. Ich beschloss, nicht nur meinen Namen zu nennen, sondern gleich eine lebendige Anekdote aus meinem Leben zu erzählen. Dabei würde ich, wie gewünscht, freundlich lächeln und die geforderten Posen einnehmen, ohne dass sie mich lange darum bitten müssten. Dann noch ein Dankeschön - und Abgang.

»Wie heißen Sie?«, fragte die gesichtslose Stimme auf Italienisch.

»Dan Mathews.«

»Wie geht es Ihnen?«

»Jetzt wieder ganz gut«, gab ich zurück, »aber letzte Nacht bin

ich nach einer Party mit ein paar junkies mitgefahren, die sich doch glatt direkt vor meiner Nase, und da fuhren wir gerade unter der Brücke beim Grabmal von Augustus durch, ihren Schuss setzten. Ich hab im Prinzip nix gegen Nadeln und Spritzen, wenn ich beim Arzt bin, aber zu sehen, wie sich diese Typen im Auto die Nadel gaben, war doch krass. Außerdem machte ich mir natürlich Sorgen, dass uns die Bullen dabei sahen, also sprang ich bei der nächsten Gelegenheit aus dem Auto und lief am Tiber entlang zurück nach Hause; war ja auch eine schöne Nacht. Aber danke der Nachfrage. Und Ihnen - wie geht es Ihnen?«

»Bene, grazie«, sagte die mysteriöse Stimme. »Der Nächste!« Als ich rausging, studierte ich die Gesichter der Jungs in der Schlange, um ihre Reaktion auf meine Vorstellung zu sehen, aber sie wandten den Blick schnell ab, wahrscheinlich um den peinlichen Moment nicht noch schlimmer werden zu lassen. Ich lächelte tapfer weiter, aber ich kam mir wie ein absoluter Vollidiot vor.

In der folgenden Woche gab ich mir alle Mühe, mir diese erbärmliche Episode aus dem Kopf zu schlagen - und meine Model- und Schauspielambitionen sowieso. Lieber aufs Studium konzentrieren, obwohl ich mich schon sehr deprimiert fühlte. Ich hatte nur noch ein paar Hundert Dollar (und keine Kreditkarte), um mich über die nächsten sechs Monate zu retten. Das Anschaffen auf der Straße hatte den Reiz des Neuen verloren, und jetzt fürchtete ich, dass ich mich schon bald auf den Rückweg in Richtung Amerika machen musste, wo Ronald Reagan regierte, dass also mein Überseeabenteuer vorzeitig enden würde.

Dann nahm ich an einem grauen Februarnachmittag den langen Weg nach Hause, ich trottete am bröseligen Forum Romanum vorbei und durch die kleinen Seitenstraßen. Ich schob die Tür zu meinem schmuddeligen Mietsblock auf, schleppte mich zum vierten Stock hoch, schloss die Wohnung auf und rief einmal kurz »Ciao!«, ohne mich darum zu kümmern, wer es wohl hören mochte. Mein

Zimmernachbar Maurizio rief laut zurück, dass neben dem Telefon eine Nachricht für mich liege.

»Sofort Caremoli anrufen, dringend!«, stand auf dem Zettel. »Fiat braucht dich in den Studios von Cinecittà, am Freitag!«

Ich zitterte vor Aufregung und schaffte es kaum, die Nummer zu wählen. Aber dann war er dran, mein plötzlich enthusiastischer Agent, und er informierte mich, dass ich den ganz großen Job gelandet hätte und nun zwei Millionen Lire verdienen könnte. Ich rechnete schnell: Das war immerhin die Miete für den Frühling und den ganzen Sommer- plus ein zusätzliches Taschengeld von 1500 Dollar. Zum Schluss bat er mich noch, so bald wie möglich im Büro vorbeizukommen, damit wir Termine für weitere Probeaufnahmen vereinbaren könnten, zu denen er mich jetzt schicken wolle. Meine Laune drehte in die andere Richtung wie ein Bumerang, sodass mir plötzlich fast schwindelig wurde. Was noch dadurch verstärkt wurde, dass ich meinem Agenten eine glatte Lüge aufgetischt hatte: »Selbstverständlich kann ich einen Wagen mit Gangschaltung fahren!«

In dem blöden Werbespot sitze ich also hinter dem Lenkrad eines winzigen weißen Fiats in einem künstlichen Schneegestöber vor einer künstlichen Skyline Manhattans zu den Klängen einer Fahrstuhlmusikversion von Sinatras »New York, New York«. Ich fahre langsam an der Kamera vorbei, lehne mich aus dem Fenster und sage auf Italienisch den Satz auf: »Selbst wenn der Schneepflug einfriert, mein Panda fährt immer.« Dann gebe ich mit meinen Fingern das Zeichen für o.k., bevor ich in einen Hydranten krache, der so präpariert ist, dass er seine Fontäne über die gesamte Szenerie spritzt. Weil ich aber tatsächlich nie zuvor eine Gangschaltung bedient hatte, verwüstete ich mit meinen Fahrversuchen fast das gesamte Set und fuhr beinahe auch noch einen Techniker um. Nach ein paar wirklich haarigen Manövern entschied der Regisseur, dass ich den Gang einfach auskuppeln sollte und ein Techniker

mich von hinten schieben würde - geduckt, damit man ihn im Bild nicht sah.

»Klasse Idee«, sagte ich. »Aber wie geht das mit dem Auskuppeln?« Aber wir haben es dann doch geschafft, was ich mit einem tiefen Stoßseufzer quittierte. Ich ging noch nicht gleich nach Hause, sondern wanderte ein Weilchen auf dem Studiogelände herum und fragte mich, auf welcher Bühne Fellini wohl sein *Satyricon* gedreht haben mochte. Dann kehrte ich in der Studiobar ein und gönnte mir noch einen euphorischen Drink zur Feier des Tages.

Meine Glückssträhne blieb mir auch in der nächsten Woche treu, denn die Aufnahmen wurden irgendwie bei der Entwicklung ruiniert. Weil mein Agent jetzt wirklich wirbelte, war ich aber gerade in Mailand, zu Probeaufnahmen für eine Schokoladen-Werbung. Also flog Fiat mich zurück nach Rom, um die Szenen noch einmal neu zu drehen - und mir noch einmal eine Million dafür zu zahlen. Binnen weniger Wochen hatte ich eine erstaunliche Verwandlung durchgemacht: vom Tramper, der Pizza für einen Dollar futterte, zum Überflieger, der bei Alitalia in der ersten Klasse an seinen Drinks nippte. Und der Werbespot, der nicht nur im Fernsehen, sondern auch in den Kinos lief, bescherte mir die nächsten Aufträge, unter anderem ein Gastspiel bei einer Modenschau - auf einem Laufsteg im Circus Maximus - und den Auftritt in einem Musikvideo der britischen Popband Matt Bianco. Die Sängerin der Gruppe war ein Mädchen aus Polen namens Basia, die später als Solokünstlerin groß Karriere machte. In dem Video jedenfalls trug ich eine schwarze Baskenmütze und saß mit meiner Freundin Monika, einer winzigen Römerin im Kimono, deren Haar zu einem schwarzen Bob frisiert war, in einem viel zu dick gepolsterten Sessel. Wir mussten nichts anderes tun als lachen und mit unseren Gläsern anstoßen - bis die Kamera zum Rest der Leute weiterschwenkte, das man für diese Partyszene engagiert hatte.

Bevor wir in unseren schicken Klamotten zu der Videopro-

duktion rausgefahren waren, hatten wir noch ein paar Abstecher zu den besonders pittoresken Plätzen Roms gemacht. Ich hatte, wie so oft, meine alte und klapprige Super-8-Kamera dabei, und wir wollten ein paar kurze Filmchen von uns in Schwarz-Weiß drehen. Als ich dann meine schicken Freunde an der Piazza del Popolo aufnahm, wie sie Grimassen schnitten und winkten, fiel mir ein alter Herr auf, der in unserer Nähe neben einer der Säulen saß und mir sehr bekannt vorkam. Es war tatsächlich Federico Fellini, mein Lieblingsregisseur; er saß da ganz alleine und beobachtete die Leute. Wie der unausstehliche Paparazzo aus *La dolce vita* ließ ich den Film weiterlaufen, richtete meine Kamera auf ihn und kreischte: »Fellini! Fellini!« Und schon war er von unserer Truppe komplett umzingelt, und jeder brüllte den Titel des Klassikers, der ihm am besten gefallen hat (bei mir war es übrigens *Amarcord).* Er lächelte ein warmes Lächeln und sagte uns, wie sehr ihm unsere altmodischen Outfits gefielen.

Noch im selben Frühling gab mir Ciro Ippolito, ein Comedy-Regisseur aus Neapel, eine Rolle in seiner Western-Parodie *Arrapaho* - als schwuler Indianer mit blau schimmernder Kriegsbemalung. Obwohl es nur eine winzige Nebenrolle war, holten die Filmleute mich jeden Morgen mit dem Wagen aus meiner Slumbehausung ab, um mich zwei Stunden an den Drehort in einen Wald außerhalb Roms zu chauffieren. Im Film heiratete ich eine männliche Squaw von einem Nachbarstamm, was möglicherweise die erste auf Zelluloid gebannte Homo-Hochzeit aller Zeiten war. In anderen Szenen musste ich aus meinem Tipi springen, stromaufwärts durch einen Fluss waten und an einem Stammesritual teilnehmen, bei dem wir um einen Totempfahl tanzten, der die Form eines riesenhaften Dildos hatte. Zugegeben, der Film hat nie eine Auszeichnung in Cannes gewonnen, aber er war in Italien trotzdem sehr populär - und wird sogar heute noch gelegentlich im Fernsehen gezeigt.

Wenn ich ausging und die Leute mich fragten, was ich denn so mache, sagte ich niemals »studieren«, denn ich hatte eine panische Angst, dass man mich dann in einen Topf mit der todernsten Rucksack-Brigade meiner Kommilitonen warf. Genauso ungern gab ich allerdings »Schauspieler« oder »Model« als Berufsbezeichnung an; und die ehrliche Antwort wäre natürlich gewesen »für jeden Schwachsinn zu haben«. Aber in der Regel sagte ich doch lieber »Vegetarier«, nicht zuletzt deshalb, weil ich es spannender fand, über Tierschutz zu debattieren, als irgendwie über Mode oder die neusten Fiatmodelle zu labern.

Tatsächlich war ich gerade total begeistert von dem Material, das ich für meine Abschlussarbeit über die Rolle der Tiere in der Antike gesammelt hatte. Besonders fesselnd fand ich die verschiedenen Positionen der Philosophen des klassischen Altertums zu dieser Frage. Aber wahrscheinlich gibt es auf dem Planeten kein Thema, mit dem man sich bei einer Party besser als Langweiler outen konnte. Nur die allerhöflichsten Menschen fragten gnädig nach: »Und was wussten also die alten Griechen und Römer über Tiere zu sagen?« Worauf ich ausnahmslos mit dem berühmten Zitat aus dem Essay von Plutarch antwortete, den dieser im ersten Jahrhundert unter dem Titel *Über das Fleischessen* verfasst hatte. So wie andere Menschen eben Passagen aus einem Film aufsagen, den sie schon eine Million Mal gesehen haben:

»Ich für meinen Teil frage mich, unter welchen Umständen und in welchem Geisteszustand es ein Mensch das erste Mal über sich brachte, mit seinem Mund Blut zu berühren, seine Lippen zum Fleisch eines Kadavers zu führen und seinen Tisch mit toten, verwesenden Körpern zu zieren, und es sich dann erlaubt hat, die Teile, die kurz zuvor noch gebrüllt und geschrieen, sich bewegt und gelebt haben, Nahrung zu nennen. Wie konnten die Menschen das Schlachten, Abziehen und Zerschneiden ansehen, wie konnte ihr Geruchssinn den schrecklichen Gestank ertragen? Hat sich ihr

Gaumen nicht vor der Verunreinigung geekelt, wenn er fremde Geschwüre berührte und Blut und Eiter aus tödlichen Wunden sog?«

»Noch jemand Horsd'ceuvres?«

Fünfhundert Jahre vor Plutarch zeigte sich Pythagoras so angewidert von der Grausamkeit Tieren gegenüber, dass er Fischersleute dafür bezahlte, wenn sie ihren Fang ins Meer zurückwarfen. Er schrieb:

»Welch ein vermessenes Tun, im Fleische das Fleisch zu versenken . Und den begehrlichen Leib mit verschlungenem Leibe zu mästen und mit des Lebenden Tod ein Lebender sich zu erhalten!«

Wann immer mir jemand damit kam, dass Tiere angeblich keine Seele hätten, erwiderte ich, dass im Lateinischen (wie im Italienischen) das Wort für Seele »anima« ist, was so viel heißt wie: »Leben, das seinem eigenen Antrieb folgt«. Jetzt noch ein »l« angehängt - und was haben wir dann? »Mit den Tieren haben wir das Privileg gemein, eine Seele zu besitzen«, so Pythagoras, der daraus schloss, dass jeder, der Fleisch verspeist oder in irgendeiner Weise Tiere misshandelt, Schaden an Gesundheit und Seele nehmen müsse. Bereits drei Jahrtausende vor den Warnungen der Mediziner von heute, dass der Verzehr von Fleisch mit Krankheiten wie Herzversagen, Krebs und Fettleibigkeit in Verbindung gebracht werden kann, wusste der Grieche: »Die Menschen schaufeln ihre Gräber mit den eigenen Zähnen.« Ich konnte nicht verstehen, warum solche vernünftigen Beobachtungen nicht denselben durchschlagenden Erfolg hatten wie viele andere große Ideen der Antike, das Rad etwa oder die Pizza, sondern stattdessen unter der Rubrik »Der Zeit weit voraus« abgelegt wurden, wo übrigens auch Demokratie und Homosexualität gelandet waren.

Je öfter ich mich öffentlich einen Tierschützer nannte, desto mehr reifte in mir der Gedanke, dass ich vielleicht mehr tun sollte, als mich nur gelegentlich als Freiwilliger zu melden. Während mein halbseidener Agent einen Auftrag nach dem anderen für mich an

Land zog und mich sogar drängte, mein Studium zu unterbrechen, fiel mir wieder ein, warum ich ursprünglich nach Italien gekommen war. Nämlich nicht, um im Showbusiness Fuß zu fassen. So toll es auch war, plötzlich Geld zu haben und in Restaurants zu essen oder am Wochenende Ausflüge zu unternehmen, für mich waren das Modeln und die Schauspielerei schließlich dasselbe, was auch meine Auftritte als tanzender Tannenbaum oder Strichjunge waren: kurze, vorübergehende Umleitungen auf dem Weg zu meiner eigentlichen Berufung als Mensch, der hauptberuflich Gutes tut.

Sosehr ich Rom auch liebte - ich atmete einmal tief durch, färbte meine Haare rot wie ein Hawaii-Punsch und stattete Caremoli noch einen letzten Überraschungsbesuch ab, um meine letzte Rate aus dem Spaghetti-Western zu kassieren. Und dann ab nach Washington D.C. Ich wollte mein Studium beenden und stellte bei der American University einen Antrag, meine Scheine und Zensuren aus Rom anzuerkennen. So würde ich dann mit zwanzig meinen Abschluss in der Tasche haben - und konnte endlich machen, was ich wirklich wollte.

Revoluzzer wider Willen



Rollschuhlaufen mit Ingrid in Maryland

Im Sommer 1985 forderte US-Präsident Reagan den russischen Staatschef Gorbatschow auf, die Berliner Mauer niederzureißen, Rock Hudson starb an Aids, die Route 66 verlor ihre legendäre Nummer - und ich nahm einen Job als Büroaushilfe bei PETA an. Als *Peoplefor the Ethical Treatment of Animals* war die Gruppe derbreiten Öffentlichkeit dermaßen unbekannt, dass ich es mit etlichen obskuren Anrufen zu tun bekam - wie dem von einer überehrgeizigen Hundebesitzerin, die dachte, wir bei PETA seien People for the *Theatrical* Treatment of Animals, Menschen für die Bühnenausbildung von Tieren. Oder von dem Mann mit dem mir unbekannten Akzent, der dachte, wir seien People for the *Ethnic* Treatment of Animals, für die ethnische Behandlung von Tieren also.

Schon nach einer Woche hätte ich am liebsten wieder gekündigt, weil die junge Frau mit den Sandalen, die mich morgens mit zur Arbeit nahm, fast die gesamte 30-minütige Fahrtzeit an Bio-Karotten herumknabberte. Jeden schwülwarmen Morgen wartete ich voller Widerwillen vor meiner Wohnung in Washington D. C. darauf, dass sie mich auf dem Weg zu PETA abholte; das Hauptquartier lag in Bethesda, Maryland. Und dann wünschte ich mir jedes Mal, sie würde auf Bananen umsteigen oder Pop Tarts oder meinetwegen sogar Beef Jerky - irgendetwas eben, das früh am Morgen nicht so dermaßen laut krachte und knackte.

Doch vom Stress mit der Fahrgemeinschaft einmal abgesehen: Ich war wild entschlossen, aus meiner Karriere als Vollzeit-Tierschützer das Beste zu machen - und alle anderen seltsamen Jobs endgültig hinter mir zu lassen. Ich wollte jeden Tag helfen, die Welt

zu verändern. Als ich kurz vor meinem Abschluss an der Uni hörte, dass PETA eine Stelle zu besetzen hatte, war ich sofort begeistert. Ich würde meinen Lebensunterhalt mit meinem Traumjob verdienen. Als man mir dann sagte, dass man für diesen Traum auch noch ein Einstiegsgehalt von 10400 Dollar zahlen würde, war ich wirklich überwältigt; es kam mir vor, als hätte ich den Hauptpreis der Spielshow *Die 10 000-Dollar-Pyramide* gewonnen, plus 400 Dollar extra.

Da ich für meine ranzige, unklimatisierte, küchenlose Einzimmerbude nur 216 Dollar Miete zahlte, hatte ich nun genug Geld, um sie auf Vordermann zu bringen. Der splitternde Parkettboden verschwand unter etlichen Rollen billiger Klebefolie mit Marmormuster. Danach sah meine Hütte fast steril sauber aus - fanden zumindest meine Freunde, die von mir dann auch noch gedrängt wurden, ja die Schuhe auszuziehen, um den Boden zu schonen.

In einem Gebrauchtwarenladen besorgte ich mir einen wackeligen Kaffeetisch aus den Fünfzigern und ein stählernes Werkzeugregal in Knallorange, in dem ich meinen Plattenspieler, einen winzigen Fernseher und Bücher unterbrachte. Ich saß und schlief auf einem schwarzen Schaumstoffsofa, über dem ein riesiges fluoreszierendes Fingerfarbengemälde hing, das ich in irgendeiner Gasse auf dem Sperrmüll gefunden hatte. Mein »Herd« bestand aus einem kleinen Fonduetopf, in dem ich eine Packung Spinat aufwärmen konnte. Und den ich im Badezimmerwaschbecken ausspülen musste, wenn ich stattdessen Instantkaffee machen wollte.

Wegen meines Talents in Sachen Einrichtung und Kochen hatte mich PETA-Gründerin Ingrid Newkirk wahrlich nicht eingestellt. Es lag an meiner erfrischenden Art - und an der Erfolgsgeschichte des Tierschutzvereins, den ich mit meiner Freundin Melissa an der American University (AU) gegründet hatte. Es war uns beispielsweise gelungen, die Vergiftung der Tauben auf dem Universitätsgelände mit Avitrol zu stoppen. Diese Substanz zerstört das Nervensystem der Vögel und führt dazu, dass sie flattern und sich winden, als seien

sie in einen Rasenmäher geraten, bevor sie tot umfallen. Zeitungsausschnitte über unsere Aktion aus dem *AU Eagle* waren bei PETA gelandet.

»Das mit den Tauben hast du gut gemacht«, sagte Ingrid und schüttelte mir energisch die Hand, als ich am Schreibtisch in ihrem umfunktionierten Schlafzimmer Platz nahm. Ingrid saß mit dem Rücken zum Fenster, das Morgenlicht umgab sie und strahlte mich gleichzeitig an, sodass ich mich fühlte, als stünde ich auf einer Bühne oder sei bei einem Verhör. Ich war nervös und wollte zeigen, wie sehr ich mich reinhängen wollte, ohne gleich übereifrig zu wirken. Außerdem fühlte ich mich mit meiner wasserstoffblonden stacheligen Kurzhaarfrisur und meinem roten Schachbrettmusterhemd irgendwie deplatziert; die meisten der neun Mitarbeiter von PETA kleideten sich damals eher unauffällig und hatten lange Haare.

»Entweder wusstest du nichts von uns, oder wir wussten nichts von dir«, sagte Ingrid und lächelte, während sie die Zeitungsartikel durchblätterte. Das Ganze war zwar noch nicht offiziell, aber von diesem Zeitpunkt an wusste ich, dass ich den Job hatte.

Ich war erleichtert, dass Ingrid - eine blondierte Britin, damals Anfang 30 - so eine wunderliche und unangepasste Person war und viel quirliger und liebenswerter als die kompromisslose Frau, die ich aus den Fernseh-Talkshows kannte, wo sie sich niemals unterkriegen ließ. Wir stellten fest, dass uns eine gemeinsame Faszination für die Kindersendung *Pee Wee's Playhouse* und Gartendeko verband, und wir kamen sowohl privat wie auch beruflich gut miteinander aus. In den Siebzigerjahren war Ingrid mit einem Rennfahrer verheiratet gewesen und hatte an der Börse Karriere gemacht, bis sie dann eines Tages, auf der Suche nach einem Hund aus dem Tierheim, auf einen schäbigen Hundezwinger in der Nähe des US-Kapitols stieß. Zunächst bot sie ihre Hilfe an, um die Anlage in Schuss zu bringen. Dann ließ sie ihr bequemes Leben hinter sich und wurde Washingtons erster weiblicher *pound master,* »Zwinger-Vorsteher«

also. Wobei sie den Titel unter keinen Umständen in die weibliche Form *pound mistress* geändert wissen wollte, weil sie fand, dass sich die Kombination von *pound* und *mistress* nach Diät-Guru anhörte. Kurz darauf wurde Ingrid zur Vorsitzenden des Tierschutzbundes von Washington ernannt. Sie krempelte die Strukturen des Vereins von Grund auf um und sorgte dafür, dass fortan keine Tiere, die im Tierheim Unterschlupf gefunden hatten, mehr an Versuchslabors verscherbelt wurden. 1980 gründete sie PETA. Das Magazin *Washingtonian* kürte sie 1981 zur »Washingtonerin des Jahres«.

»Weil du dich bei so vielen Tierschutzthemen auskennst«, sagte Ingrid, »könnten wir dich wirklich gut für die Öffentlichkeitsarbeit gebrauchen - um Fragen zu beantworten, wenn jemand anruft oder uns schreibt.« Mir dämmerte allerdings ziemlich schnell, dass sie darunter eigentlich eine »Büroaushilfe« verstand.

Ich saß also an meinem Schreibtisch im Keller und beantwortete Telefonanfragen von Aktivisten, Schülern und der Öffentlichkeit. Eine Frau aus dem Süden klang geradezu verzweifelt; sie war auf der Suche nach einem Affenbaby, dessen Befreiung aus einem Labor damals Schlagzeilen gemacht hatte. Dem Tier waren für ein Experiment die Augen zugenäht worden, und sie wollte es nun zu einer religiösen Erweckungszeremonie mitnehmen, wo das Äffchen geheilt werden sollte. Andere Briefschreiber hatten eher praktische Anliegen: Etwa in welche Hotelketten man Hunde mitbringen darf oder welche Zahnpastamarken nicht zu Testzwecken Kaninchen in die Augen gerieben worden waren. Das alles spielte sich im Zeitalter vor der Einführung des Computers ab, weshalb ich jeden Tag meine Antworten nach dem Zwei-Finger-Suchsystem in eine klapprige alte Schreibmaschine mit einem hakenden »u« hackte. Das klingt vielleicht nicht gerade revolutionär, aber es machte mir einen Riesenspaß.

Gelegentlich wurde ich bei der Arbeit von einem Getöse auf der Treppe gestört, und als ich einmal nachschaute, was da los war, sah

ich Ingrid, wie sie Miss Bea durch die Gegend bugsierte, einen Köter von den Ausmaßen eines Walrosses, dessen Hinterteil gelähmt war; Ingrid übernahm die Funktion von Beas Hinterbeinen und schob sie wie eine Schubkarre vor sich her. Ich beobachtete staunend, wie Ingrid auf dem Unterleib ihrer vierbeinigen Freundin herumdrückte und den Rasen vor unserem Büro mit einem schönen Kringel aus Hundekacke garnierte. Dann rief sie der dankbaren Bea »braves Mädchen« zu und machte sie sauber.

So nett sie auch waren - mit den meisten meiner kernigen Kollegen der erste Stunde hatte ich wenig gemein, von Ingrid mal abgesehen. Uns einte zwar eine ähnliche Einstellung, aber wir hatten leider einen völlig unterschiedlichen Stil. Auch wenn das ziemlich dämlich klingt - für einen modebewussten 20-Jährigen war das ein echtes Dilemma. Ich interessierte mich eben nicht für das wöchentliche Sonderangebot der Lebensmittelgenossenschaft, ich hatte die neueste Ausgabe der linken Zeitschrift M*other Jones* nicht gelesen und hing auch nicht ausschließlich mit Veganern herum.

In meiner zweiten Woche überrumpelte mich Ingrid mit der Frage: »Bist du schon mal verhaftet worden?« Ich zögerte. War das jetzt eine Fangfrage?

»Ja«, gab ich schließlich zu. »Einmal. Weil ich Queen-Singles geklaut habe. In der Junior Highschool.«

»Was ich sagen will«, fuhr sie fort und verdrehte die Augen, »würdest du dich verhaften lassen - für Tiere?«

»Für was genau?«

»Die Anklage würde vermutlich auf unbefugtes Betreten hinauslaufen. Das ist nur eine Ordnungswidrigkeit, mehr kann ich dir im Moment nicht sagen.« Ich hatte noch nie darüber nachgedacht, mich absichtlich verhaften zu lassen. Es reizte mich, aber ich wollte mich auch nicht zu schnell in etwas hineinziehen lassen. Ich mochte einfach nicht zusagen, bevor ich nicht mehr darüber wusste.

Sie planten offenbar eine Geheimaktion; von überall her meldeten sich aufgeregte Aktivisten, die den Weg zu PETA von der Autobahn oder vom Flughafen aus wissen wollten, und meine Vorgesetzten hielten hinter verschlossenen Türen verdächtige Besprechungen ab. Verständlicherweise versuchte ich zu lauschen, konnte mir aber trotzdem keinen Reim darauf machen, was vor sich ging. Am Ende der Woche, ich war frustriert und ahnungslos, kam Ingrid auf mich zu und bat mich, am kommenden Montag eine Stunde früher zur Arbeit zu erscheinen.

Um acht Uhr morgens trat ich durch die Tür in ein menschenleeres Haus - leer bis auf eine seltsame Frau, die in Ingrids Zimmer telefonierte. Ich ging die Treppe hoch, während sie das Telefonat beendete.

»Hi, ich bin Vicki vom Tierschutzbund Toronto«, sagte der lächelnde Rotschopf und erhob sich: »Ich bin hergekommen, um euch mit der Pressearbeit für die Besetzung zu helfen. Du bist bestimmt Dan.«

»Besetzung?«, fragte ich. Sie sah mich erstaunt an. »Ich glaube, ich bin noch zu frisch dabei, als dass man mir vertraut.«

»Na ja, jetzt darfst du's wissen«, sagte sie. »Heute morgen besetzen hundert PETA-Leute das Fördermittelbüro der Behörde für Biomedizinische Forschung, damit die endlich aufhören, das Gennarelli-Labor für Schädel-Hirn-Traumata in Pennsylvania zu finanzieren. Du kennst den Laden.«

Natürlich kannte ich ihn, aus der Titelgeschichte der jüngsten Ausgabe des vierteljährlich erscheinenden PETA-Magazins. Außerdem hatte das investigative TV-Nachrichten-Magazin 60 *Minutes* über das Labor berichtet. Vor einigen Monaten hatten sich die meisten Bewohner meines Studentenwohnheims den Beitrag zusammen im Fernsehzimmer angesehen - und waren schockiert gewesen. Thomas Gennarelli, Spitzenforscher an der Universität von Pennsylvania, war verantwortlich für eine Reihe grausamer Experimente,

für die er auch noch staatliche Zuschüsse kassierte. Dumm nur, dass sich seine kichernden und lässig rauchenden Elitemedizinstudenten dabei filmen ließen. Sie verabreichten Pavianen halluzinogene Substanzen, schnallten die Tiere auf einen Tisch und zementierten ihre Köpfe in Helme ein, die an hydraulischen Vorrichtungen angebracht waren. Auf Knopfdruck versetzte die Maschine den Köpfen der Primaten einen solch gewaltigen Stoß, dass ihre fixierten Körper herumgeworfen wurden wie Spielzeug. Die Tiere erlitten dabei Hirnschäden, die die Folgen eines Autounfalls oder einer Football-Verletzung simulieren sollten. Danach meißelten die Wissenschaftler die Köpfe der Tiere mit Hammer und Schraubenzieher wieder aus den Helmen. Die Forscher alberten vor einer Kamera herum wie bei einem Familienvideofilmchen und spielten mit den betäubten Pavianen. Einen hielten sie an seiner ausgekugelten Schulter baumelnd in der Höhe und witzelten in Richtung Kamera: »Wir können nur hoffen, dass die Typen, die was gegen Tierversuche haben, diesen Film nicht in die Finger bekommen.«

Irgendwie war durchgesickert, dass dieses Video existierte. Und am Memorial Day 1984 brach die Untergrundtruppe von der Animal Liberation Front in das Labor ein, stahl die Aufnahmen und schickte sie an PETA. Woraufhin PETA eine Kampagne ins Leben rief, die die Reagan-Regierung dazu bringen sollte, die jährlichen Zuschüsse von einer Million Dollar für das Labor zu streichen - und das katapultierte den Fall bis in die landesweiten Nachrichtensendungen. Tausende von Protestbriefen flatterten den National Institutes of Health, NIH, der Behörde für Biomedizinische Forschung, ins Haus, viele von Senatoren, Kongressabgeordneten und Ärzten. Aber die NIH bewegte sich, wie man das von anderen schwerfälligen Bürokratien kennt, keinen Millimeter. Außer um die besagte Lehranstalt zu verteidigen, den betroffenen Forscher-und nicht zuletzt sich selbst.

Fast jede soziale oder politische Avantgarde kommt irgendwann an einen Wendepunkt. Dann breitet sie sich von den Rändern

der Gesellschaft aus und erreicht den Mainstream. Entscheidend für eine solche Entwicklung ist dabei nie die Sache selbst, sondern die Art, wie die Machteliten auf ein Ereignis reagieren, denn erst dann merkt die breite Masse, was eigentlich los ist, und solidarisiert sich mit den Unterdrückten. Für die Bürgerrechtsbewegung war das der Moment, in dem die Polizei von Alabama vor laufenden Kameras auf friedfertige Demonstranten losging. Für Schwule war es so weit, als die Beamten einmal zu oft aus heiterem Himmel die Stonewall-Bar durchsuchten und damit einen Aufstand im Greenwich Village auslösten, der ein ganzes Wochenende dauerte. Und auch wenn der Rummel bei Weitem nicht so groß war: Für den Tierschutz waren es diese Aufnahmen von Gennarellis sadistischen Pavian-Experimenten, die von der Ostküste bis zur Westküste über die Bildschirme flimmerten. Und anstatt die offenkundigen Gräueltaten zu verurteilen, fanden die NIH nichts Wichtigeres zu tun, als diejenigen zu verfolgen und einsperren zu lassen, die in das Labor eingebrochen waren, die Mitschnitte geklaut und dann veröffentlicht hatten. Was die Leitartikelschreiber empört eine »ekelhafte Vetternwirtschaft« nannten. Starmoderator Paul Harvey machte die NIH in seiner Radiosendung nieder, und eine Menge Durchschnittsamerikaner, die sich selbst niemals als Anwälte des Tierschutzes gesehen hatten, meldeten sich und wollten dieser neuen Außenseitergruppe PETA beitreten. Auch für mich war es einer der Gründe, warum ich mich dort beworben hatte. Und nun war ich auf einmal mitten im Geschehen.

»Du sollst vor Gebäude 31 bei den NIH Pressemitteilungen an Reporter verteilen, mit den aktualisierten Namenslisten der Aktivisten und Angaben zu ihrer Herkunft«, instruierte mich Vicki in Ingrids Büro. Ich war froh, dass man mich endlich in das große Geheimnis eingeweiht hatte, bereute aber im selben Moment, dass ich mich nicht gleich der Truppe angeschlossen hatte, die eine Meile weiter vorn im Einsatz war.

Die Behörde für Biomedizinische Forschung besteht aus einem ausgedehnten Labyrinth von Krankenhäusern, Labors, Büros und einer raumschiffartigen medizinischen Bibliothek, das Ganze eingebettet in eine perfekt modellierte Gartenlandschaft. Ich spurtete über das stille Gelände und fragte mich, in welchen Gebäuden sich wohl Tiere befänden. Als ich um die nächste Ecke bog, sah ich einen Stau von TV-Übertragungswagen auf der hügeligen Zufahrt zu einem lang gestreckten 14-stöckigen Gebilde mit großen Fenstern - Gebäude 31. Unerfahren wie ich war, kam es mir vor, als würde ich schon das Gesetz brechen, indem ich nur Pressemitteilungen verteilte. Mein Herz raste vor Aufregung.

Ich hastete die Auffahrt hoch und entdeckte Ingrid, die in der Lobby gerade zusammen mit dem gut aussehenden PETA-Mitgründer Alex Pacheco Interviews gab. Hinter ihnen standen Demonstranten und hielten ein postergroßes Foto hoch, das die verängstigten Paviane aus dem Skandalvideo zeigte. Andere drängten zu den Fahrstühlen, um in den achten Stock zu gelangen, wo das eigentliche Ziel der Proteste lag. Überraschenderweise war kaum Sicherheitspersonal zu sehen, bis auf ein paar wenige Wachleute, die aber mehr mit den Fernsehkameras beschäftigt zu sein schienen als mit den Demonstranten.

Ingrid winkte mich heran. »Hast du die Pressemitteilungen dabei?« Ich nickte und fragte, ob ich noch anderweitig behilflich sein könnte, »ja - willst du mit uns nach oben kommen?« Ich verteilte die Presseerklärungen an das runde Dutzend Reporter und Kamerateams und spurtete dann mit meinen Chefs in einen Aufzug. Von oben waren Sprechchöre zu hören. Als der Fahrstuhl im achten Stock hielt und sich die Türen öffneten, brachen die Sprechchöre ab. Applaus für Ingrid und Alex brandete auf.

Hibbelig vor Aufregung schob ich mich weiter, um alles genau beobachten zu können. Die etwa hundert Demonstranten hatten sich auf mehrere - offensichtlich in aller Eile verlassene - Büro-

räume verteilt. Ich traf auf Alex Pachecos Mutter Ann, eine liebenswürdige und putzige Dame aus Ohio, deren beige Bluse so nass war, dass ich zunächst annahm, die Polizei hätte sie mit dem Wasserwerfer beschossen. Sie erklärte mir aber, dass sie sich auf dem Weg zur Demo mit Kaffee bekleckert und dann versucht hatte, die Flecken auf der Toilette auszuwaschen. Außerdem begegnete ich mehreren Leuten, mit denen ich schon am Telefon gesprochen hatte. Darunter war eine Stripperin aus Philadelphia, ein Tierarzt aus San Francisco, ein Lobbyist aus Iowa, ein Oberstufenschüler aus Maine, ein Philosophieprofessor aus North Carolina und eine jüdische Mutter aus der Nachbarschaft. Als ich meine Runde beendet hatte, entdeckte ich Ingrid in einem protzigen Chefbüro, wo sie meinen Job erledigte - sie ging ans Telefon.

»Guten Morgen, vielen Dank für Ihren Anruf bei NIH«, sagte sie mit ihrem anmutigen britischen Akzent. »Dieses Büro bleibt geschlossen, bis die NIH damit aufhören, die widerwärtigen Pavian-Experimente an der Universität von Pennsylvania zu unterstützen. Einen schönen Tag noch.« Klick.

Wieder am Ausgangspunkt meiner Erkundungen angelangt, gesellte ich mich zu der Gruppe, die bei den Aufzügen Sprechchöre skandierte, was mir ziemlich schnell richtig peinlich wurde. Die Demonstranten hatten sich einen Reim ausgedacht:

»Wir sprechen für die Tiere,
wir teilen ihre Pein;
wir kämpfen für die Tiere,
denn Recht für sie muss sein.«

Die Erinnerung an diesen weinerlichen Singsang werde ich wohl nie wieder loswerden. Sprechchöre sind extrem wichtig, um die Leute auf Demos bei Laune zu halten, aber ganz egal, wer da auf die Straße geht - das Ganze klingt viel zu oft nach Moll und Grab-

gesang. Viel besser läuft alles, wenn die Sprüche lustig sind. Als sich die paranoiden Polizisten bei einem Aids-Marsch zum Obersten Gerichtshof Gummihandschuhe überzogen, als sie Leute festnehmen wollten, riefen wir:

»Im Fernsehen sehen sie's alle nun -
die Handschuhe passen nicht zu euren Schuh'n.«

Unten hatte sich inzwischen eine Menschenmenge versammelt, glotzte zu den Schildern und Postern hoch, die aus den Fenstern hingen, und hörte zu, wie wir per Megafon in allen drastischen Einzelheiten verkündeten, was wir eigentlich hier wollten. Sirenen heulten heran, aber seltsamerweise kamen keine Cops in den achten Stock gestürmt.

»Wenn die Polizei hier eintrifft, legt euch nicht mit denen an«, erklärten Ingrid und Alex. »Lasst euch einfach hängen, falls sie euch schnappen, ruft Sprechchöre oder geht in aller Ruhe, aber widersetzt euch nicht. Deswegen sind wir nicht hergekommen.« Eine affektierte Hausfrau mit feschem Lipgloss, die sich der Truppe angeschlossen hatte, nickte zustimmend, aber ein anderer, Typ unrasierter Biker, schien nicht allzu überzeugt.

Die Zeit verging, und nichts passierte: Also hockten sich einige Demonstranten um die Tische herum und auf die Sofas und gingen zum Kennenlernen über. Andere hingegen - zu denen auch ich gehörte - wurden ungeduldig. Unser Anwalt, Gary Francione, ein Juraprofessor von der University of Pennsylvania, erklärte uns, dass sie bei den NIH möglicherweise einfach abwarten wollen, bis wir alle müde wurden und nach Hause gingen. Dann bräuchten sie uns nicht verhaften zu lassen und könnten die Sache möglichst klein und auf lokaler Ebene abhandeln - und sich damit den Druck der Öffentlichkeit vom Hals halten.

Also mussten Ingrid und Alex dafür sorgen, dass alle bei der

Stange blieben, was sich als schwierig herausstellte, weil alle davon ausgegangen waren, dass sie nur antanzen sollten und rechtzeitig zum Abendessen wieder zu Hause sein konnten. Die friedlichen Sprechchöre mischten sich nun mit übellaunigen Telefongesprächen von Leuten, die ihren Partnern erklären mussten, warum sie heute Abend nicht nach Hause kommen würden - und morgen Abend vielleicht auch nicht. Yuppies riefen in ihren Büros an und meldeten sich für den Dienstag krank. Andere gaben auf und schlichen sich durchs Treppenhaus davon. Ich dachte auch darüber nach, mich zu verziehen, allerdings nicht etwa, weil ich irgendwem verpflichtet gewesen wäre oder mir ein widerspenstiger Chef Scherereien machte, sondern weil ich mich mit meinen Freunden auf dem Sofa verabredet hatte, um zusammen den Miss-Universe-Schönheitswettbewerb anzusehen.

Aber so wurde es eben eine Soiree in Gebäude 31, die allerdings eher einer gestelzten Pyjamaparty glich, bis zwei Typen den Schnapsschrank im Chefbüro aufbrachen. Voller Vorfreude auf ein Gläschen flitzte ich los, blieb aber wie angewurzelt stehen, als ich mitbekam, wie Ingrid die beiden anschrie, dass sie alles wieder zurückstellen sollten. In trauriger Nüchternheit stapfte ich also weiter und sah mir die murrende und murmelnde Mischung unserer Mitstreiter an. Es erinnerte mich an die Szene aus der *Unheimlichen Begegnung der Dritten Art:* ein bunt zusammengewürfelter Haufen einander völlig fremder Menschen, die alle eine Vision hatten und unbedingt zu dem Berg wollten, auf dem das UFO landen sollte. Aber nun saßen sie plötzlich gemeinsam fest und wunderten sich, was zur Hölle sie da eigentlich alle wollten.

Die Kamerateams waren schon lange wieder abgezogen, und da wir fürchteten, die Polizei könne uns mitten in der Nacht einfach einsammeln, wechselten wir uns damit ab, die Aufzüge und das Treppenhaus zu überwachen. Ich übernahm die Nachtschicht mit einem drahtigen und bärtigen Vietnam Veteranen, der sich als

Aktmodell in Kunstkursen Geld dazuverdiente, und einer spröden bebrillten Krankenschwester aus Delaware, die sich Sorgen machte, dass sie ihren siechen Vater allein zu Hause gelassen hatte. Ich hörte ihr zu und nickte mitfühlend, denn es wäre mir viel zu peinlich gewesen zuzugeben, dass meine größte Sorge war, das Dolly-Parton-Special nächste Woche auf HBO zu verpassen.

Wir hatten Tränengaspatronen erwartet und bekamen stattdessen einen Schwall Kälte; der Masterplan der NIH bestand offenbar darin, die Klimaanlage aufzudrehen und uns rauszufrosten. Wir öffneten die Fenster, um die milde Sommerluft hereinzulassen, aber die Büros blieben eisig. Ich war von zu Hause keine Klimaanlage gewohnt und kam mir vor wie in einem Fleischkühlhaus. Jeder von uns suchte sich ein Plätzchen auf dem Polyesterfußboden, dann nahmen wir die Gardinen ab, um uns damit zuzudecken. Ein Kerl hüllte sich in eine US-Fahne, was zu einer kleineren Kabbelei mit dem Vietnamveteranen führte. Ich fand Unterschlupf unter einem Tisch und holte mir das Telefon nach unten, um Freunde und meine Eltern anzurufen. Im Flüsterton schilderte ich ihnen lebhaft die Belagerung, nur für den Fall, dass sie davon in den Nachrichten gehört hatten und sich Sorgen machten.

»Hi Dad? Erinnerst du dich an den Job bei dieser Tierschutzorganisation, den ich bekommen habe? Tja, wir haben uns alle grad in einem Regierungsgebäude verbarrikadiert.« Er und meine Stiefmutter sprachen plötzlich sehr behutsam, als hätte ich mich einer Sekte angeschlossen, und baten mich, vorsichtig zu sein. Meine Mom hingegen war sich nicht sicher, ob wir weit genug gingen. Sie schlug vor, wir sollten die NIH-Mitarbeiter doch auf ihren Schreibtischen festschnallen und ihnen androhen, so auf sie einzudreschen wie auf die Paviane, wenn sie die Experimente nicht sofort beendeten. Erst weit nach Mitternacht, die Grillen tratschten unten im Gebüsch, rollte ich mich in Embryonalstellung unter dem Tisch ein, um mich warm zu halten, und schlief ein.

Ein knarzendes Megafon riss mich bei Morgengrauen jäh aus dem Schlaf. Ich donnerte mit meiner Rübe gegen die Tischplatte und fühlte mich plötzlich wie Patty Hearst kurz nach ihrer Entführung. Eine lästige Frühaufsteherin hatte beschlossen, eine Diskussion mit einem Hausmeister vom Zaun zu brechen, der acht Etagen unter uns seinen Dienst antrat. Dankenswerterweise nahm ihr jemand das Megafon weg, aber jetzt waren wir alle wach. Ingrid, die mit ihren zerzausten Haaren aussah wie eine Vogelscheuche, ließ eine eher müde Anfeuerungsrede vom Stapel und erklärte, dass wir möglicherweise die komplette Woche hier verbringen würden. »Wir können einfach nicht aufgeben«, bläute sie den versammelten Zombies ein.

Wir hatten uns gerade erst den Schlaf aus den Augen gerieben, da rückten uns schließlich doch NIH-Sicherheitsleute in Begleitung der Polizei auf die Pelle. Leider waren sie nicht gekommen, um uns zu verhaften, sondern nur, um die besetzten Büros unter die Lupe zu nehmen und sicherzustellen, dass wir den Laden nicht geplündert hatten. Um die Tatsache zu verbergen, dass wir immer weniger geworden waren, erklärten wir einige Räume für tabu und logen den Behördenvertretern vor, dort schliefen noch ältere Damen oder es zögen sich junge Mädchen darin um. Unser Anwalt hatte dafür gesorgt, dass jemand uns Obst, Hummus-Sandwiches und Shampoo vorbeibrachte. Nach einem kurzen Happen und einer Katzenwäsche taten wir so, als seien unsere Lebensgeister zurückgekehrt, und schmetterten Slogans auf das eintreffende Bürovolk hinab.

Nachdem ich etwa zehn Minuten peinliche Sprechchöre gerufen hatte, schwand der Elan, den der Schlafentzug mir gebracht hatte. Als niemand hinsah, beschloss ich in einer Kurzschlusshandlung, übers Treppenhaus abzuhauen. Ich nahm drei Stufen auf einmal und dachte: *Es reicht!* Ich hatte ja gerade erst begonnen, mich damit anzufreunden, dass ich meine PETA-Kameraden von 9 bis 17 Uhr um mich hatte - wie konnte irgendjemand auf einmal davon

ausgehen, dass ich sie 24 Stunden am Tag ertragen würde? Ich riss den Notausgang auf der Rückseite des Gebäudes auf, wandte mein Gesicht gen Himmel, um die Sonnenstrahlen zu genießen, und spürte, wie die Juli-Hitze die Klimaanlagen-Kälte aus mir heraussaugte. Als ich wieder zu Atem gekommen war, überlegte ich mir Folgendes: Da die Besetzung ja möglicherweise die gesamte Woche dauerte, könnte ich mich zu Hause etwas entspannen - und mich dann später einfach wieder reinschleichen.

Auf dem Heimweg in der U-Bahn kam zur Freude, die Anstrengungen der Demonstration hinter mir zu wissen, das Schuldgefühl, meine Kollegen sitzen gelassen zu haben und - was noch schlimmer war - die Paviane. Doch ich schob das erst einmal beiseite und dachte an das lange Bad und die beruhigenden Bobbie-Gentry-Platten, die mich erwarteten. Ich trottete in mein schnödes Mietshaus, sagte dem äthiopischen Hausmeister mit den gelben Fingernägeln im klapprigen Aufzug schlapp »Hallo!« und grübelte über die 24-stündige Überraschungsodyssee nach, die ich hinter mir hatte. Wie bequem mir auf einmal selbst meine Bruchbude erschien. Ich warf meine Schlüssel auf den Kaffeetisch, die scheppernd auf einem PETA-Magazin landeten. Schnell schaute ich weg und drückte die Play-Taste auf meinem Anrufbeantworter: Jemand hatte eine Verabredung zum Abendessen bestätigt, ein Freund wollte wissen, warum ich nicht bei der Dollar-Wodka-Nacht gewesen war, und ein anderer fragte sich, ob ich was mit dem NIH-Sit-in zu tun hatte, das er in den Nachrichten gesehen hatte, und wünschte uns alles Gute. Ich griff nach dem Telefon und erstarrte. Was sollte ich bloß sagen? »Jau, ich war da, es war großartig, aber dann hab ich's hingeschmissen, weil ich eine Fernsehsendung nicht verpassen wollte?«

Ich fühlte mich wehleidig und drehte den Wasserhahn der Badewanne auf. Ich war mir so draufgängerisch vorgekommen, nachdem ich endlich in den Rang eines Vollzeit-Unruhestifters auf-

gestiegen war, und nun fiel das alles in sich zusammen, weil ich mich so schämte, dass ich beim Kampf um die NIH desertiert war. Jahrelang hatte ich mich danach gesehnt, an der Front zu stehen, und jetzt hatte ich mich von belanglosen Unannehmlichkeiten dazu verleiten lassen, eine der aufregendsten Erfahrungen meines Lebens abzubrechen und Leute hängen zu lassen, die ich ehrlich bewunderte. Als ich mich hinsetzte, um meine Schuhe auszuziehen, fiel mein Blick noch einmal auf die Zeitschrift mit dem geschundenen Pavian auf der Titelseite, und ich zwang mich, meine Prioritäten zu überdenken. Ich brauchte etwa vier Sekunden. Ich riss mir die Kleider vom Leib, duschte kurz und machte mich sofort wieder auf den Weg. Um die Sicherheitsmaßnahmen bei den NIH durchbrechen zu können, hatte ich mir grüne OP-Klamotten angezogen. Die hatte ein Arzt, mit dem ich mal etwas hatte, bei mir liegen lassen.

Es war kein Problem, zurück in den achten Stock zu kommen. Ingrid ließ mich ihre Enttäuschung nicht spüren, sondern dankte mir nur, dass ich zurückgekommen war. Viele der rund 20 Demonstranten, die noch da waren, dachten, ich hätte in einem der anderen Zimmer geschlafen. Ich hoffte, dass sie das während der nächsten Tage ebenfalls dachten, als es mir dank meines Chirurgenkittels gelang, zwischendurch in die NIH-Kantine zu verschwinden, dort Kaffee zu trinken und die *Washington Post* zu lesen. Sollte ich jemals entführt werden, würden mich meine Kidnapper sicher erschießen. Mit mir Zappelphilipp würden sie es kaum lange aushalten.

Der Anblick, der sich mir bei meiner Rückkehr geboten hatte, war mit der Szene vom Montagmorgen nicht mehr zu vergleichen. Von den hundert überschwänglichen Demonstranten, die etliche Büros gefüllt hatten, war nur noch eine gelangweilte Rumpftruppe übrig. Sie waren wohl eher aus Respekt gegenüber Ingrid und Alex geblieben als aufgrund der ernsthaften Hoffnung, die Pavian-Experimente abschaffen zu können. Aber bei mir war das ja ähnlich; ich war auch nur noch deshalb hier, weil ich den schlechten Eindruck,

den ich bei meinen Vorgesetzten hinterlassen haben musste, wieder geraderücken wollte.

Am Dienstagabend klemmte man uns die Telefone ab. Weil es damals noch keine Handys gab, bestand unsere einzige Verbindung zur Außenwelt nun aus Alex Pachecos Funkgerät und einem winzigen tragbaren Uralt-Fernseher. Als die NIH verkündeten, dass kein Essen mehr hereingebracht werden dürfe, schmuggelte unser erfinderischer Anwalt ein 15 Meter langes Seil herein, das wir aus dem Fenster baumeln ließen. Freiwillige Helfer knoteten unten einen Fresskorb fest, und den zogen wir dann nach oben. Der Trick mit dem Seil führte dazu, dass wir für die journalisten interessant blieben, und es war ein großer Spaß für uns, im körnigen Schwarz-Weiß der Elf-Uhr-Nachrichten aufzutauchen. In Washington wurde über die Besetzung viel berichtet, aber landesweit stellte der überraschende Krankenhausaufenthalt von Präsident Reagan unsere Geschichte in den Schatten. Er hatte sich Darmpolypen entfernen lassen, und der Eingriff wurde im Marinekrankenhaus direkt gegenüber von den NIH vorgenommen. Mehr als einmal brüllten wir »Hierher!« zu den Reportern im CNN-Kleinbus hinüber und wedelten mit den Armen aus dem Fenster. Es war frustrierend zu sehen, dass einige Sender sich weigerten, das Pavian-Prügel-Video auszustrahlen, mit dem Hinweis, es sei »zu drastisch« - aber gleichzeitig kein Problem damit hatten, den Äther mit Röntgenbildern des kränkelnden Verdauungstraktes unseres obersten Befehlshabers zu überschwemmen.

Am Mittwochmorgen schließlich, drei Tage nach Beginn der Besetzung, bekamen wir entscheidenden Auftrieb: Die Today-Show startete den Versuch einer Wiedergutmachung - und bot Ingrid einen TV-Auftritt an, in dem sie unser Anliegen vorbringen sollte. Sie schlich sich also für ein Interview mit Jane Pauley, das per Satellit landesweit übertragen wurde, ins nahegelegene NBC-Studio, und die Produzenten waren sogar mutig genug, das Pavian-Video zur

besten Frühstücksfernsehzeit zu zeigen. Wir sahen uns den Beitrag auf dem eingeschmuggelten tragbaren Fernseher an, als ginge es um die Mondlandung, und beteten, dass irgendjemand, der uns helfen konnte, jetzt auch eingeschaltet hatte.

Als hätte ihn der Himmel geschickt - oder vielleicht war es auch nur ein schlechter Scherz -, kam noch am selben Tag ein Mann im Anzug das verbarrikadierte Treppenhaus hoch und behauptete, er arbeite für Margaret Heckler, Reagans Gesundheitsministerin - die Dienstherrin der NIH. Der Typ erklärte, Heckler habe in den Nachrichten von unseren Protesten gehört, aber die NIH hätten sich geweigert, ihr die berüchtigten Pavian-Aufnahmen auszuhändigen. Ingrid und Alex gaben ihm das Video und einen Ordner gleich dazu, der von vernichtenden Kommentaren nur so überquoll, die verschiedene Mediziner über die Experimente verfasst hatten. Wir drückten unsere müden Daumen, dass der Ministeriumsgesandte echt war.

Wir waren nur noch rund ein Dutzend, als auch der Schriftsteller/Demonstrant Jim Mason und seine Freundin Nora am Donnerstagmorgen beschlossen, uns zu verlassen und sich auf den langen Heimweg Richtung Connecticut zu machen. Er wollte einen lebhaften Bericht von PETAs ehrenvollem, wenn auch misslungenem Einsatz zur Rettung der Paviane zu Papier bringen. Als sie müde auf der Interstate 95 gen Norden fuhren, das Radio eingeschaltet, um sich wach zu halten, hob eine landesweite CBS-Nachrichtensendung Jim und Nora aus ihren Sitzen: Die Reagan-Regierung, hieß es da, wollte dem Drängen von Tierschützern nachgeben und die Schädel-Hirn-Trauma-Experimente der Universität von Pennsylvania untersagen. Kaum waren Jim und Nora abgezogen, war Margaret Hecklers Mitarbeiter zurückgekommen, um Alex zu einem dringenden Treffen mit den gedemütigten NIH-Verantwortlichen zu bitten. Heckler hatte sich nämlich beim Betrachten des Videos der Magen umgedreht, woraufhin sie umgehend eine Pressekonferenz für den Mit-

tag angesetzt hatte, um zu verkünden, dass sie einschreiten und das Labor dichtmachen würde.

Alles schien sich wie im Traum zu verlangsamen, als die unglaubliche Nachricht bestätigt wurde. Ingrid verkündete, dass wir den achten Stock sauberer zurücklassen sollten, als wir ihn vorgefunden hatten. Dann eilte sie nach unten, um bei PETA anzurufen. Unser Büro sollte die Presse alarmieren, dass wir Gebäude 31 in einer Stunde verlassen würden. Von Emotionen aufgeputscht - oder war es der Schlafmangel? - räumten wir auf und putzten die Büroräume, hängten die Gardinen wieder auf und auch die Fahnen. Durch die Fenster konnten wir Kamerateams sehen, PETA-Helfer und neugierige NIH-Mitarbeiter, die sich draußen versammelt hatten.

Kurz nach Mittag tönten die Sprechchöre bei den Aufzügen ein letztes Mal, aber diesmal schämte ich mich nicht. Ich weinte. Wir verließen das Gebäude einer nach dem anderen, als ginge es noch immer darum, so zu tun, als seien wir mehr, als wir wirklich waren - und hielten dabei die Poster mit den herzzerreißenden Fotos von den Pavianen hoch. Am Ende waren sie doch noch begnadigt worden. Alex hielt eine kurze Rede, in der er Margaret Heckler lobte und den NIH noch eins aufs Dach gab. Dann begann der Medienzirkus. Ein Reporter fragte mich, was mir die Besetzung bedeute.

»Wir haben bewiesen, dass man Bürokraten besiegen kann«, antwortete ich. Das Zitat erschien unter der Überschrift »Demonstranten-Sit-in stoppt Forschungsprojekt« in der USA *Today,* was meinen Vater schwer beeindruckte. Unser Sieg war so bedeutend, dass wir es damit in alle drei landesweiten Abendnachrichten schafften. »Medizinische Forschung ist wichtig«, sagte Reagans Kabinettsmitglied Heckler. »Aber das sind die Tiere, die diesen Studien zum Opfer fallen, auch.« Sie wurde ziemlich bald nach Übersee weggelobt und wurde Botschafterin in Irland.

Ich hatte die Woche als Büroaushilfe begonnen, und jetzt fühlte ich mich schon wie ein richtiger Revoluzzer. An einem so strate-

gisch wichtigen Triumph direkt beteiligt gewesen zu sein, schenkte mir Kraft und Inspiration. Mein Job bestand also doch nicht nur darin, Telefonanfragen und Briefe zu beantworten. Ich wuchs immer mehr in meine Aufgaben hinein und wurde bald sogar zu den Sitzungen eingeladen, auf denen meine Chefs ihre neuen Strategien ausheckten.

Und was noch viel besser war: Ich hatte einen neuen Kollegen gefunden, der mich im Auto mit zur Arbeit nahm - und zwar einen, der morgens viel zu träge war, um an irgendwelchen Karotten zu knabbern.

Der allerletzte Schrei



Nina Hagen und Lene Lovich

1985 war der Höhepunkt des Ego-Jahrzehnts, und eine Sängerin aus Detroit trällerte die Hymne dazu: »We are living in a material world and I am a material girl.« Sie kam damit zu Ruhm, Reichtum und schicken Pelzen. Für diejenigen, die ein Gegengift zu Genusssucht und Zuckerguss suchten, gab es im selben Jahr *Meat Is Murder* von den Smiths, ein introspektives Album, das sofort Platz i der britischen Charts eroberte. In den USA und der restlichen westlichen Welt erreichte die Platte Goldstatus. In dem Monat, als ich bei PETA anfing, machten sich die Smiths samt ihrem düsteren, melodischen Sound auf zu ihrer ersten US-Tour. Wie so viele verwirrte, von der Pop-Kultur des Mainstreams ernüchterte Jugendliche sehnten meine Freunde und ich ihr erstes Konzert herbei wie Pyromanen das Feuerwerk am Nationalfeiertag, dem 4. Juli.

Ingrid wollte ihre Sympathie für die neuen Vegetarier-Superhelden bekunden und kaufte Sitzplatzkarten auf den Rängen für alle zehn PETA-Mitarbeiter. Ich wollte allerdings lieber weiter vorn und mit meiner Studienkollegin Patti zusammensitzen, die sich in ihrem chaotischen Wohnheimzimmer eigentlich nur noch mit den Smiths zudröhnte. Patti war eine kleine, kompakte Latina mit dunkelblonden schulterlangen Haaren, kräftigem Make-up und einem leichten spanisch gefärbten Lispeln, das durchaus reizend war, ihr aber sicherlich die eine oder andere dicke Lippe eingetragen hätte, wäre sie ein Typ gewesen. Das Konzert war ausverkauft und fand im eleganten Warner-Theater statt, nur einen Steinwurf vom Weißen Haus entfernt. Die Menge trug Schwarz.

Meat Is Murder war nicht nur der Titel der Platte, sondern auch der Name des letzten Songs darauf. Ein tief bewegendes Lied, in dem Sänger und Songschreiber Morrissey mit schmachtender Stimme sang:

»Das Fleisch,
das ihr so einfallsreich bratet,
bedeutet sinnloses Sterben,
und sinnloses Sterben
ist Mord.«

Solche Ansichten hatte ich ja seit Jahren vertreten und damit die meisten Leute in die Flucht geschlagen. Und als ich nun zusah, wie Tausende jedes einzelne Wort in sich aufsogen, als die Band den provokanten Song live spielte, standen meine stoppeligen wasserstoffblonden Haare vor Aufregung noch mehr zu Berge als sonst.

Damals sahen viele den Tierschutz noch als ein abseitiges Anliegen, das man eher mit Doris Day in Verbindung brachte als mit Rockstars. Morrissey wurde zu einem glaubwürdigen Volkshelden der Vegetarier, so wie das Sängerin Helen Reddy für die Feministinnen wurde, als sie *I Am Woman* herausbrachte, oder wie der Hip-Hopper Sir Mix-a-Lot für Frauen mit dicken Hintern, als er *Baby Got Back* aufnahm. Weil die Smiths eine derart riesige junge Fangemeinde hatten, machte Morrissey den Tierschutz plötzlich auch in der Studentenszene populär. Und weil ich das ausnutzen wollte, schmuggelte ich eine Kamera mit ins Konzert und schoss ein paar Schwarz-Weiß-Aufnahmen für den Newsletter der Studentischen Aktionsgruppe für den Tierschutz, der auf dem Campus von Universitäten im ganzen Land verteilt wurde. Mit den Smiths auf dem Cover würden die Kids den Newsletter an sich reißen, anstatt ihn zu zerreißen. Ich versuchte sogar, ein Interview mit Morrissey zu

bekommen, aber der Konzertveranstalter sagte mir: »Träum weiter - der spricht nicht mal mit dem *Rolling Stone*.«

Als sich das mitreißende Konzert dem Ende neigte, hasteten Patti und ich nach draußen zum Bühneneingang, um einen letzten Versuch zu starten, doch noch ein Interview zu ergattern. Der Backstage-Türsteher war damit beschäftigt, sich eine Horde von Grufti-Groupies vom Leib zu halten, und zeigte kein Interesse daran, meine Anfrage an die Band weiterzugeben. Es schien hoffnungslos, aber ich wollte noch nicht aufgeben. Derweil stahl sich die clevere Patti aus dem Pulk davon und ließ ihren Charme bei den Crewmitgliedern der Smiths spielen, die am Tourbus rumhingen. Nur ein paar Minuten später war sie zurück - mit einem verschlagenen Lächeln.

»Ich gehe mit einem Roadie aufs Hotelzimmer«, flüsterte sie augenzwinkernd. »Irgendwie werde ich an Morrisseys Zimmernummer kommen, und dann rufe ich dich an.«

Während sich meine Freunde zum Cocktailtrinken in den klammen alten Club 930 in der F-Street aufmachten, eilte ich in meine überhitzte und muffige Einzimmerbehausung in der S-Street. Ich setzte mich ans geöffnete Fenster und wartete schwitzend darauf, dass das Telefon klingelte. Nach zwei Stunden, ich hatte die Hoffnung schon beinahe aufgegeben, kam der Anruf.

»Hotel Shoreham, Zimmer 716«, lispelte Patti leise. »Das war's, ich muss los.«

Nervös rief ich das Hotel an und wurde, zu meiner größten Überraschung, zum Zimmer durchgestellt.

»Hallo?« Morrissey gähnte, er war im Halbschlaf.

»Hi«, sagte ich, verzweifelt bemüht, meine übereifrige 20-jährige Stimme tiefer klingen zu lassen. »Enschuldigen Sie, wenn ich Sie geweckt habe, aber das war die einzige Möglichkeit, an Sie heranzukommen. Ich würde Ihnen gern ein paar Fragen für ein Tierschutzmagazin stellen. Es ist sehr schwierig für uns, die Leute auf

uns aufmerksam zu machen, und Sie sind das beste Zugpferd, das wir je hatten.«

Ich ging davon aus, dass er den Hörer aufknallen würde. Aber stattdessen gähnte Morrissey wieder.

»Na klar«, sagte er. Es schien, als richte er sich am anderen Ende ein wenig auf. »Die meisten Interviews sind so ermüdend, vor allem wenn wir auf Tour sind«, sagte er beiläufig. »Aber da es hier um Tiere geht, ist es ja wohl meine verdammte Pflicht.«

»Danke«, sagte ich erleichtert, klemmte das Telefon zwischen Kopf und Schulter und griff mit zitternden Fingern nach Stift und Papier. »Wie ist es denn eigentlich dazu gekommen - wie sind Sie zum Tierschützer geworden?«

»Ich fand schon immer, dass Tiere viel mit Kindern gemeinsam haben«, antwortete er. »Sie erwarten von uns, dass wir ihnen helfen und sie beschützen. Wenn man Tiere mag, dann ergibt es einfach keinen Sinn, ihnen wehzutun - oder sie gar aufzuessen. Ich bin Vegetarier geworden, als ich elf oder zwölf war, ich lebte damals in Manchester. Meine Mutter ist überzeugte Vegetarierin, seit ich denken kann. Sie geht zu Anti-Jagd-Demos und hatte schon immer einen großen Einfluss auf mich. Wir hatten wenig Geld, und ich dachte immer, dass Fleisch eigentlich eine gute Nahrungsquelle ist. Dann erfuhr ich die Wahrheit. Man kann vermutlich sagen, dass ich jetzt Buße tue für diese jähre. Brrr: Steaks oder Wurst zu essen ist so ziemlich das Widerlichste, was ich mir vorstellen kann. Man kaut auf verwesendem Fleisch herum. Das ist doch, als würde man seine Zähne in die eigene Großmutter schlagen.«

Ich lachte, während ich fleißig mitschrieb, und tastete mich an die nächste Frage heran.

»Erzählen Sie doch mal, welche Höhen und Tiefen Sie mit dem Titel des Albums Meat *Is* Murder erlebt haben.«

»Kaum hatten wir entschieden, was der Titelsong sein sollte, waren wir auch schon in den Schlagzeilen«, sagte er. »Fleisch ist Mord -

das ist zwar eine simple Aussage, aber manchmal sind gerade die simplen Botschaften durchschlagend. Es scheint ja auch niemand sonst etwas Bedeutungsvolles sagen zu wollen in der Popmusik. Wir haben überwältigend positive Reaktionen bekommen. Bis auf einen Auftritt in Stoke, wo jemand Würstchen auf die Bühne warf. Sie trafen mich im Gesicht und flogen mir in den Mund. Ich bin keuchend von der Bühne gerannt - und dann habe ich mich übergeben, wirklich. Aber das war nur ein Einzelfall. Als wir in Madrid aufgetreten sind, haben wir Open Air vor 350 000 Leuten gespielt. Das Konzert wurde in ganz Spanien übertragen. Bei *Meat is Murder* haben sie die Übersetzung auf einer Leinwand eingeblendet, was gerade in diesem fleischversessenen Land sehr verdienstvoll war. Ich bekomme jeden Tag Post von Leuten von überall her, die mir schreiben, wie froh sie sind, dass das endlich mal jemand sagt - und dass sie den Tod von ihrer Speisekarte gestrichen haben.«

»Was halten Sie von Leuten, die sich das Konzert ansehen und sogar mitsingen, aber sich nachher einen Hamburger reinziehen?«, fragte ich kleinlaut.

»Immerhin haben sie mal drüber nachgedacht. Eine Menge Leute sind offen für Veränderungen, aber andere lassen sich zu sehr von ihrer Umgebung beeinflussen. Und viele sind eben nur von Fleischfressern umgeben. Außerdem fühlen sich die Menschen bedroht, weil sie glauben, dass man es auf ihren ganzen Lebensstil abgesehen hat. Denen sagen ich, dass sie das schrittweise versuchen sollen und dass so was nicht komplett ihre Identität verändert. Wenn man erst mal sachlich mit jemandem diskutiert, spürt man, wie die Vorbehalte schwinden. Vegetarismus ist doch was Grundlegendes. Es ist viel gesünder, und ich glaube, das weiß auch jeder. Keiner hat je ein gutes Argument für das Fleischessen vorgebracht. Die Leute sagen dann: ›Na ja, es ist lecker‹ - aber es schmeckt erst dann gut, wenn man es gewürzt hat und zubereitet. Man muss doch erst 300 verschiedene Sachen machen, um den wahren Geschmack

zu überdecken. Wenn man dasselbe mit einem Stück Stoff machen würde, dann würde es vermutlich auch ganz gut schmecken.«

»Das ist ja alles wunderbar«, sagte ich und wünschte gleichzeitig, ich könnte Steno. »Noch ein abschließendes Statement für unsere leicht zu beeinflussende junge Leserschaft? Das wird wohl die einzige Ausgabe dieses Newsletters sein, die sie sich jemals ansehen werden.«

»Bitte, tötet einfach nichts. Das sind erbärmlich einfache Worte, aber geht bitte durch euer Leben, ohne zu töten und ohne Tiere für eure Gelüste büßen zu lassen. Meistens sind es eh nur belanglose Bedürfnisse und nichts, was irgendjemand wirklich bräuchte. Wir wachsen alle in dem Glauben auf, dass Tiere dazu da sind, für irgendetwas benutzt zu werden. Aber das sind sie nicht. Diese elende Industrie macht sie nur dazu.«

Wir quatschten noch ein bisschen über Essen, Tiere, die im Verkehr platt gefahren werden, und Musik. Dann drehte er den Spieß um und stellte mir Fragen.

»Ich bin gerade mit dem College fertig«, erklärte ich. »Ich arbeite schon seit der Highschool ehrenamtlich für Tierschutzgruppen - und jetzt habe ich angefangen, Vollzeit für PETA zu arbeiten, *People for the Ethical Treatment of Animals.*« Er hatte noch nie von uns gehört.

»Wir organisieren alle möglichen Kampagnen, aber unsere größte Stärke sind Undercover-Einsätze, nicht nur auf Schlachthöfen, sondern auch in Labors, auf Pelzfarmen, im Zirkus … Wir sind nicht nur gegen Fleischproduktion - wir sind gegen jede Tierquälerei!«, japste ich.

»Ich auch«, sagte er trocken. »Wenn es irgendwas gibt, was ich für euch tun kann, sagt mir bitte sofort Bescheid.«

Wir tauschten unsere Adressen aus. Ich erzählte ihm, wie sehr mich der Anti-Pelz-Song *Skin* von Siouxsie and the Banshees vor fünf Jahren beeindruckt hatte und wie sehr ich hoffte, dass es nicht

weitere fünf Jahre dauern würde, bis ein neuer Song herauskam, der sich mit Tierschutz befasste.

»Hör dir doch mal *Assault & Battery* von Howard Jones an und No *Meat* von Captain Sensible«, schlug er vor.

»Das mache ich auf jeden Fall«, sagte ich. »Ich wünschte, es gäbe ein Album, das all diese Songs zusammenbringt.«

»Das ist doch mal 'ne Idee!«, erwiderte Morrissey. »Es gibt eine Live-Version von *Meat Is Murder,* die wir noch nicht veröffentlicht haben, falls ihr Interesse habt…«

Und so, ganz zufällig, begann eine neue Karriere für mich: die Zusammenarbeit mit Künstlern. Es waren keine beruflichen Beziehungen, die mich so weit gebracht hatten, und auch kein Insider-Wissen, sondern ganz altmodisch die weiblichen Reize, die Patti eingesetzt hatte - und natürlich mein loses Mundwerk. Ich hielt meinen Kopf unter den Wasserhahn im Badezimmer, um mich ein wenig abzukühlen, wie ich das oft tat in heißen Sommernächten. Dann klappte ich mein Schaumstoffschlafsofa auseinander und schlief sanft ein. Ich war begeistert.

Wax Trax Records war ein Laden in Chicago und zugleich ein Plattenlabel. Der Laden war eine Punk-Institution im mittleren Westen der Achtzigerjahre, und er war gigantisch. Es gab Fetischklamotten, anstößige T-Shirts und Haarfärbemittel von Crazy Color, außerdem bekam man natürlich jedes angesagte Album und jede Single aus der ganzen Welt. Ich hatte dort zuletzt reingeschaut, als ich 16 war und mit dem Greyhound-Bus durchs Land fuhr. Es war das einzige Mal, dass ich es bereute, meinen Eltern versprochen zu haben, dass ich nie wieder etwas klauen würde. Das Label, dessen Büros über dem Laden lagen, gab Hardcore-Dance-Musik von Künstlern wie Divine, Front 242,1000 Homo DJs und den Revolting Cocks heraus. Ich kann mir nicht vorstellen, dass auch nur einer ihrer Songs je für einen Disneyfilm zugelassen wurde. Die größte Band von Wax Trax

war Ministry, die Pioniere der Industrial- und Techno-Musik, die mit dem Hit *Everyday Is Halloween* ihren Durchbruch schafften.

»Das sieht aus, als wäre es für dich«, sagte Linda aus der PETA-Poststelle und ließ ein Päckchen von Wax Trax auf meinen Schreibtisch plumpsen. Darin waren einige Platten und ein Brief von AI Jourgensen von Ministry. Erbat um Erlaubnis, ein Audio-Schnipselchen aus unserem Vivisektions-Video benutzen zu dürfen für eine albtraumhafte Dance-Melodie, an der er gerade saß.

Ich rief bei Wax Trax an und wurde zu Jim Nash durchgestellt, Eigentümer des Ladens und des Labels.

»Gute Nachrichten«, sagte ich. »Kein Problem mit den Urheberrechten, ihr könnt den Labor-Ausschnitt benutzen. Aber wir würden gerne was über Tierversuche im Begleitheft unterbringen.«

»Großartig!«, brüllte Jim. »Und Glückwunsch, dass ihr diesen Scheißkerlen den Laden dichtgemacht habt. Wir haben davon in den Nachrichten gehört. Aber meine Nichte will sie immer noch umbringen.«

»Wissen Sie, es ist seltsam, dass Sie sich gerade jetzt an uns wenden«, wagte ich mich vor. »Wir sind gerade dabei, einen Sampler zusammenzustellen, aber wir haben noch kein Label gefunden.«

»Cool. Welche Bands habt ihr denn schon?«

»Ehrlich gesagt, bislang sind es nur die Smiths«, sagte ich bescheiden. »Aber wir haben noch Siouxsie and the Banshees auf dem Zettel, Wall of Voodoo, Talk Talk und andere, die Songs rund um den Tierschutz gemacht haben.«

»Nur die Smiths? Wann können Sie nach Chicago kommen?!«

Am nächsten Freitag ließ Ingrid ihre Assistentin meinen Job am Empfang übernehmen, und ich machte mich glücklich auf zu meiner ersten Dienstreise.

Ich fand Fliegen schon als kleiner Bengel toll, als ich mit meinem Vater ein Flugzeug der Air California bestieg, um zur Bat-Mizwa einer Cousine nach San Jose zu fliegen. Ich sitze am liebsten in der

Reihe am Notausgang - nicht nur weil ich 1,95 Meter groß bin und Platz brauche, sondern auch weil ich dann die Schuhkontrolle übernehmen kann. Es ist nämlich so: Wenn ein Flugzeug eine Bruchlandung hinlegt und die aufblasbaren Notrutschen aufploppen, müssen die Passagiere am Notausgang die Damen dazu bringen, rechtzeitig ihre High Heels auszuziehen. Das muss sein, damit sie mit den Absätzen nicht die Rutsche zerlöchern und allen anderen die Flucht vermasseln. Obwohl ich durchaus eine impulsive Seite habe, behalte ich in Notsituationen stets einen kühlen Kopf. Meine letzten Worte wären dann zwar »Weg mit diesen Pumps!«, aber ich ginge zumindest als Held in die Geschichte ein. Manchmal lässt man mich allerdings nicht am Notausgang sitzen, wenn ich schon am Check-in-Schalter ankündige, dass ich zuerst diejenigen retten würde, die ein vegetarisches Essen bestellt haben. Und dass ich Pelzträger als Letzte aus dem Flugzeug lassen würde.

Ich kam heil in Chicago an und quartierte mich bei Jim Nash und seinem bulligen kupferhaarigen Freund Danny in ihrem düsteren Loft ein, das an der Gasse auf der Rückseite von Wax Trax lag. Ich schlief auf einem langen Ledersofa; glücklicherweise besaßen meine gnädigen Gastgeber Laken, die dick genug waren, um den Gestank abzuhalten. Unsere Besprechung hielten wir beim Bier in einer schummrigen Spelunke namens Orbit Room ab.

»Es ist schon mal super, wenn wir die Songs, die bereits draußen sind, als Grundlage benutzen können«, erläuterte Jim, »Aber wenn ihr wirklich wollt, dass die Leute auf dieses Album aufmerksam werden, dann brauchen wir auch neue Sachen, am besten von jemandem, der wichtig ist.«

»Ich bin sicher, das kriegen wir hin«, erwiderte ich, ganz der Optimist. »Ich wüsste im Moment niemanden, aber wir können uns ja mal umhören … Es darf nur niemand sein, der allzu moralinsauer ist.«

»Genau, es müsste der Typ bekloppter Künstler sein, der zu Wax Trax passt«, sagte Jim. »Wir sind ein kleines Label und haben uns in

einer schrägen Mini-Nische eingerichtet, und eine Countrygruppe oder eine Jazzkombo kommt natürlich gar nicht gut. Es sei denn, deren Sängerin wäre jemand mit einem Sprachfehler.«

Nach einer Weile bekamen wir Gesellschaft von einer schwarzhaarigen Schönheit im Teenager-Alter namens Julia (Jims Tochter aus einer früheren heterosexuellen Beziehung) und seiner durchgedrehten Nichte Liz. Beide arbeiteten bei Wax Trax; Julia im Laden, Lizbeim Label.

»Prima!«, rief Jim und goss Julia Bier ein. »Jetzt ist Dan wenigstens nicht mehr der einzige Minderjährige hier, der Alkohol trinkt.«

»Bei diesem Album würden bestimmt viele mitmachen, die in unserer Kartei sind«, stellte Liz zwischen zwei Zügen an ihrer Zigarette in Aussicht. Ihr durchdringendes Näseln klingt eigentlich immer so, als würde sie sich über einen lustig machen - was sie auch oft und gerne tut. »Ich wette, wir könnten Elektro-Bands wie Attrition und Chris & Cosey bekommen. Und Jim kennt Shriekback.«

Als Liz den Rauch vom Tisch wegpustete, kam ihr ein Geistesblitz.

»Was ist denn mit Zamfir und seiner magischen Panflöte, der Typ aus den TV-Spots, die nachts laufen?!«

»Meine Traumbesetzung wäre Nina Hagen«, seufzte ich.

»Schriller geht's nun wirklich nicht«, sagte Jim lachend. »Lasst uns doch alle unsere Fühler ausstrecken - ich bin überzeugt, dass wir das gemeinsam stemmen werden.« Jim und ich gaben uns die Hand darauf, und dann kehrten wir alle zurück zum Loft, um uns den Film *Desperate Living* anzusehen.

Nina Hagen ist eine der sonderbarsten Künstlerinnen des 20. Jahrhunderts: In ihrer Lebensgeschichte kommen Intrigen aus dem Kalten Krieg vor, Jodeln, Punk und Gras. Sie wuchs im finstren Ostberlin der Sechziger- und Siebzigerjahre auf, wo DDR-Grenzsoldaten auf jeden schössen, der versuchte, über die Mauer zu fliehen. Ihre

Mutter Eva-Maria Hagen war eine gefeierte Schauspielerin und ihr Ziehvater der Liedermacher Wolf Biermann. Nina bekam von klein auf eine klassische musikalische Ausbildung, aber ihr gefielen Janis Joplin und überhaupt die ganze verbotene Rockmusik viel besser, die von Westberlin aus über den Äther kam. 1976 durfte Wolf Biermann nach Westdeutschland, um bei einem Konzert aufzutreten. Bei dieser Gelegenheit äußerte er Kritik am kommunistischen Regime, was ihn umgehend zum Dissidenten stempelte und seine Rückkehr in die DDR unmöglich machte. In der Folge verließen auch Nina und ihre Mutter die DDR.

Kaum hatte sie die Mauer hinter sich gelassen, rissen sich die Plattenfirmen um Nina und wollten aus ihrem berüchtigten Ruf ebenso Kapital schlagen wie aus ihrer überraschenden Stimmgewalt und ihrer lärmenden Sinnesfreude. Sie unterschrieb einen Vertrag bei Columbia. Doch anstatt ein Album mit romantischen Schlagerliedern aufzunehmen, entwickelte Nina ihren Sound und Style in der aufkommenden Punkszene Londons, wo sie mit einer Girlband namens Slits zusammenlebte. 1978 veröffentlichte Nina ihr Debütalbum. Darauf waren Songs, die von Leuten handeln, die vor dem Fernseher so fett werden, dass sie platzen, von den freundlichen lesbischen Nutten am Berliner Bahnhof und ihrer eigenen unerschütterlichen Liebe zu dieser großen Stadt. Im surrealen Schlusslied des Albums, *Naturträne,* singt Nina, wie sie ihr Fenster aufstößt und fröhlich dreckige Stadtluft atmet. Dabei trällert sie den Text in ihrem jubelnden Sopran - um dann aber jede Strophe mit einem lauten Würgen zu beenden.

Die Plattenfirma war sich nicht sicher, ob das eine gute Investition sein würde. Doch schon kurz nach dem Start war Nina Hagens Debütalbum auf Platz 1 in den deutschen Charts und eine der bestverkauften Platten des Jahres in ganz Europa. Die erfolgreiche Nachfolge-Platte enthielt eine Single mit dem Titel *African Reggae,* worin Nina über Marihuana jodelt. Der Song wurde ein weltweiter Dance-

hit, und deswegen zog Nina nach Hollywood, um ihre Karriere in Amerika voranzutreiben. Da begegnete ich ihr zum ersten Mal.

Es wäre irreführend zu behaupten, dass ich damals schon mit Nina »befreundet« war - möglicherweise wäre es passender zu sagen, dass ich wie ein Stalker hinter ihr her war. So oder so, nachdem meine Punkfreundin Connie und ich Nina zum ersten Mal in Rodney Bingenheimers Sonntagabend-Sendung auf dem Rockradiosender KROQ gehört hatten, wurde sie unsere Lieblingskünstlerin, und wir haben keinen einzigen Auftritt verpasst. Viele Clubs, in denen sie anfangs spielte, waren so klein, dass sie nicht einmal einen richtigen Backstage-Bereich hatten, und so konnten wir einfach Hallo sagen. Bei einem dieser Gigs brachte ich ihr eine gepunktete neonfarbene Regenhaube mit, die ich in einem Secondhandladen gefunden hatte. Wir plauderten über ihre jüngste Obsession, die jetzt auch in den ersten Songs auftauchte - UFOs. Eine andere Leidenschaft hatte ich mit ihr gemeinsam: den Tierschutz.

»Bist du vielleicht sogar Vegetarierin?«, fragte ich.

»Nein … nicht so richtig«, antwortete sie verschämt mit ihrer quäkenden Cartoonstimme.

»Du meinst >Nein … noch nicht<?«, erwiderte ich spielerisch.

Es war aufregend zu sehen, wie Nina in den USA zur Kultfigur wurde. Ihre Touren waren ausverkauft, und sie legte amüsante Auftritte in Sendungen wie der Late-Night-Show mit David Letterman oder der Talkrunde von Merv Griffin hin. Merv war nachgerade vernarrt in sie - obwohl ich mir kaum vorzustellen wage, was in seinen reifen bläulichhaarigen Zuschauern bei folgender Szene vorgegangen sein mag: Da hielt sich die pinkhaarige Nina einen ihrer glänzenden schwarzen Stilettos wie ein Telefon ans Ohr und fing an, mit sich selbst in unterschiedlichen Stimmen zu reden, die alle nicht von dieser Welt waren.

Eine exzentrische Person wie Nina Hagen ist vermutlich nicht die Sorte Star, die sich eine neu gegründete Hilfsorganisation aus-

suchen würde, wenn sie ihren Bekanntheitsgrad steigern will. Aber ich konnte einfach nicht anders. Sobald wir den Vertrag mit Wax Trax unterzeichnet hatten, schrieb ich an Nina; sie war eine der Ersten, die ich überzeugen wollte, doch einen Song für PETA zu schreiben. Während ich meinen regulären Job in der PETA-Zentrale erledigte, also das Telefon bewachte und schriftliche Anfragen beantwortete, stellte ich jetzt nebenher Infopäckchen für alle möglichen Bands zusammen. Ich adressierte meine Post an ihre Manager und hoffte auf das Beste.

Bestimmt landete ein Gutteil der Päckchen im Müll, schließlich hatten viele Leute in der Musikbranche noch nie von PETA gehört oder wollten einfach nicht, dass ihre Künstler mit Querulanten wie uns in Verbindung gebracht wurden. Einige Bands wollten mitmachen, aber dann legten sich ihre ängstlichen Plattenfirmen quer. Mit den Smiths als Zugpferd gelang es uns immerhin, an alle bereits veröffentlichten Songs zu kommen, die wir uns gewünscht hatten. Zusätzlich steuerten Bands, die bei Wax Trax unter Vertrag standen, eigene Stücke bei. Aber wir brauchten unbedingt noch eine eingängige neue Melodie als Herzstück des Samplers.

Eines Abends, es war schon spät, und ich knipste im Büro gerade die letzten Lichter aus, klingelte das Telefon.

»Hallooo, Dan Mathews, bitte«, sagte der Anrufer mit einer gutturalen Stimme, die an den Dämon in *Der Exorzist* erinnerte. Ich dachte zuerst, es sei ein Freund am anderen Ende, der mich veräppeln wollte, aber das Knacken und Knistern in der Leitung klang nach einem Anruf aus Übersee.

»Äh … ja, hier ist Dan«, sagte ich lasch.

»Danimal!«, quiekte die Stimme plötzlich in einer höheren Tonlage, gefolgt von etwas, das wie das Gackern eines kleinen Mädchens klang. Es war Nina, die aus London anrief. Sie hatte das PETA-Päckchen bekommen und war schon dabei, einen Song für uns zu schreiben. Er hieß *Don't Kill the Animals,* »Tötet keine Tiere«. Es sollte

ein Duett mit ihrer Freundin Lene Lovich werden, erklärte sie, eine ebenso exzentrische Sängerin, die mit den überspannten Clubhits *Lucky Number* und *New Toy* bekannt geworden war. Nina erzählte mir außerdem, sie sei Vegetarierin geworden.

Don't Kill the Animals ist eine muntere Hymne, in der Nina und Lene klingen wie Cheerleader auf Helium. Sie rappen Zeilen wie

»Life is for living,
the animals agree,
if they were meant to be eaten,
they'd be growing on trees«

Was so viel heißt wie: »Das Leben ist zum Leben da, das finden Tiere auch, wären sie zum Essen da, dann wüchsen sie auf Bäumen.« Lange bevor das Album veröffentlicht wurde, wurde dieser Song schon so etwas wie eine Visitenkarte von PETA. Ich gab Morrissey eine Aufnahme, als die Smiths zu einer zweiten Tour in die USA kamen. Er fand das Lied so toll, dass er es jeden Abend spielen ließ, bevor die Band auf die Bühne kam. Das führte zu einem ungeheuren Auftrieb bei genau den Leuten, die wir für die Platte begeistern wollten. Und Nina hatte die Lacher, aber auch den Applaus auf ihrer Seite, als sie den Song bei einem zweiten Auftritt in der Show von Merv Griffin dem Mainstream-Amerika vorstellte.

Ich begann, an den Wochenenden kreuz und quer durchs Land zu reisen, drückte Nachtclub-DJs eifrig unsere Vorab-Kassetten in die Hand und besuchte angesagte Rockradiosender. Ich wurde für ausführliche Interviews gebucht, in denen ich ausgewählte Songs aus dem Album vorstellte und über tierquälerische Praktiken von Unternehmen aus der jeweiligen Gegend sprach. Ich erwähnte etwa die grauenhaften Zuchtmethoden von Primatenlabors in Boston und Atlanta, die Tiere mittels elektrischer Stimulation zur Ejakulation bringen. Oder die im Fleischhandel üblichen Verstümmelun-

gen, die wir aus den Viehbetrieben in Fort Worth kannten. Zuhörern in Chicago erklärte ich, wie der Holocaust-Überlebende und Literaturnobelpreisträger Isaac Bashevis Singer zu seinem berühmten Ausspruch kam »Wo es um die Tiere geht, ist jeder Mensch ein Nazi. Für Tiere ist jeden Tag Treblinka« - er hatte auf einem Schlachthof in Chicago zugesehen, wie Arbeiter panische Kühe eine Rampe hochtrieben.

Ungefähr zu dieser Zeit beschloss Ingrid, dass ich nicht länger Telefonanfragen beantworten sollte - und ich wechselte in die neu gegründete Kampagnenabteilung, wo ich mich ausschließlich dem Plattenprojekt widmen konnte.

Das Album wurde in London produziert, wo wir auch die Werbekampagne für Europa planten (RCA hatte die Rechte an *Don't Kill the Animals* für den europäischen Markt gekauft, wo es sogar in die Popcharts kam). In meiner Freizeit bestaunte ich die Überbleibsel des Battersea-Kohlekraftwerks, genoss die neueste Ausstellung im kitschigen Foltermuseum des London Dungeon oder machte nach Sonnenuntergang eine Führung auf den Spuren von Jack the Ripper mit.

Eines Abends während meines Aufenthalts rief Nina an, lud mich spontan zum Abendessen ein und versprach außerdem einen Überraschungsgast. Als mein Taxi bei ihrer Wohnung in Lurline Gardens vorfuhr, stellte ich mir diese Person noch als jemanden vor, der eine Verbindung zu früheren Leben herstellen konnte, oder als irgendeinen Hare Krishna, dem sie in der U-Bahn begegnet war. Ich lag falsch.

»Du musst dieser Tier-Irre sein, von dem Nina die ganze Zeit quasselt«, sagte der rothaarige Mann mit dem finsteren, zynischen Blick, der mir die Tür öffnete. »Sie ist in der Küche und backt einen eierlosen Kuchen, von dem sie steif und fest behauptet, dass er nicht schmeckt wie Scheiße.« Es war Johnny Rotten von den Sex Pistols, mit dem Nina seit ihrem ersten Streifzug durch London vor vielen

Jahren in Kontakt geblieben war. Wir setzten uns auf die Couch, und er zeigte auf die Bierdosen, die auf dem Tisch standen. Auf seine feinfühlige Art bot er mir also einen Drink an. Ich hatte den Sarkasmus in seinen Songs und Interviews schon immer gemocht. Und obwohl ich mich ein bisschen eingeschüchtert fühlte, war ich gleichzeitig wie elektrisiert davon, dass ich höchstpersönlich nun das Ziel dieses Sarkasmus sein sollte - und dann auch noch bei Nina zu Hause. Es war die Punk-Variante der Vorstellung, bei der Starkomödiantin JoAnn Worley zur Dinnerparty eingeladen und dort von ihrem Kollegen Don Rickles »Hockeypuck« genannt zu werden. Eine Kultbeschimpfung, die in den USA zum geflügelten Wort geworden war.

»Damit du mich damit gleich in Ruhe lässt: Diese Dalmatiner-Schuhe, die ich anhabe, sind nicht aus echtem Dalmatinerleder. Das ist normales Leder, nur mit Punkten.« Wenn ich mir den Typen ansah, wünschte ich mir beinahe, er hätte mir erzählt, dass es eben doch echtes Dalmatinerleder sei und dass er den Hund dafür höchstselbst gehäutet habe. Na gut. Schließlich kam dann Nina aus der Küche hereingelatscht, gab mir zur Begrüßung ein Küsschen und setzte eine Riesenschüssel mit Sauerkraut und Tofuwürstchen ab.

»Das ist das Astronauten-Essen der Zukunft!«, rief sie.

Nina war gerade erst aus Deutschland zurück, wo sie für eine TV-Sondersendung Brecht und Weill mit großem Orchester gesungen hatte. Wir sahen uns die Aufzeichnung beim Essen an. Während des Konzertes war sie auf einer gigantischen Leinwand vor dem formell gekleideten Publikum zu sehen, allerdings füllte ihre mächtige gelbe Perücke den Großteil der Bildfläche aus. Nach dem Essen besprachen wir die Londoner PR-Aktion für das PETA-Album, die Nina mit Lene Lovich im Limelight moderieren sollte, einer zum Nachtclub umfunktionierten ehemaligen gotischen Kirche.

Wir hatten unsere kleine Untergrund-Platte *Animal Liberation* genannt, und die *New York Times* kürte sie gleich nach Erscheinen zum »Rock-Album der Woche«. Auch CNN und MTV priesen das Werk

in den höchsten Tönen. MTV spielte unseren amateurhaften Videoclip zu *Don't Kill the Animals* sogar im Spätabendprogramm. Am aufregendsten war es, sich die wöchentlichen Hitlisten der Nachtclubs anzusehen; denn unser Song gehörte bald zum Standardprogramm im Palladium in Manhattan, im DV8 in San Francisco, im Weekends in Atlanta und in vielen, vielen weiteren angesagten Szenediscos.

Um den Song nachhaltiger mit der Organisation in Verbindung zu bringen, schien es nur logisch, einige dieser Clubs davon zu überzeugen, PETA-Partys zu veranstalten. Lene Lovich sollte durch den Abend führen, und sie erklärte sich tapfer bereit, dafür aus England einzufliegen - und zwar ohne Honorar. Ich sage tapfer, weil ich kaum eine Ahnung hatte, was ich da eigentlich tat; ich rief einfach die Clubmanager an - fast alle davon waren mir komplett unbekannt - und fragte sie, ob sie uns ihre Räume zur Verfügung stellen und Infomaterial auslegen könnten, und im Gegenzug würde Lene ein Lied singen oder vielleicht zwei. Ich schlug außerdem eine Castingshow für Talente aus der Gegend vor, um dem Ganzen etwas mehr Happening-Charakter zu verleihen. Lene war zum Glück total unkompliziert. Sie hüpfte aus dem Flugzeug raus und in meinen Mietwagen rein, sie stellte keine Fragen - und los ging es, auf eine landesweite Tour. Wir fuhren viel und schliefen wenig, und wir stellten uns der Presse, wo auch immer die Clubs sie für uns zusammengetrommelt hatten.

Lene sieht aus wie eine Stoffpuppe mit Kabuki-Make-up und verfügt über den ruhigen Geist einer uralten Seele. Sie ist ein Mensch, den man so gut verstehen kann wie kaum einen anderen. Das liegt daran, dass sie ihren Standpunkt nicht mit dem Herunterbeten von Daten und Fakten untermauert, sondern indem sie unvergessliche Metaphern findet. Ich habe viel dabei gelernt, wenn sie Reportern fröhlich Sachen sagte wie: »Eine Weile habe ich mich noch nach der Konsistenz von Fleisch gesehnt, aber ich habe dann recht bald viele andere Dinge entdeckt, die dasselbe wundervolle Gefühl erzeugen wie zerreißende Muskelfasern.« Wir waren eigent-

lich davon ausgegangen, dass wir vor allem Gespräche mit alternativen Wochenzeitschriften führen würden, aber am Ende landeten wir in den großen Tageszeitungen und sogar im Fernsehen.

An einigen Orten, in Tulsa etwa, gab es keine Bühne. Lene musste also auf einer versifften Bar singen und herumtänzeln und dabei aufpassen, mit ihren spitzen Kunstlederstiefeln nicht die Cocktails umzutreten. In Chicago stießen Ministry dazu, und die Veranstaltung wurde zu einer riesigen Benefizgala für PETA. Bei unserem Auftritt in New Orleans waren Lene und ich in einem abgelegenen Herrenhaus untergebracht. Dort erzählte uns der großzügige, wenn auch unheimliche Gastgeber, dass er liebend gern auf LSD mit seinem Sprühflugzeug herumdüse, und warnte uns wiederholt, uns ja nicht in seinen »Keller der lebenden Toten« zu wagen. Er quartierte uns in Zimmern an entgegengesetzten Enden des Hauses ein, aber wir waren dermaßen erfolgreich eingeschüchtert, dass wir uns über den Dielenboden zueinander schlichen und uns gemeinsam in ein Bett kuschelten. Richtig geschlafen haben wir nicht; wir starrten bloß den altertümlichen Deckenventilator über uns an und waren uns ganz sicher, dass er runterkommen und uns enthaupten würde. Der spektakulärste Abend der Tour allerdings war der in Texas - im ultraschicken Starck-Club, wo Tänzer des Dallas-Balletts mit Skimasken und Taschenlampen als Requisiten einen clever choreografierten Laboreinbruch aufführten, während Lene vor vollem Haus *Don't Kill the Animals* sang.

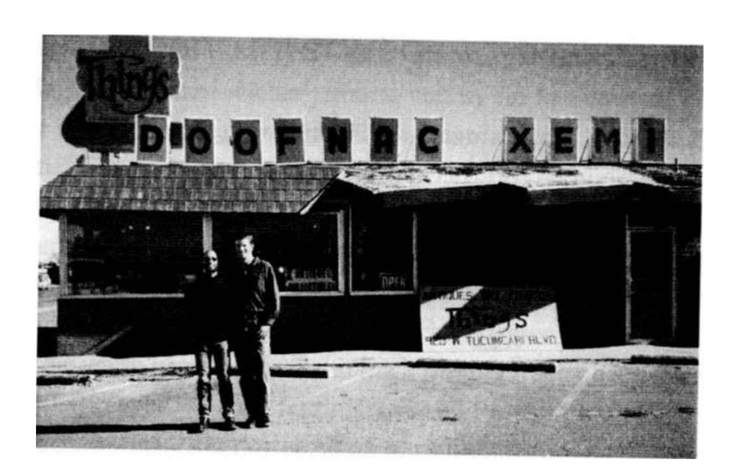
»Alle Szenetypen sind zu Payless gerannt, um sich extra für dieses Ereignis Schuhe zu besorgen, die nicht aus Leder sind«, enthüllte ein stilvoller Texaner. Es warTodd Oldham, ein Designer, der gerade seinen Karrieresprung nach New York vorbereitete, wo er später helfen würde, PETA in der Modewelt bekannt zu machen. Eine weitere Nachtschwärmerin war Marguerite Gordon, Kunstmäzenin aus Santa Fe, die einmal PETAs einfallsreichste und verstörendste Wanderausstellung in Auftrag geben sollte.

Weil das Album so erfolgreich war, konnten wir viele der mitwirkenden Künstler überreden, bei einem Tierschutz-Musikfestival auf dem Gelände des Washington Monuments mitzumachen - gemeinsam mit Mainstream-tauglicheren Musikern wie den B-52S und Natalie Merchant. Wir hofften auf 10 000 Leute und dass wir PETA zu einer kulturellen Größe in der Hauptstadt würden machen können, vor allem in der großen Studentenschaft und unter den einflussreichen Angestellten und Praktikanten des Capitol Hill. Es kamen 35 000, und MTV widmete sein erstes in die Tiefe gehendes Nachrichtenstück unserer immer populärer werdenden Sache und sendete es wieder und wieder. Schon bald begannen die Arbeiten an dem Nachfolge-Album *Tarne Yourself,* ein deutlich professionelleres Projekt mit Erasure, Belinda Carlisle, Michael Stipe, den Indigo Girls, Jane Wiedlin und den Pretenders. Wir bekamen von ihnen die Songs, und wir brachten viele Künstler gleichzeitig dazu, bei unseren Kampagnen mitzumachen. Darunter war etwa k. d. lang, die eine »Fleisch stinkt«-Werbung drehte, was einerseits dazu führte, dass sie von Country-Radiosendern boykottiert wurde, aber andererseits die Verkaufszahlen ihres Albums rapide steigen ließ (die Goldene Schallplatte hängt immer noch hinter meinem Schreibtisch). Auch Björk setzte sich ein und ließ sich für PETAs tierquälereifreie Modestrecke im Musikmagazin *Spin* ablichten.

Ende der Achtzigerjahre hatte sich der Tierschutz vom omahaft verstaubten Anliegen in eine pulsierende Jugendbewegung verwandelt, die auch im weltweiten Radar der Popkultur auftauchte - und in den Promi-Kolumnen genauso präsent war wie auf den Nachrichtenseiten. Als wir in unser neues, viel größeres Hauptquartier in Kensington, Maryland, umzogen und in der zugigen Lagerhalle Kisten auspackten, war es ein Artikel aus London, über den wir am lautesten lachten: Das Szene-Magazin *Time Out* fand, PETA sei »so hip, dass es wehtut«.

Kapitel 7

DOOFNAC XEMI



Mit David in Tucumcari

Wenn man unterwegs ist und einen Tag freihat, schlägt immer mal wieder jemand vor, in ein Museum zu gehen oder in ein Einkaufszentrum. Als Standardantwort gebe ich dann die tiefsinnigen Worte der toten Stripperin und Dichterin Wendy O. Williams zum Besten: »Ich kann Kunst nicht leiden, und Mode kann ich auch nicht leiden - aber teure Sachen in die Luft zu sprengen, davon kriege ich einen Orgasmus.« Doch vermutlich sind es nur die Allüren der Kunstszene und die Menschenmassen in Einkaufszentren, die ich so hasse. Denn wenn mich jemand fragt, ob ich mit zum Flohmarkt gehe, wo man faszinierende Bilder aufstöbern kann und unnachahmliche Klamotten, dann bin ich sofort dabei.

Sie können sich also meine Begeisterung vorstellen, als mein bester Freund David Cohen anrief und mir Folgendes erzählte: Seine Beziehung in L. A. war in die Binsen gegangen, und er stand ohne einen Penny und ohne Habseligkeiten da. Er bat mich, ihn bei der Rückfahrt quer durchs Land nach Washington zu begleiten. Unterwegs sollten wir dann an Trödelläden anhalten, wo sich David mit irgendwelchem Krempel für seine neue Wohnung eindecken wollte. Ich musste mich wirklich sehr zusammennehmen, um David zuerst noch wegen seines Liebesleids zu bedauern, wie es sich gehörte, und dann erst zu fragen, wann es losgehen sollte mit unserer Reise.

Für mich, David und andere Trödelfreaks sind Secondhandläden wie zauberhafte schmuddelige Zeitmaschinen. Wenn man durch die Tür geht, weiß man nie, in welche Ära sie einen versetzen oder wie weit ab vom Schuss man landet. Wenn man beispielsweise ein Highschool-Jahrbuch aus den Vierzigerjahren durchblättert,

bekommt man einen Einblick in die längst vergangene Welt eines Fremden - durch die Kommentare, die Klassenkameraden an ihre Schwarz-Weiß-Fotos gekrakelt haben. Es macht Spaß zu raten, wer die Schlampe war, wer der Schwule und wer wohl Gouverneur geworden ist. Manchmal ist es ein und dieselbe Person.

Am liebsten ist mir in Trödelläden die Ecke mit den Schallplatten. Da gibt es staubige Vinylalben aus den Fünfzigern, die einem alles Mögliche beibringen wollen. Wie man es hinbekommt, auf Partys beim Smalltalk lebendiger rüberzukommen. Wie man das Gesicht verzieht, um sein Doppelkinn loszuwerden. Oder wie Holzschuhtanz geht. Einmal entdeckte ich eine tolle Platte, die *Plantasia* hieß: ein ätherisches Easy-Listening-Album, das Topfpflanzen beruhigen und ihnen zu gesundem und kräftigem Wachstum verhelfen sollte. Ich schwöre, bei meinen Gänseblümchen hat's geklappt. Und die sind aus Plastik. Aber die Nummer eins meiner Flohmarkt-Hitparade ist eine auf einem Moog-Synthesizer gespielte Siebzigerjahre-Version von Johnny Cashs *I Walk the Line.* Der Sänger hört sich an wie ein Kehlkopfkrebspatient, der sich eins von diesen Zaubermikros an die operierte Stelle hält, wo einmal sein Adamsapfel war.

Die Klamotten in Secondhandläden treffen fast jeden Geschmack, jedenfalls wenn es ein schlechter ist. David hat mal ein Paar Overalls ergattert, die das Logo der Kalauerserie *Hee Haw* zierte. Ich fand eine Kunststoff-Motorradjacke, die ein bisschen zu sehr nach Leder aussieht, aber nur fünf Dollar gekostet hat. Für die meisten Leute ist bei gebrauchter Unterwäsche Schluss - das gilt nicht für uns. David hat eine ganze Sammlung von benutzten langen Unterhosen aus Armeebeständen, und ich trage die übergroße Unterwäsche irgendeines toten Typs als kurze Hosen. Es käme für uns allerdings niemals infrage, eine gebrauchte Pfanne zu kaufen. Schließlich könnte sie jemand benutzt haben, um Fleisch darin zu braten.

Den Spaß daran, in anderer Leute abgelegten Sachen zu stöbern, habe ich von meiner Mutter. Als ich in der neunten Klasse war, besorgte sie mir für die *Rocky Horror Picture Show* bei Goodwill aus zweiter Hand ein Paar Pumps in Größe 46. Mom, inzwischen um die sechzig, war mittlerweile nach Arizona gezogen, was fast auf unserer Strecke lag. Sie arbeitete im Gericht von Scottsdale. David und ich hatten sie eine ganze Weile nicht gesehen und freuten uns sehr darauf, die erste Nacht unserer Reise bei ihr zu verbringen.

Meine Mutter hatte gerade ihren Namen geändert und hieß nun Perry Lawrence. Sie fand die Vorstellung toll, einen Namen zu haben, der sowohl zu Männern als auch zu Frauen passte. Sie hatte mir vorher geschrieben, dass sie mit »Perry Lawrence« liebäugelte. Also antwortete ich mit einer Postkarte, die ich an diesen Namen adressierte, damit sie feststellen konnte, wie sich das für sie anfühlte. Es fühlte sich offenbar großartig an. Sie nahm die Postkarte als Identitätsnachweis mit zur Führerscheinstelle und bekam prompt einen neuen Führerschein. Wie immer sah sie auf dem Foto aus, als hätte sie gerade eine Wahl gewonnen. Ihre pinken Lippen schenkten dem Betrachter ein strahlendes Lächeln, und ihre babyblauen Augen traten hervor.

»Wie ihr seht, habe ich beschlossen, meine Haare weiß werden zu lassen«, sagte sie und zupfte spielerisch an ihrem Bubikopf. Wir waren gerade auf dem Weg in ein mexikanisches Restaurant. »Irgendwann dachte ich mir, Scheiß drauf.«

Wir bestellten Guacamole, vegetarische Fajitas und Margaritas. Und Perry jammerte über ihre zunehmende Schwerhörigkeit. Außerdem beklagte sie sich darüber, wie verschnarcht andere Senioren sein können. Sie schielte zu einem älteren Pärchen hinüber, das zum Zahlen Richtung Kasse schlurfte, und verkündete: »Zu denen gehöre ich jetzt - erschießt mich, bitte.«

Im Hintergrund lief Mariachi-Musik. »Also, David, mein Schatz, dann erzähl doch mal, was in L. A. los war.« Sie rutschte in unserer

Sitzecke herum, sodass sie ihm direkt gegenübersaß. Sie hing an seinen Lippen.

»Ich war in Silverlake, um Freunde zu besuchen, und da habe ich mich in einen tätowierten Ex-Mormonen und Künstler verknallt«, sagte er. »Ich bin bei ihm eingezogen, aber schon nach einem Monat war ich so weit, dass ich wieder ausziehen wollte. Mir gefallen die Jahreszeiten und das fruchtbare Klima im Osten besser.« David ist ein ziemlicher Einzelgänger und Streuner. Als ich ihn an der American University zum ersten Mal traf, sah er aus wie der junge verspielte Mel Gibson - lange bevor Mel diesen irren Fundamentalisten-Blick bekam. Und bevor David anfing, seinen Kopf zu rasieren. Inzwischen hatte er sich das Aussehen eines durchtrainierten, freundlichen Skinheads als Markenzeichen zugelegt.

Als wir das Restaurant verließen, nutzte Perry einen vermeintlich unbeobachteten Moment. Sie versenkte, ganz beiläufig, ihre Hand mit den frisch manikürten Fingernägeln in einer Schale mit kostenlosen Minzbonbons. Sie nahm eine Handvoll, weil sie wohl David und mir einen Vorrat für die Fahrt besorgen wollte. Cool wie immer, ohne auch nur einmal nach unten zu schauen, ließ Mom die Bonbons in aller Seelenruhe in ihre Handtasche gleiten. Das Problem war nur, dass sie vergessen hatte, ihre Handtasche zu öffnen. Die Pfefferminzbonbons prasselten allesamt auf den Boden, was auf den Fliesen klang wie ein Hagelsturm - nur die schwerhörige Perry bekam davon nichts mit. Plötzlich tauchte der mexikanische Restaurantchef auf, völlig entgeistert. Aber Mom stolzierte einfach weiter, völlig ahnungslos, und flüsterte uns verschmitzt zu: »Ich habe da eine kleine Überraschung für euch ...«

Wir zogen noch weiter in eine schmierige Wüstenkaschemme, wo sie zufällig gerade eine Karaoke-Nacht veranstalteten. Ich hasse so etwas, aber um Davids Laune zu heben, versprach ich ihm, jeden Song zu singen, den er wollte. Er brachte mich dazu, mich vor einer Horde Biker hinzustellen und Dolly Partons *Here You Come Again* zu

singen. Ich schaffte es einfach nicht, die richtige Tonlage zu treffen, was das Ganze noch viel peinlicher machte. Meine Mutter schlug ihre Hände vors Gesicht, und David bekam einen Lachanfall. Er drehte einfach seinen Stuhl um, sodass ich von ihm nur noch seinen hin und her wackelnden kahlen Hinterkopf sehen konnte. Er sah aus wie ein spastisch zuckender Babypopo.

Am Morgen nach diesem bedeutenden Familientreffen brachen David und ich endgültig zu unserer epischen Flohmarktreise auf. Wir beschlossen, die Läden der Heilsarmee in den großen Städten zu meiden und uns stattdessen auf die weniger abgegrasten Kleinstadtboutiquen zu konzentrieren - wie etwa *Janets Indoor Yard Sale* in Wickenburg, *Charlenes Schatztruhe* in Fort Smith und natürlich die kleinen Geschäfte der Behindertenvereine. Wir fuhren einfach in Irgendwo, USA, von der Landstraße ab und besorgten uns ein Telefonbuch. Zu unserem verblüffendsten und ergiebigsten Fund überhaupt führte uns allerdings der Zufall.

Wir kurvten durch die kalte, platte Wüste von New Mexico nahe der texanischen Grenze und hielten an, um zu tanken. Als wir auf der Suche nach einem Cafe durch die Straßen fuhren, stellten wir fest, dass wir in einer weitgehend verlassenen Geisterstadt namens Tucumcari gelandet waren. Das ist einer dieser Flecken, die in den Dreißigerjahren aufblühten, als die Route 66 noch jedes Auto über die Hauptstraße durch den Ort schleuste. Als der Verkehr sich in den Siebzigern auf die schnelleren Autobahnen verlagerte, gingen solche Städtchen vor die Hunde. Nun wehte der Wind verdorrte Sträucher, den *Tumbleweed,* über die aufgeplatzten Gehwege. Das einstige Kino war eine Ruine, gespielt wurde nur noch das ultimative Programm »Geschlossen«. Ein alter Schönheitssalon schien überleben zu können, aber auch nur so gerade eben.

Dann sahen wir es. Es kam uns vor wie eine Fata Morgana. Wir starrten gebannt auf ein großes Schild hoch über uns: DOOFNAC XEMI. Auf einem kleineren Schild stand: SACHEN. Es handelte sich

um ein Restaurant, das pleitegegangen war. Dann hatte jemand einen Secondhandladen daraus gemacht. Im Angebot schienen sämtliche Besitztümer aller Bürger zu sein, die der Stadt den Rücken gekehrt hatten. Und der Laden war geöffnet.

»Oh, mein Gott«, keuchte David und brachte seinen grünen Kombi mit quietschenden Bremsen auf dem leeren Parkplatz zum Stehen. »Ich glaube, wir sind auf eine Goldgrube gestoßen.« Wir rannten Richtung Tür wie ein paar Irre beim Mitternachts-Wahnsinns-Ausverkauf im Price-Club-Großhandel. In den stramm gepolsterten orangefarbenen Sitzecken, wo einst hungrige Reisende gesessen hatten, stapelten sich nun Unmengen i-A-Ramsch von vorgestern. Der flotte Empfangstresen aus Holzimitat war von einem müden alten Mann besetzt. Er saß reglos auf einem Hocker, neben ihm ein Radio, das er auf einen Countrysender eingestellt hatte.

Unsere übliche Strategie war folgende: David stöberte nach Haushaltswaren und Klamotten, ich nahm Bücher und Platten in Augenschein. Hier allerdings war nun alles bunt durcheinandergewürfelt, also begannen wir jeweils an entgegengesetzten Enden des Raumes und arbeiteten uns zur Mitte vor. Wenn wir hinter irgendeinem muffigen Stapel etwas gefunden hatten, brüllten wir den Namen des anderen, dann reichten wir uns gegenseitig die erstaunlichsten Artefakte zur eingehenden Prüfung. Und wir brüllten viel.

Wir entdeckten Grußpostkarten aus der Zeit der sexuellen Revolution, auf denen Slogans standen wie »Gemeinsam gegen Vergewaltigung … Sagt ja«, und ein samtenes Plakat in Neonleuchtfarben, auf dem ein kurvenreiches schwarzes Mädchen mit einer gigantischen Afrofrisur zu sehen war. Es hieß »Chocolate Fantasy«. Wir fanden außerdem einen aufklappbaren Kamin aus Pappe inklusive einer flackernden roten Lampe, die das Feuer simulieren sollte. David stellte ihn später in jedem Motelzimmer auf, um uns an diesen Ausflug zu erinnern. Wir stießen auf Taschenbuchversionen

der Fernsehserien *That Girl* und *Get Smart,* eine beinahe ungebrauchte gebundene Ausgabe von *Das Tal der Puppen* und eine Anleitung »Wie in einem guten Haushalt gekühlte Desserts zubereitet werden«. Alles in allem war das jedenfalls die perfekte Erstausstattung für ein leeres Bücherregal. David aß eigentlich keine Milchprodukte, aber es würde ein Kinderspiel für ihn sein, die Rezepte mit Sojamilch abzuwandeln. Nun konnte er seinen Eltern Harris und Yetta koschere vegane Köstlichkeiten vorsetzen, wenn sie ihn über Chanukka besuchten.

Mir fiel ein Stapel mit Discoplatten auf, Show-Melodien waren auch dabei und dazwischen einige erlesene Barbra-Streisand-Sachen. Ich sprach also ein stummes Gebet für das Aids-Opfer, das dieses Vinylkuddelmuddel hinterlassen haben musste. Zuerst dachte ich ja, dass die Sammlung jemandem gehört haben musste, der auf CDs umgestiegen war. Aber dann wurde mir klar, dass wohl nur der Tod einen echten Barbra-Freak von diesen posterartigen ausklappbaren Plattenhüllen hatte trennen können. Ganz unten in dem Stapel lag ein Album mit dem Titel *Werde Filmpartner von Tallulah Bankhead.* Das Drehbuch lag auch gleich dabei, damit man einzelne Dialoge im Wechsel mit Tallulahs rauer Stimme vorlesen konnte. Wenn ich das richtig laut aufdrehe, denken meine Nachbarn vermutlich, dass ich eine übergeschnappte Tante zu Besuch habe.

David entdeckte noch eine singende Suzy-Moppet-Puppe aus der christlichen Kindersendung *Jim und Tammy.* Die Puppe hatte Kulleraugen, Sommersprossen, Zöpfe aus gelber Wolle und trug ein rotes Sonntagskleid. Wenn man auf ihren Bauch drückte, kreischte sie mit der Babystimme der Moderatorin Tammy Faye Bakker: »Jesus takes a frown - and turns it upside down!« Also ungefähr »Jesus bügelt alle Sorgenfalten«. Gleich daneben stand ein Stapel Salatteller mit der Aufschrift »Gott segne unseren Wohnwagen« - ohne einen einzigen Kratzer. Bei den gerahmten Bildern fanden wir

ein Gemälde, in dessen Hintergrund eine Reihe perfekt posierender Ballerinas stand, die im Vordergrund von einem erschrocken dreinblickenden tapsigen Clown verdeckt waren. Unter dem traurigen Spaßmacher stand eine kleine Inschrift: »Dann wurde mir klar, dass ich anders bin als die anderen.«

Gerade als wir dachten, wir seien durch, entdeckte David noch ein nicht allzu verfilztes Haarteil. Er hängte es sich in aller Seelenruhe an die Rückseite seiner Baseballmütze, um den Eindruck zu erwecken, er habe im Ernst eine solche Matte.

»Damit komme ich bestimmt gut an, wenn wir durch Oklahoma fahren«, scherzte er.

Wir brauchten eine Weile, um unsere hastig zusammengesuchten Sachen auf zwei Haufen zu sortieren, der eine hieß »Muss sein«, der andere »Geht auch ohne«. Der stille alte Mann ignorierte unser irrsinniges Herumgerenne und packte unsere kostbaren Errungenschaften in ausgebeulte Supermarkttüten, die er hinter der Theke aufbewahrte.

»Sie haben einen ganz wunderbaren Laden«, sagte ich, »aber was bedeutet denn eigentlich ›DOOFNAC XEMI‹?«

»Tja«, entgegnete er langsam, »als ich das hier gekauft habe, stand MEXICAN FOOD auf dem Schild. Ich habe nur die Buchstaben ein wenig umgestellt.«

Wir schleppten unsere Beute zum Auto, und der alte Mann willigte ein, uns vor dem Geschäft zu fotografieren. Er winkte uns hinterher, als wir auf der alten Route 66 davonfuhren.

In der Dämmerung überquerten wir die Grenze zu Texas, und ich kramte neugierig in der Schachtel mit den dämlichen Grußpostkarten. Ich fand zwei, die unsere Gemütslage so perfekt trafen, dass ich sie auf dem Armaturenbrett auslegte: »Das mit deiner Scheidung tut mir so leid … Aber jetzt lass uns feiern!« und »Kämpft mit im Krieg gegen die Armut… Kauft mir Sachen!«

Das ist ein Überfall!



PETAs Überraschungsparty für Calvin Klein

Eigentlich gefällt es mir nicht, wenn Leute Grenzen überschreiten. Aber wenn sie es doch tun, dann kann man es genauso gut dokumentieren. Und ich hoffe, dass mir dann jemand den dazugehörigen Artikel schickt. Ich habe schon eine ganz schöne Sammlung. Unter den Höhepunkten ist die Geschichte eines Mannes, der ins Gefängnis kam, weil er seine Frau geschlagen hatte - mit der Begründung, sie sei nicht richtig in Weihnachtsstimmung gewesen. Und: Ein Mann, der aus einem fahrenden Auto sprang, weil seine Zigarette aus dem Fenster geweht war. Dann die Frau, die während der Rushhour in der U-Bahn vor den Augen etlicher Pendler ein Baby zur Welt brachte - und so tat, als sei gar nichts. Was nicht zählt, ist Satire, etwa in den *Weekly World News* oder aus der *Onion*; es muss wirklich passiert und in einer normalen Zeitung erschienen sein. Meine Pinnwand ist voll mit solchen Zeitungsausschnitten. Alle im Büro beneiden mich darum. Na ja, einige jedenfalls. O.K., schon gut, nur ich finde das toll - und einige wenige, die wie ich einen Sprung in der Schüssel haben.

Als ich Ende der Achtzigerjahre in die Kampagnenabteilung von PETA wechselte, waren allerdings leider nicht alle Artikel, die ich zugeschickt bekam, solche, die ich einfach so unbedacht an die Wand hätte hängen mögen. Ein Artikel beschäftigte sich mit einem erfinderischen Geschäftsmann aus Oklahoma, der eine Kaninchenfabrik errichten wollte. Die kleinen Tiere sollten hier nicht nur geschlachtet werden, um Fleisch und Fell zu liefern, sondern sie sollten noch mehr Gewinn abwerfen: Ihre panischen Schreie sollten aufgenommen und - auf Kassette kopiert - an Jäger verkauft wer-

den. Die Aufnahmen, die anderen Menschen das Blut in den Adern gefrieren lassen würden, sollten die Jäger dann im Wald abspielen, um Raubtiere anzulocken. Die könnten sie dann - so das Kalkül - ohne größere Mühen abknallen. *Ein Riesenspaß.* Glücklicherweise war der Vorschlag nicht mit den Bebauungsrichtlinien vereinbar, sodass die Anlage keine Genehmigung bekam.

Eines schönen Tages, ich hatte gerade die Leitung von PETAs Anti-Pelz-Kampagne übernommen, schickte mir jemand eine Geschichte, mit der ich etwas mehr anfangen konnte. Es war eine aus der *Vogue* herausgerissene Seite, auf der es um Designer ging, die Pelze verarbeiten. Die fett gedruckten Namen hatte jemand noch mit Rotstift eingekringelt und »Holt sie euch« an den Rand geschrieben. Der Vorschlag schien ausbaufähig. Ich hängte den ausgefransten Ausschnitt also an die Wand neben meinem Schreibtisch, um mich inspirieren zu lassen. Der Kampf gegen den Pelzhandel konzentrierte sich in den Siebziger- und Achtzigerjahren weitgehend darauf, die Abschaffung von Tellereisen-Fallen zu fordern oder riesige Kaufhausketten dazu zu bringen, keine Pelze mehr zu verkaufen - das alles oftmals erfolglos. Bekannte Designer in den Blickpunkt zu rücken schien eine tolle Möglichkeit, die Debatte wieder anzufachen und das Thema neu zu beleben. Eine Person aufs Korn zu nehmen, vor allem wenn es sich um einen Prominenten handelt, ist weitaus aufregender, als ein gesichtsloses Unternehmen als Ganzes anzuklagen. Diese Strategie voranzutreiben bedeutete für mich außerdem, dass ich mehr Zeit in meiner Lieblingsstadt würde verbringen können: New York.

Ich machte mich ohnehin oft mit dem Zug auf von Washington D. C. nach New York, um für Spendengelder zu trommeln oder an Demos teilzunehmen. Ab und zu landete ich dabei im Knast, aber meistens quartierte ich mich bei PETA-Sympathisanten ein. Die Hotelpreise in Manhattan sind nämlich nicht gerade zuträglich für den Haushalt von Organisationen, die nicht auf Gewinn ausgerich-

tet sind. Daher kam ich zunächst bei Leuten unter, mit denen ich mich während meiner Zeit in der Telefonzentrale fernmündlich angefreundet hatte. Da war zum Beispiel Yolanda, eine kleine untersetzte Seniorin aus Italien mit graumeliertem Haar und Brillengläsern, die aussahen wie die Böden von Colaflaschen. Sie rief immer mal wieder an, um neues PETA-Infomaterial zu bestellen. Das legte sie am Wochenende im West Village beim Kartenspielen aus.

»Ich habe genug Platz«, krähte sie immer. »Du kannst jederzeit vorbeikommen!«

Als ich mit meinem senffarbenen Secondhand-Samsonite-Koffer bei ihr ankam, musste ich feststellen, dass sie in einer winzigen fensterlosen Einzimmerwohnung am Sheridan Square lebte. Plappertasche Yolanda kochte uns Pasta zum Abendessen, zog dann ganz beiläufig ihr Nachthemd an und klappte ein kleines Gästebett auseinander, in dem wir gemeinsam schlafen sollten. Wir unterhielten uns über alles Mögliche. Darüber, wie man das Wort Vivisektion ausspricht und welche Filme über den Zweiten Weltkrieg wir am liebsten mochten. Vielleicht lag es an den Umständen, aber mein Beitrag war *Harold und Maude,* was meiner Ansicht nach als Kriegsfilm durchgeht, weil Ruth Gordons Filmfigur Maude eine KZ-Tätowierung hat. Yolanda war wundervoll. Aber trotzdem beschloss ich, mich nach anderen preisgünstigen Übernachtungsmöglichkeiten umzusehen, die ein geselliges Kerlchen um die 20 in New York City vielleicht noch auftreiben konnte.

Das nächste Bett war schon ein bisschen bequemer. Es gehörte einem ruhigen muskulösen Jungarchitekten, den ich im East Village in einem Club namens Pyramid kennengelernt hatte. Er besserte sein Gehalt mit Modeljobs auf und lebte in einer aufgeräumten Wohnung an der Upper West Side. Dort kam ich während meiner ersten Streifzüge durch die Stadt unter. Aber es dauerte nicht lange, und er lernte jemand anderen kennen, jemanden aus der Stadt, und zog mit ihm zusammen. Na ja, was soll's, ich habe ja immer noch

die Erinnerungen an ihn … und die Fitness-Ausgabe des *Esquire* mit ihm auf der Titelseite.

Schließlich zog mein exzentrischer Ex-Mitbewohner aus Rom, Michael Filippis, nach New York. Er arbeitete dort als Partyveranstalter und DJ, ondulierte sich die gebleichten Haare und nannte sich fortan Goldy Loxxx. Goldy zog in ein geräumiges Loft an der Chambers Street. Die Wohnung hatte einen riesigen begehbaren Kleiderschrank, den er mir unbefristet als kostenlosen Unterschlupf anbot. Und ich war nicht der einzige Streuner in der Wohnung: Da war noch Birdy, eine stattliche Schildpattkatze, die an der Wohnungstür wachte und wüst jeden Knöchel angriff, der hereinzukommen wagte. Und es gab Jesse, eine kleinere und vor allem gutmütigere getigerte Katze. Die beiden waren die einzigen echten Pelze, die mich warm hielten, während ich auf einem lilafarbenen Kunstpelz-Bademantel nächtigte, den ich mir als Matratzenersatz auf den Holzboden des begehbaren Kleiderschranks gelegt hatte.

Dieser Schrank, den ich mir mit Goldys schrillen Ausgehklamotten teilte, wurde mein New Yorker Basislager. Als der *Philadelphia Enquirer* eine Geschichte darüber machen wollte, unter welch quirligen und doch bescheidenen Verhältnissen der Radau zustande kam, den PETA in Manhattan veranstaltete, schickten sie einen Fotografen vorbei. Er lichtete mich dabei ab, wie ich mich in meiner gemütlichen kleinen Gruft in Tribeca zwischen Overalls in Neonfarben und Samthosen für einen Tag als Aktivist zurechtmachte. Von diesem eigentümlichen Hauptquartier aus startete ich PETAs ersten großen Angriff auf die Modewelt.

Damals war der bekannteste Name im Pelzgeschäft Calvin Klein, der jedes Jahr eine neue Kollektion herausgebracht hatte, seit Jimmy Carter Präsident war. Ich nahm Calvin allerdings nicht nur deswegen ins Visier, weil er Amerikas erfolgreichster Modemacher war, sondern ich hielt ihn auch für den verständigsten. Er schien nicht

ganz so aufgeblasen zu sein, so arrogant, überheblich, gleichgültig und egozentrisch wie andere Designer. Ich konnte mir sogar vorstellen, mit ihm befreundet zu sein. Doch Calvin antwortete uns auf unsere ernst gemeinten Anfragen, die wir per Post schickten, ebenso wenig wie die anderen Pelzdesigner, die mein Ausriss aus der *Vogue* genannt hatte. Ich nehme an, dass unsere Videos die eigentlichen Adressaten nie erreicht haben. Aufnahmen, auf denen zu sehen ist, wie zappelnden Nerzen Unkrautvernichter injiziert wird und schockstarre Füchse mit Anal-Elektroschocks umgebracht werden. Diese Leute denken vermutlich nicht viel nach, wenn sie gerade dabei sind auszutüfteln, wie man die verwesenden, chemisch behandelten Überreste dieser Tiere am besten in Luxusartikel verwandeln kann. Ich wette, unsere Videos wurden eher als Belästigung eingestuft und sind umgehend im Müll gelandet. Wenn wir per Telefon nachhakten, bekamen wir aus den ewig hektischen Büros immer wieder dieselben Antworten: »Wenn Sie uns das geschickt haben, dann ist es auch angekommen. Und wenn wir Interesse haben, melden wir uns.«

Was sollten wir bloß tun, um endlich 15 Minuten im Terminkalender eines Designers zu ergattern?

Ich schlug Ingrid vor, dass wir uns mit einer ganzen Truppe in Calvins Büro aufbauen sollten. Dann würden wir uns weigern, wieder zu gehen, und zwar so lange, bis Calvin endgültig erklären würde, keine Pelze mehr verwenden zu wollen. Wir waren uns zwar nicht ganz sicher, ob Calvin da mitmachen würde. Aber wir malten uns das so aus, dass die anderen angepeilten Designer begreifen würden, demnächst mit einem wütenden Mob in ihrem Büro rechnen zu müssen. Jedenfalls wenn sie nicht auf die vernünftigen Bedenken einer friedfertigen Gruppe reagierten, die sonst eher vor Kaufhäusern herumtrottete. Da wir davon ausgingen, dass man uns dennoch rasch rauswerfen würde, kamen wir im Laufe der Diskussion zu dem Entschluss, dass wir irgendeine Art von Visitenkarte

hinterlassen mussten. Wir zogen Aufkleber an den Wänden und Broschüren auf den Schreibtischen in Erwägung. Es kam eins zum anderen, und recht bald hatten wir einen Rundum-Überfall-Plan samt Megafonen und Farbe aus der Sprühdose ausgearbeitet. Da diese Aktion der Auftakt für unsere Kampagne gegen die Designer werden sollte, musste sie wirklich sitzen, richtig aufrütteln. Schließlich sollte jeder Einzelne in der oberflächlichen Modcbranche zumindest einen kurzen ernsthaften Gedanken an die Machenschaften einer sadistischen Industrie verschwenden, für die so viele von ihnen auch noch kostenlose Werbung machten.

Erster Punkt unseres Schlachtplans war, die Örtlichkeiten auszukundschaften - nach dem Vorbild professioneller Einbrecher. Dafür ersetzte ich mein unvermeidliches Krispy-Kreme-Sweatshirt durch einen flauschigen schwarzen Rollkragenpulli und kämmte meine Haare mit Gel nach hinten, um mehr nach Fashion Avenue auszusehen. Dann betrat ich das belebte Foyer des Bürogebäudes an der 39. Straße, in dem Calvin Klein seine Firmenzentrale hat.

»Guten Morgen«, sagte ich und ging schnurstracks am Empfang der Sicherheitsleute vorbei.

»Ich wünsche Ihnen auch einen guten Morgen«, antwortete der Sicherheitsmensch, ein Mann mittleren Alters. »Wo wollen Sie denn hin?«

»Calvin Klein«, sagte ich mit einem gequälten Lächeln. »Ich bin Praktikant. Heute ist mein erster Tag, und ich habe ganz schön Schiss.«

»Zehnter Stock - und alles Gute.«

Wer hat eigentlich behauptet, New Yorker seien unfreundlich?

Als sich die Aufzugtür öffnete, sah ich den kleinen Empfangsbereich. Er war sauber, gepflegt und weitgehend in dem Stil gehalten, für den Calvin Klein bekannt ist. Auf den ersten Blick war schon ein kleineres Hindernis zu erkennen: Die Lobby war komplett von einer Barriere umgeben, und die Tür, die zu den Büros führte, war

verschlossen. Glücklicherweise war der Empfangstresen niedrig genug, um drüberzuhüpfen. Besonders vielversprechend schien mir das große silberne Calvin-Klein-Logo, das an der weißen Wand angebracht war; wir könnten in Knallrot »tötet Tiere« darunter sprühen, um unsere Botschaft besser rüberzubringen. Als die Empfangsdame ihr Telefongespräch beendet hatte und zu mir aufblickte, um zu fragen, zum wem ich denn wollte, war ich längst über alle Berge. Aber ich würde zurückkommen, schon in wenigen Tagen.

Das Überfallkommando bestand aus den mutigsten Tierschutzaktivisten Manhattans. Dazu gehörte Kat, sehr schick, mit kurzen schwarzen Haaren und Kringellöckchen. Und Emily, hinter deren freundlicher Fassade sich eine schockierend kratzbürstige New Yorkerin verbirgt. Und dann war da Anne, eine irische Mutter Anfang 50 mit langem rotem Haar, einem lockeren Lächeln und einem Sohn, der Polizist in Midtown war. Die wichtige Aufgabe, die Botschaft an die Wand zu sprühen, fiel Lisa Lange zu, die für ihre ruhige Hand bekannt war. Sie war aus Washington zu uns gestoßen. Lisa hatte gerade erst angefangen, für PETA zu arbeiten. Ingrid hatte sie im Knast in Pottsville, Pennsylvania, angeheuert. Dort hatten sie zusammen eingesessen, weil sie ein Taubenschießen gestört hatten.

Wir faxten einigen wichtigen Nachrichtenredaktionen einen kurzen Hinweis, dass PETA-Aktivisten das Büro eines bedeutenden Pelzdesigners besetzen wollten. Um wen es sich handelte, behielten wir für uns. Wir luden Fotografen ein, die über unsere Überraschungsparty berichten wollten, uns um Punkt 10 Uhr an der Ecke 39. Straße und Achte zu treffen. Eine Handvoll Reporter kamen - und einige Kamerateams, die wir zwar nicht eingeladen hatten, die aber offensichtlich von irgendjemandem einen Tipp bekommen hatten. Das machte mich extrem nervös, weil ich keine Ahnung hatte, wie ich die ganze Truppe an der Sicherheitskontrolle vorbeimogeln sollte. Mein Magen fuhr ohnehin schon Achterbahn, und nun ging es erst richtig los.

Denn jetzt kam der schwierigste Teil. Mir stand eine schauspielerische Leistung bevor, die weit über das hinausging, was mir der idiotische Fiat-Werbespot in Cinecittä abverlangt hatte.

Ich geleitete die sechs ordentlich gekleideten Eindringlinge ins Gebäude und führte mich dabei auf wie ein ängstlicher Lehrer, der seine Schüler auf dem Wandertag zusammenzuhalten versucht. Ein Tross von Kamerateams begleitete unsere Bande. Wir bekamen es, zum Glück, mit dem Wachmann zu tun, den ich schon kannte. Er musterte die Gruppe und erhob sich mit argwöhnischem Gesichtsausdruck.

»Was ist denn hier los?«, wollte er wissen.

»Mein erster Auftrag - es ist ein Medienprojekt!«, flötete ich enthusiastisch.

»Hm, also, die Kamerateams brauchen eine Genehmigung, bevor ich sie durchlassen kann.«

»Kein Problem«, sagte ich und rang mir ein Lächeln ab. »Ich bringe eben schnell die anderen Praktikanten nach oben, und dann schicken wir jemanden runter, der sich um die Fernsehleute kümmert. Los, kommt mit.«

Bevor der Sicherheitsmann wusste, wie ihm geschah, hatte ich schon alle Demonstranten und den Fotografen von Associated Press durch die Eingangshalle in einen Aufzug manövriert, dessen Tür sich gerade geöffnet hatte. Die anderen Fotografen und Kameraleute wollten nicht zurückbleiben und versuchten, sich an der Kontrolle vorbeizudrängeln und ebenfalls einen Fahrstuhl zu ergattern.

»Einen Moment, Sie müssen sich gedulden«, wies der Wachmann die Gruppe hinter uns an.

»Ja, wir sind aber nicht hergekommen, um hier unten rumzusitzen und die ganze Action zu verpassen«, erwiderte ein Reporter hitzig.

»Was heißt hier Action?« Der Wachmann starrte plötzlich misstrauisch zu unserer Gruppe herüber, die sich in den einen Aufzug

quetschte. Als er endlich schnallte, dass wir ihn hereingelegt hatten, kam er wütend auf uns zu.

»Halt! Ihr wartet gefälligst alle!«, schrie er.

Mein Herz begann zu hämmern. Ich setzte ein Pokerface auf, aber mein Finger begann, ein Eigenleben zu entwickeln. Er drückte so oft abwechselnd auf den »Schließen«-Knopf und den für den zehnten Stock, dass ich mich wunderte, dass es keinen Kurzschluss gab. Wir hielten den Atem an, als der Wachmann zum Sprint ansetzte. Ich dachte darüber nach, ob Emily sich vielleicht in ihr zweites Ich als Wrestlerin verwandeln, aus dem Fahrstuhl springen und ihre Ganzkörperabwehr einsetzen könnte.

»GEH ZU, du Mistvieh!«, schrie Emily schließlich. An ihrer lieblichen Stirn traten Adern hervor. Wie aus Furcht vor der Furie glitt die Tür langsam zu - im allerletzten Moment. Wir zuckten zusammen, als wir hörten, wie Fäuste von außen gegen die Metalltür trommelten. Aber das Geräusch erstarb, als wir nach oben entschwanden. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn und sah mich um, um sicherzugehen, dass alle wichtigen Leute es geschafft hatten. Wir lachten beklommen. Kat kaute auf ihren perfekt geschminkten tiefroten Lippen herum.

»Sieht so aus, als hätte ich das hier exklusiv«, grinste der AP-Fotograf. Lisa hatte sich eine Baseballkappe aufgesetzt, die ihr hübsches Gesicht und ihren dunklen Schopf verdeckte. Sie zog eine Sprühdose aus ihrer Jackentasche, nickte und lächelte sparsam.

Es bimmelte, die Tür des Fahrstuhls öffnete sich im zehnten Stock - und wir platzten heraus wie eine wild gewordene Bande der Keystone Kops, der Chaospolizisten aus den alten Stummfilmen. Die Leute, die unschuldig in der Lobby auf ihre Termine warteten, sahen ruckartig hoch, als sie uns merkwürdige Marodeure erblickten. Aber als wir anfingen zu brüllen und die Farbdosen herausholten, blieb ihnen die Luft weg. Gehetzt sahen sie sich um, nur um festzustellen, dass es keinen einfachen Ausweg aus dieser Situation

gab. Lisa sprühte ordentlich »tötet Tiere« unter Calvins Logo. Anne und Emily skandierten Sprechchöre und verteilten Flugblätter. Sie legten sie auf den kleinen Tischen aus und drückten sie den Umstehenden in die Hand, die sich hektisch zusammengerottet hatten, um den nächsten Fahrstuhl nach unten zu erwischen. Kat, ihre Komplizinnen und ich näherten uns unheilvoll der piekfeinen Empfangsdame. Sie starrte uns so entsetzt an, als wären wir die Familie Manson auf einer Mission.

»Guten Morgen«, sagte ich so höflich wie möglich, stets in dem Bewusstsein, dass mein zweiter Vorname Lee lautet, nach dem huldvollen Bürgerkriegsgeneral aus Virginia. Man sollte immer versuchen, sich zivilisiert zu benehmen, selbst im größten Schlachtgetümmel. »Wir sind gekommen, um dagegen zu protestieren, dass Calvin Klein Pelze verarbeitet. Und wir besetzen jetzt Ihre Büros, bis er damit aufhört.« Ihr Unterkiefer klappte herunter. Sie war zu verdutzt, um zu antworten. Sie warf nur einen Blick auf den Vandalismus, der sich ihr hinter uns darbot, und wich langsam von ihrem Tresen zurück.

»Kann bitte jemand die Polizei rufen!«, kreischte sie schließlich und verschwand in den Büros hinter dem Empfang.

Kat sah sexy aus. Sie trug schwarze Strumpfhosen und schwang sich wie Batgirl über die Theke. Ihre Gefolgsleute taten es ihr nach. Sie streiften durch die Büros, eine rief »Ihr Pelz-Zuhälter!« ins Megafon, die andere pappte Aufkleber auf die Telefone und warf Flugblätter auf die Schreibtische. Das Klacken teurer Schuhe, die massenfluchtartig in Richtung der Notausgänge hasteten, war zu hören, gefolgt von einer ohrenbetäubenden Alarmsirene. Einige Angestellte kamen aus ihren Büros in dem Glauben, es handele sich um eine Feuerübung. Doch als sie das Chaos in der Lobby sahen, schlössen sie sich fix wieder in ihren Räumen ein.

»Wo ist Calvin?«, brüllte Kat energisch über das Getöse hinweg.

»Calvin ist nicht da!«, brachte jemand vor. Es stimmte; Calvin

Klein hatte auswärts einen Termin. Aber seine Frau Kelly war da, und die Wachleute, die unsere Invasion für einen Entführungsversuch hielten, scheuchten sie hastig und grob zehn Stockwerke die Treppe hinunter und aus dem Gebäude hinaus.

Unterdessen war ein irgendwie wichtig aussehender älterer Herr aus einem der Büros herausgestürzt. »Ich habe keine Ahnung, wer ihr Typen seid, aber ich verlange, dass ihr alle verschwindet - und zwar sofort!«, bellte er.

Krawallschachtel Emily ignorierte seine Forderung geflissentlich, machte stattdessen einen Satz in Richtung der geöffneten Tür hinter ihm, und die beiden lieferten sich direkt neben der frisch angesprühten Wand ein wunderbares Handgemenge. Das aufregende Foto dieser Szene schickte Associated Press an diesem Nachmittag um die ganze Welt.

Als klar war, dass die Belagerung sich genauso abspielte, wie wir geplant hatten, stieg ich in den nächsten Aufzug nach unten. Ich hatte die tollkühne Vorstellung, ich könnte den Rest der Presse noch nach oben holen. Von wegen. Als die Fahrstuhltür im Erdgeschoss aufging, kam mir ein Schwärm von New Yorks Freunden und Helfern entgegen, die prompt den Lift übernahmen und sich aufmachten in die zehnte Etage. Weitere Beamte waren überall im Foyer verteilt. Einer von ihnen, der nicht merkte, dass ich zu den Demonstranten gehörte, forderte mich auf, sofort das Gebäude zu verlassen.

Draußen traf ich auf alle Reporter, die es nicht bis nach oben geschafft hatten, und andere, die von den Redaktionen hektisch hergeschickt worden waren. Ich schilderte die Lage und gab allen eine Kopie des Videos, das wir auch Calvin geschickt hatten - und das das grausige Schicksal der Tiere zeigte, die in seinem Verkaufsraum endeten. Nach kurzer Zeit kamen die Polizisten wieder runter und eskortierten die Demonstranten in Handschellen zu einem Polizeiwagen.

»Sieh zu, dass du meinen Sohn im Bezirk Midtown anrufst!«, rief

mir Anne zu, ein kämpferisches irisches Lächeln auf den Lippen. »Vielleicht kommen wir dann schneller raus!« Die Tür wurde verriegelt, und der Polizeiwagen fuhr davon. Ich fühlte mich zwar beschwingt, dass unsere Invasion erfolgreich verlaufen war, wünschte mir aber doch, ich wäre mit meinen Freunden zusammen abtransportiert worden. Mir ging es nicht so sehr ums Kameradentum, sondern um die Leute, die man in New Yorker Gefängnissen, vor allem in den Zellen in Downtown Manhatten, trifft. Die haben total mitreißende Geschichten zu erzählen.

Am nächsten Morgen rieb ich mir in Goldy Loxxx' Loft an der Chambers Street eifrig den Schlaf aus den Augen. Ich gab meinen schnurrenden Kissenmitbenutzern einen Kuss, verließ den Schrank und las aufgeregt alles über PETAs empörenden Aufstand in der USA *Today*. Ich war recht zuversichtlich, dass wir unserer Haute-Couture-Offensive einen ordentlichen Start verschafft hatten. Und ich fragte mich, ob ich nun in die Riege derer aufgestiegen war, die in der Öffentlichkeit so maßlos übertreiben, dass sie als Füllmaterial an der Pinnwand irgendeines amüsierten Sammlers landen.

Das Bemerkenswerte an New York ist, dass, vor allem in der Schwulenszene, jeder jeden zu kennen scheint, obwohl es viele Millionen Menschen in der Stadt gibt. Nach unserem Überfall auf Calvins Büro schmiedeten wir Pläne, ein bevorstehendes Dinner des Modedesigner-Kollegiums durcheinanderzuwirbeln. Calvin sollte dort einen Preis verliehen bekommen. Dann erhielt ich einen Anruf eines Bekannten, der für das *New York Magazine* schrieb.

»Dan, meine Güte«, platzte er heraus. »Warum habt ihr euch nicht einfach mit Calvin *getroffen?*«

»Da hätten wir uns eher mit Elvis treffen können«, konterte ich trocken. »Wir haben es versucht und versucht, bei ihm und allen anderen, aber wir haben nie etwas von denen gehört. Ich fürchte, wir sind nicht gern gesehen.«

»Tja, ich kenne ihn ganz gut, und ich wette, er würde sich mit euch treffen, wenn du versprichst, die Farbe zu Hause zu lassen.«

»Danke, sag mir einfach, wann und wo, und ich bin da. Aber ich würde mir da nicht zu große Hoffnungen machen.«

Einige Tage darauf, ich war inzwischen zurück in der PETA-Zentrale in Washington, nahm ich den Anruf einer angenehm klingenden Dame aus New York entgegen, die sagte, ihr Name sei Lynn Teroso. Sie war die Chefin von Calvin Kleins PR-Abteilung und rief an, um einen Termin für ein Treffen auszumachen. Während sie in herzlichem Ton weiterredete, sprang ich auf und wedelte mit meiner freien Hand, um die anderen lautlos auf mich aufmerksam zu machen. Dann deutete ich mit dramatischer Geste auf das Telefon und formte mit meinen Lippen die Worte »Calvins Büro«. Die anderen hatten überhaupt keine Ahnung, was ich zu sagen versuchte. Sie starrten mich an, als hätte ich einen Tourette-Anfall bekommen.

»Könnten Sie am kommenden Dienstagmorgen noch mal nach New York kommen?«, fragte Lynn.

»Ja, klar«, sagte ich. »Und keine Sorge - diesmal bringe ich Blumen mit und keine Farbe.« Ich trug sogar einen Anzug.

Komischerweise machte es mich nervöser, Calvins Büro als geladener Gast zu betreten, als dort unerlaubt einzudringen. Es stand so viel auf dem Spiel, und so viele Menschen verfolgten genau, was wir taten. Eine Kolumnistin der *Daily News* hatte angerufen und nach dem Stand der Dinge gefragt; ich erzählte ihr, dass Calvin sich bereit erklärt hatte, die Sache mit uns persönlich zu besprechen. So stand es dann auch in der *Daily News* an dem Morgen, an dem das Treffen stattfand. Ich nahm an, dass der Druck auf Calvin stieg, vernünftig zu reagieren, je mehr Leute von der Sache wussten. Das war auf jeden Fall das Erste, das er ansprach.

»Schön, Sie kennenzulernen, Dan«, sagte Calvin vorsichtig in seinem satten Long-Island-Singsang, als Lynn und ich sein geräumi-

ges Büro betraten. »Aber warum haben Sie der Presse von unserem Treffen erzählt?«

»Na ja, erstens haben sie gefragt, und zweitens hat mir keiner gesagt, dass ich das nicht darf«, entgegnete ich, während ich ihm die Hand gab. Er schmunzelte und bedeutete mir, auf dem Sofa Platz zu nehmen. Er selbst setzte sich in einen Sessel, sodass er mich über einen überquellenden Beistelltisch hinweg beobachten konnte. Nach seiner ersten Frage war ich zunächst etwas defensiver, beschloss aber schnell, dass er ruhig ein wenig spüren sollte, wie unnachgiebig wir weiterhin waren. Ich versuchte, ruhig und gelassen rüberzukommen, aber innerlich war ich ängstlich und durcheinander. Ich versuchte, aus Calvins Reaktionen herauszuhören, wie ich das Treffen am besten in meine Richtung lenken könnte. War ich nur hier, damit er nachher sagen konnte, er habe sich mit PETA getroffen, und danach weiterhin ungestört unsere Einwände ignorieren konnte? Oder zog er vielleicht tatsächlich in Erwägung, sich von der Verwendung von Pelzen zu verabschieden - und wenn ja, an welchem Punkt würde seine Meinung in die eine oder andere Richtung kippen?

Wie alle anderen Designer umgibt sich auch Calvin Klein mit Prominenten, vor allem denen, die sich in den Hamptons herumtreiben, einer Reichengegend in Long Island. Also versuchte ich es mit einigen Namen. »Alec Baldwin und Kim Basinger unterstützen PETA«, sagte ich, »und sie wären begeistert, wenn Sie auf Pelze verzichten würden.« Er hob eine Augenbraue und nickte leicht, aber er ergriff die Friedenspfeife nicht. Vielleicht würde ich doch mit einer Einschüchterungstaktik besser fahren.

»Außerdem sollte Ihnen klar sein, dass wir planen, das Dinner des Modedesigner-Kollegiums zu stören«, sagte ich, ganz der unerschrockene Frechdachs, »aber nichts wäre uns lieber, als das abzublasen.«

»Dan.« Calvin seufzte. »Lassen Sie uns das doch mal in Ruhe besprechen, ohne Drohungen, okay?«

»Oh, na gut«, sagte ich und blickte belämmert zu Boden. Ich entschied mich für eine einfachere Herangehensweise, geradliniger und persönlicher.

»Wissen Sie, ich wette, unter anderen Umständen könnten wir Freunde werden. Ich bin mir sicher, dass Sie ein anständiger Kerl sind. Aber wir können nicht zulassen, dass die Modebranche Tierschutzthemen unter den Teppich kehrt. Wenn Sie sich selbst einfach mal den grausamen Bildern aussetzen würden, für die Sie persönlich verantwortlich sind, wenn Sie Pelze verarbeiten, dann würden Sie umdenken. Das ist die einfachste Entscheidung, die Sie je treffen werden.«

Ich zog ein Videoband aus meiner schwarzen Segeltuchakten-tasche.

»Meine Worte bedeuten kaum etwas«, fuhr ich fort. »Doch diese Bilder bedeuten viel. Dies ist eine Kopie des Bandes, das wir Ihnen zugeschickt haben - Sie sollten sich das wirklich ansehen und sich dann ein Urteil bilden.«

»Ich habe nie ein Video bekommen«, sagte er, leicht verärgert. »Aber lassen Sie es hier, dann sehe ich es mir an.«

Ich sah mich in seinem Büro um und entdeckte am anderen Ende einen großen Fernseher.

»Die Aufnahme ist nur vier Minuten lang - wir werden uns das jetzt ansehen.«

Ich ging durch den Raum, schob das Band in den Videorekorder und versuchte, die Kiste zum Laufen zu kriegen.

»Dafür habe ich jetzt keine Zeit«, sagte Calvin, während ich noch an dem Gerät herumfummelte.

»Ich werde nicht eher weggehen, als bis Sie sich die Aufnah-me angesehen haben«, verkündete ich mit einem vernichtenden Lächeln. Ich war erleichtert, endlich eine Ebene für das Gespräch gefunden zu haben, nämlich die sachliche.

»Na schön«, sagte er und hob seine Hände mit einem entnerv-

ten Lachen. Calvin rief einen Assistenten, der den Fernseher zum Laufen bringen sollte, während ich unbeweglich mit verschränkten Armen daneben stand und wartete.

Irgendwann flackerte der Bildschirm endlich auf. Es folgten die Bilder von sanftmütigen Chinchillas, die mit Elektroschocks in ihren Genitalien umgebracht werden, um ihr Leben strampelnden Bibern, die ertränkt werden, Nerzen, denen grob der Hals umgedreht wird, panischen Kojoten, die versuchen, ihr eigenes Bein durchzunagen, um aus Fallen zu entkommen, und Babyrobben, die vor den Augen ihrer jämmerlich schreienden Mütter totgeschlagen werden. Calvin Klein sah sich das zunächst etwas unsicher und pflichtbewusst an. Aber recht schnell tauchte ein Ausdruck des Entsetzens auf seinem Gesicht auf, der zeigte, dass er nicht herzlos war. Er sah erst weg, als die durchdringenden Schreie der Tiere die Aufnahme schier unerträglich machten. Um meinen Gastgeber etwas weniger hart ranzunehmen, drehte ich die Lautstärke runter.

Als das Band zu Ende war, schwiegen wir noch einige Sekunden.

»Tja, das war's«, sagte er mit erstickter Stimme. Seine Augen waren feucht, er sah nachdenklich ins Leere. »Ich habe mich jahrelang darum gedrückt, mir diesen Mist anzusehen.«

»Und ...«, hakte ich vorsichtig nach.

»Und das war's. Ich bin draußen. Keine Pelze mehr.«

Ich wäre am liebsten ausgeflippt vor Freude, aber es mussten noch einige unangenehme Details abgehandelt werden. Ich zog die aktuelle Ausgabe der Pelzzeitschrift *Für World* hervor und schlug die Seite auf, auf der Calvin mit einigen anderen Designern aufgeführt war. Sie alle hätten einen Vertrag unterschrieben, eine Pelzkollektion für den kommenden Herbst zu produzieren, stand dort.

»Und was ist damit?«, fragte ich.

Er nahm mir den Artikel aus der Hand, sah ihn sich genau an und pfefferte die Zeitschrift dann auf den Tisch.

»Lassen Sie es mich mal so sagen: Glauben Sie nicht alles, was Sie lesen«, erwiderte er. »Mehrere Firmen dürfen meinen Namen für verschiedene Modelinien vergeben, und manchmal verliere ich den Überblick darüber, wer was macht. Aber diese Pelzkollektion wird es nicht geben, basta.«

»Wahnsinn«, sagte ich. »Aber ich brauche das schriftlich.«

»Lynn!«, rief er. »Würdest Du bitte eine Mitteilung entwerfen, die wir mit PETA zusammen herausgeben können? Wir steigen aus dem Pelzgeschäft aus.« Diese schier unglaubliche Szene fühlte sich langsam so an, als würde sie wirklich passieren. Aber ich unterdrückte meine Begeisterung und versuchte, geschäftsmäßig zu bleiben, als Calvin mich zur Tür begleitete.

Am darauffolgenden Freitag stand in der *New York Times* ein Artikel mit der Überschrift »Calvin Klein kündigt Ausstieg aus Pelzproduktion an«. Der lange Text dazu beschrieb PETAs blitzartigen Überfall und das anschließende Treffen inklusive der Vorführung des grässlichen Videos. Der Artikel begann folgendermaßen:

> *Calvin Klein hat die 1,1 Milliarden Dollar schwere Pelzindustrie gestern mit seiner Ankündigung aufgeschreckt, dass er keine Pelze mehr verarbeiten werde. Als Begründung gab er seine »eigenen Überlegungen zur menschlichen Behandlung von Tieren« an und »die Tatsache, dass der Geschäftsbereich Pelze nicht mehr mit unserer Unternehmensphilosophie vereinbar ist«. Damit hob er Lizenzvereinbarungen auf die seit 17 Jahren bestanden hatten.*

In der Woche nach Calvins bahnbrechender Verlautbarung war Mardi Gras, Faschingsdienstag, und das wollte ich mit meinem leichtlebigen Alkoholikerfreund Brad feiern, der in New Orleans lebte. Brad empfing mich am Louis Armstrong Airport, nahm mich in den Arm und gratulierte mir. Er hatte mir kleine Tüten meiner

drei Lieblingssorten von Zapp's Kartoffelchips mitgebracht: Cajun Dill, Mesquite BBQ und Hoppin'Jalapeno.

»Heute hauen wir so richtig auf den Putz, so wie ihr's in Calvins Büro gemacht habt«, kreischte er in seinem texanischen Näseln.

Brad hatte freundliche Knopfaugen und ein Lone-Star-Tattoo, er war quirlig und großzügig - er war einfach jemand, mit dem jeder gern zusammen war. Und er war die perfekte Ablenkung von all den Verpflichtungen, die ich hatte, und dem Kriegspfad, auf dem ich mich sonst befand. Er war einer der Nachtschwärmer, die ich in den Bible-Belt-Staaten kennengelernt hatte, als ich in Nachtclubs Werbung für *Don't Kill the Animals* machte.

Brad war in einer beengten Hütte auf einem Milchbauernhof aufgewachsen, der in einem ländlichen Kaff im Osten von Texas lag. Früher gab es dort ein Straßenschild, auf dem stand: WILLKOMMEN IN QUITMAN, WO DIE ERDE SCHWARZ IST UND DIE MENSCHEN WEISS SIND. Immer mal wieder kam ein Laster, der die Kälbchen abholte, damit man den Muttertieren die Milch absaugen konnte, nur um sie dann wieder künstlich zu befruchten. Brad fragte seine Mutter Melba damals, warum die Kühe danach immer drei Tage lang so traurig muhten.

»Hör weg, darüber sollten wir gar nicht erst nachdenken«, antwortete sie schleppend.

Brad erklärte mir, wie Milch- und Viehhandel ineinandergriffen. Die weiblichen Kälber zieht man auf, um Milchmaschinen aus ihnen zu machen, wie es ihre Mütter waren. Aber die männlichen Kälber werden abtransportiert und in Viehkäfige gesteckt, worin sie sich nicht bewegen können, damit ihr Fleisch zart bleibt. Diese kränklichen Kälber werden viel zu früh von ihren Muttertieren getrennt und nuckeln deswegen verzweifelt an allem Möglichen. Die gröberen Hilfskräfte auf dem Hof nutzten das schamlos aus, wenn sie geil waren. Brad erinnerte sich daran voller Ekel. Immer, wenn irgendjemand mich fragte, warum ich mich an Sojamilch und -käse

halte, meldete sich Brad mit seinen Erfahrungen aus erster Hand zu Wort. Die Reaktion auf diese Geschichten war stets betretenes Schweigen, dann wurde rasch das Thema gewechselt.

An einem kalten, dunklen Weihnachtstag gab Brad endlich meinem jahrelangen Drängen nach und nahm mich von New Orleans mit nach Quitman. Sein launischer Vater war schon lange tot. Aber Brads Mutter Melba empfing uns herzlich in einer ländlichen Kaschemme, in der sie mit ihrem jovialen, bärbeißigen, einäugigen Freund Doyle Crown-Royal-Whisky trank.

»Was ist denn mit deinem Auge passiert?«, wollte Brad wissen.

»Ein Specht hat sich's geholt!«, blaffte Doyle, rollte sein verbliebenes Auge und gluckste.

In unserer Nähe saß eine dürre taube Frau mittleren Alters mit blond gefärbten Haaren auf einem Barhocker. Ihre Jeans waren so eng, dass sich ihre Schamlippen abzeichneten. Sie war so begeistert, ein neues Gesicht zu sehen, dass sie einen Vierteldollar in die Jukebox warf und mich vom Stuhl riss.

»Tanz mimmir!«, grunzte sie mit breitem Lächeln und einer schweren Sprachbehinderung. »Ch kann die Musik nich hör'n, aber ch kann den Rhymmus spürn!«

Der klassische Rocksong What's *Your Name?* quäkte aus den Lautsprechern. Aus Höflichkeit tanzte ich mit ihr. Ich glaube allerdings, dass sie ihre Bewegungen eher nach der blinkenden Weihnachtsbeleuchtung ausrichtete als nach der Musik. Als das Lied zu Ende war, ließ sie mich nicht wieder gehen. Stattdessen begann sie, mich zu befummeln, vor Gott und allen anderen.

»Es tut mir leid!«, rief ich, als könne sie mich dann besser hören. Meine Stimme schallte durch die ganze Bar.

»ICH BIN SCHWUL!«

Ehe ich michs versah, fand ich mich auf dem dunklen Parkplatz wieder, wohin Brad mich binnen Sekundenbruchteilen geschleift hatte.

»Dan, es ist schon schlimm genug, dass ich hier geboren bin. Ich will nicht auch noch hier sterben.«

Brad hatte Quitman in den frühen Achtzigern den Rücken gekehrt, am Tag seines Highschool-Abschlusses. Er war ein niedlicher Kleinstadtjunge, der in die Großstadt zog und dort verrücktspielte. Ein bisschen zu verrückt. Brad wurde einer der ersten Aids-Kunden, noch bevor es Medikamente gab, die die Krankheit hätten aufhalten können. Aber er gab sich Mühe, sich von seinem frühzeitigen Todesurteil nicht herunterziehen zu lassen; er überlegte sich einfach, stattdessen mehr zu feiern und stets mit einem Lächeln auf dem Gesicht auszugehen. Glücklicherweise starb Brad, bevor New Orleans unterging. Hätte er mit ansehen müssen, wie seine Lieblingsstadt zugrunde ging, hätte er bei seinem Abgang das Gesicht verzogen. So oder so - er starb mit weit geöffneten Augen. Er wollte einfach nichts verpassen, bis zum bitteren Ende.

Es lag vielleicht daran, dass die Zeit begrenzt war, die dem wundervollen Brad noch auf Erden blieb. Jedenfalls überzog ich regelmäßig meine Kreditkarte, um ihn und seine unbekümmerte Schwester Dawn in ihrer Wahlheimat New Orleans zu besuchen. Die Wohnungen, in denen ich sie besuchte, wurden immer maroder: Da war die idyllische in St. Ann, die Baracke an der Bourbon Street und schließlich die verfallene Bruchbude mit den zerbrochenen Fensterscheiben im Marignie District, wo wir mit Essensmarken einkaufen gingen.

Bei meinem Besuch nach der Calvin-Klein-Geschichte verbrachten wir viel Zeit damit, Bourbon mit Ginger Ale in Lafitte's Blacksmith Shop zu schlürfen. Das ist ein berühmtes uraltes Lokal, das aussieht, als hätte es eigentlich schon längst in sich zusammenfallen müssen. Ich hatte einen ganz schönen Kater, als ich von Brads Sofa herunterplumpste, um noch meinen Flug nach Washington zu kriegen. Nach Washington flog ich dann allerdings gar nicht. Eine dringende Nachricht beorderte mich nach New York. Es gab eine

wahre Lawine von Anfragen zu unserer neuen Modekampagne, und darum sollte ich mich kümmern.

Als PETA noch in seiner Anfangsphase war, habe ich viel selbst gemacht und weniger darüber geredet. Aber mit der Zeit wuchs die Organisation und unser Einfluss, und plötzlich erledigte ich weniger selbst und redete eigentlich permanent, weil die Medien sich zunehmend für uns interessierten. Das war zwar einerseits erfreulich, aber irgendwie auch frustrierend. Also bemühte ich mich, alle Interviews auf unsere Aktionen zu beziehen, um mehr aus allem herauszuholen. Als das *New York Magazine* seine Fashion-Week-Ausgabe PETA widmete - es war eine Titelgeschichte unter der Überschrift »Radical Chic« -, nahm ich den Autor mit in die Pelzabteilungen von Kaufhäusern. Dort spielte ich ein Frage-und-Antwort-Spiel mit den Verkäufern zu den jeweiligen Tötungsmethoden für jedes Mantelmodell; sie hatten kaum eine Ahnung, riefen aber immer ihre Sicherheitsleute.

Als eine Reporterin vom *New Yorker* mich zum Mittagessen in das vegetarische Restaurant Zen Palate einlud, um sich den Calvin-Überfall in allen Einzelheiten schildern zu lassen, bat ich sie, mich danach zur Fifth Avenue zu begleiten. Dort pappte ich Leuten, die dort einkauften und Nerz trugen, deutlich sichtbar Aufkleber an ihre Klamotten. Darauf stand: ICH BIN EIN ARSCHLOCH - ICH TRAGE PELZE. (Wenn Sie mir schreiben, schicken ich Ihnen gern welche.) Diese handlichen Aufkleber habe ich im Winter immer in meiner Geldbörse (kein Leder) dabei, und die Leute wissen nie, wer sie erwischt hat. Das liegt nicht unbedingt daran, dass ich so schlau bin, sondern vielmehr daran, dass Pelz so ein dickes Polster abgibt wie die Fettschicht eines Walrosses. Bei einer Premiere habe ich mal die Schauspielerin joan Rivers und die Klatschkolumnistin Cindy Adams beklebt, auch wenn ich mich danach schlecht gefühlt und ihnen das auch geschrieben habe; ich glaube nicht wirklich, dass

die beiden Arschlöcher sind, ich finde sie köstlich. Ich wünschte mir nur, sie würden ihre Verpflichtung gegenüber Tieren einmal jenseits ihrer verwöhnten Rassehunde überdenken. Immerhin muss ich Cindy eines zugute halten - sie war mutig genug, mein Schreiben in ihrer Kolumne in der New *York* Post abzudrucken.

Mit der Zeit hatte ich nachts in New York genauso viel zu tun wie tagsüber. Ich wohnte nicht nur kostenlos in Goldys Loft, ich ging auch mit ihm von einer Party zur anderen. Er stellte mich vielen seiner hilfsbereiten Freunde vor. Darunter war der Modefotograf Steven Klein, der mir half, das Model Christy Turlington zu überzeugen, für unser erstes Poster mit dem Titel LIEBER NACKT ALS IM PELZ zu posieren. Und der handfeste Nachtclub-Impresario Steve Lewis, der ein offizielles Pelzverbot für seine angesagten Clubs erließ, darunter das Tunnel, das Life, das Spa und das Home. An den Türen aller Läden ließ Steve eine Plakette anbringen, auf der zu lesen war: DIE EINZIGEN WILDEN TIERE HIER SIND MENSCHEN: PELZE VERBOTEN. Er hat Jennifer Lopez den Eintritt verweigert, ebenso P. Diddy, Axl Rose und dem Großteil der Redaktion der italienischen Ausgabe der Vogue, die einen seiner Clubs für eine Privatparty gemietet hatte. Sie waren gezwungen, ihre Mäntel in der Limousine eine Straße weiter zu verstauen.

Mehr und mehr Designer machten sich für PETA stark, allen voran Todd Oldham, der eine Kollektion von Kunstpelzhüten für PETA entwarf. Und Marc Bouwer, der mit uns zusammen eine Modenschau veranstaltete mit Kleidung, die ohne Tierquälerei hergestellt worden war. Später kam Stella McCartney hinzu, die Gucci dazu brachte, eine Kollektion von Luxus-Schuhen ohne Leder zu produzieren. Ich bekam sogar Anfragen, für einige Designerklamotten zu modeln - ziemlich überraschend angesichts unserer knallharten Herangehensweise. Issey Miyakes Büro in Manhattan hatte aus Tokio einige leder- und pelzfreie Kleidungsstücke einfliegen lassen, die ich für eine PETA-Fotostrecke für das japanische

Modemagazin *Dansen* anziehen sollte, die er sponserte. Und der gutmütige kubanische Designer Manolo nähte mir einen graubraunen Leinenanzug, den ich bei seiner pickepackevollen Laufstegshow im Central Park West vorführen sollte.

Selbst die *New York Times* ließ mich für das Cover ihrer Style-Sonntagsbeilage ablichten. Ich trug eine Kampfmontur aus dem Ersten Weltkrieg mit Helm, einer altmodischen Farbspritzpistole und einem kuscheligen Kaninchen auf dem Schoß. Das war nur die Notlösung, weil der Fotograf keine Genehmigung bekommen hatte, einen Panzer auf der Seventh Avenue anrollen zu lassen. Der Artikel trug die Überschrift: ANTI-PELZ-AKTIVIST SCHAFFT ES MIT CHARME NACH GANZ OBEN IN DER MODEWELT. Das kam mir ziemlich absurd vor, schließlich residierte ich immer noch auf dem Fußboden im unordentlichen Schrank eines Freundes.

An einem erfreulichen Freitagabend schloss sich der Kreis mit Calvin Klein. Wir liefen einander in der Wonderbar im East Village buchstäblich in die Arme. Ich mag dieses rastlose Viertel, weil es so weit weg von der öden Geschäftsatmosphäre Manhattans zu sein scheint. Das waren genau die »anderen Umstände«, die ich im Sinn hatte, als ich Calvin in seinem Büro gesagt hatte, dass wir befreundet sein könnten. Wir unterhielten uns ungezwungen, tauschten Telefonnummern aus und tasteten uns in den darauffolgenden Monaten in die Welt des jeweils anderen vor. Ich nahm ihn in die Transen-Punk-Spelunke Squeezebox mit, die er interessanter fand als die Bar im Vier Jahreszeiten. Und er nahm mich mit ins elegante italienische Restaurant Bottino, das ich interessanter fand als Burritoville. Wir sprachen nicht nur über Tierschutz und Mode, sondern auch über unsere liebsten Rückzugsorte, wie Schwule sich manchmal zu sehr stylen und wie man eine sensationelle Anzeigenkampagne konzipiert. Einmal karrte sein Fahrer uns herum zu einigen Clubs, wo eine schier endlose Kolonne von Jugendlichen ihre I losen

herunterließ, um Calvin seinen Namen auf ihrer Unterwäsche zu zeigen. Er reagierte immer herzlich und wartete ab, bis wir außer Sichtweite waren, bevor er die Augen verdrehte. Dafür, dass ich mitgeholfen hatte, seine Mitarbeiter zu Tode zu erschrecken und seine Büros zu verwüsten, blieb Calvin sehr gutmütig, als ihn ein Reporter nach unserer eigenartigen Beziehung fragte.

»Ich mache mir mehr Gedanken über Dans Einwände als über sein Vorgehen«, sagte Calvin. »Ich habe dafür Verständnis, und wir haben uns angefreundet.«

Natürlich waren nicht alle Designer so verständnisvoll. Aber zumindest erklärten sich nun viele einverstanden, sich mit uns zu treffen, auch Marc Jacobs. Ich zeigte Marc dasselbe ekelerregende Video, das ich Calvin gezeigt hatte.

»Schönheitsoperationen sind auch nicht nett anzusehen, aber auf das Ergebnis kommt es an«, sagte er sachlich.

Marc verglich einen kosmetischen Eingriff, den jemand sich selbst ausgesucht hat, mit dem Leid von Tieren, die mit Gewalt verstümmelt und getötet werden, und das war schon ein starkes Stück. Aber ich hörte ihm weiter zu - in der Hoffnung, nachvollziehen zu können, was einen intelligenten Menschen dazu bringt, so zu denken. Ich stellte fest, dass ein Gehirn nicht notwendigerweise ans Herz angeschlossen ist. Ich fand außerdem heraus, dass Marc, genau wie ich, kein Problem mit Leuten hat, die unterschiedliche Meinungen vertreten. Komischerweise hatten wir ein lockeres Verhältnis zueinander und stellten fest, dass wir einen ähnlichen Humor und Musikgeschmack hatten. Also beschlossen wir, uns eine unserer Lieblingsbands zusammen anzusehen, Voluptuous Horror of Karen Black. Wir wurden Freunde und trafen uns ab und an zum Abendessen oder gingen was trinken. Er stellte mich regelmäßig PETA-freundlichen Stylisten und Fotografen vor. Marc lud mich sogar zu seinen Laufstegshows ein - zu solchen ohne Pelz, versteht sich. Aber unsere Freundschaft verlief verständlicherweise im San-

de, als wir begannen, Modenschauen zu stören, seine inklusive. Ich hinterließ ihm diesbezüglich eine höfliche Nachricht.

Andere Designer waren weniger interessant und aufrichtig. Der korpulente Oscar de la Renta bestellte mich in sein Büro, wo er mir die Hand gab und mir sagte, er werde seine Pelzlizenzen nicht verlängern. Nur wenige Monate später brach er sein Wort. Es war, als hätte ich mich bloß mit einem aufgequollenen kahlköpfigen Mannequin getroffen. John Galliano lud mich in seinen herrschaftlichen Wohnsitz in Paris ein, wo wir ein sehr kultiviertes Gespräch in einem schummrigen Zimmer führten. Er erklärte mir mit trübem Blick und Reibeisenstimme, dass er nie ein richtiger »Pelz-Typ« gewesen sei. Aber Bernard Arnault, der Mann mit dem Geld, der hinter seiner Luxusfirma stand, bestehe darauf, dass er echten Pelz verwende, um die Preise hoch zu halten. Johns nächste Kollektion enthielt nicht nur normale Pelze, sondern auch eine Mütze, die aus dem ganzen Gesicht eines gehäuteten Silberfuchses bestand. Die leblosen Augen des Tieres rutschten genau über die leblosen Augen des Models. Unbezahlbar.

Am haarsträubendsten war Michael Kors, dessen Hände zitterten, als er sagte: »Wenn die Leute das kaufen, würde ich *alles* designen.« Dazu gehört auch Persianer - Straßenname Breitschwanz-Lamm -, der aus dem Fell von Schafsjungtieren gemacht wird. Die Tiere sterben durch eine künstlich herbeigeführte schmerzhafte Fehlgeburt, oder sie werden direkt nach ihrer Geburt totgeschlagen. Ihre Wolle soll nämlich babyweich bleiben. Im Gegensatz zu Katzen öffnen Lämmer ihre Augen bei der Geburt, gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie ein Brutalo mehrfach mit einem Knüppel auf sie eindrischt.

Das ist alles, was sie je erleben werden.

Wie kann ein Mensch solche schrecklichen Grausamkeiten verteidigen? Vor allem angesichts der Tatsache, dass der »Stoff« so einfach synthetisch zu imitieren ist, ganz ohne Blut und Eingeweide.

»Es fällt einfach gut«, lautete die Rechtfertigung von Michael Kors. So viel zu der Annahme, dass Homosexuelle feinsinniger und empfindsamer sind.

Warum zeigen sich bestimmte Designer und Modemacher so besessen von Pelzen, jedes Jahr aufs Neue? Klar, einige Menschen tun für Geld alles, aber eine andere Theorie ist das Cruella-De-Vil-Syndrom, benannt nach der dalmatinerfellverrückten Schurkin aus *101 Dalmatiner.* Meine Erklärung lautet so: Pelztiere sind von Natur aus schön. Diejenigen, die Pelze am lautesten befürworten, sind, gelinde gesagt, nicht von Natur aus schön. Für die, die mit den Schlüsselfiguren nicht so vertraut sind: Michael Kors hat ein knotiges rotes Gesicht und zurückweichendes borstiges Haar, das er aus unerfindlichen Gründen bleicht. Vogue-Chefredakteurin Anna Wintour-die nicht nur jungen Designern das Leben schwermacht, die Pelze ablehnen, sondern auch eine Geschichte darüber ins Blatt hievte, warum Kartoffeln besser schmecken, wenn sie in Pferdeschmalz gebraten werden - sieht aus, als litte sie unter schmerzhaften Dauerblähungen. Das würde auch erklären, warum der gleichermaßen angeberische wie vulgäre Pelzliebhaber Karl Lagerfeld ständig mit diesem Fächer herumläuft. Und Donatella Versace? Tja, damit lasse ich's mal gut sein. Bei Mode geht es ja ausschließlich darum, dass man sich selbst herausputzt und hofft, danach besser auszusehen. Vielleicht versuchen Pelzfreaks wie Cruella, ihr unseliges Aussehen dadurch zu kompensieren, dass sie die Schönheit einer anderen Kreatur klauen.

Das sind genau die Personen, für die der Ausdruck »Schöne Fassade und nichts dahinter« erfunden wurde. Vielleicht hatte ich genau solche pelzliebenden Schmarotzer im Hinterkopf, als mich das Magazin *Genre* fragte, das mich gerade auf seine Liste der einflussreichsten Schwulen gesetzt hatte, wen ich selbst für einen bedeutenden Homosexuellen hielt.

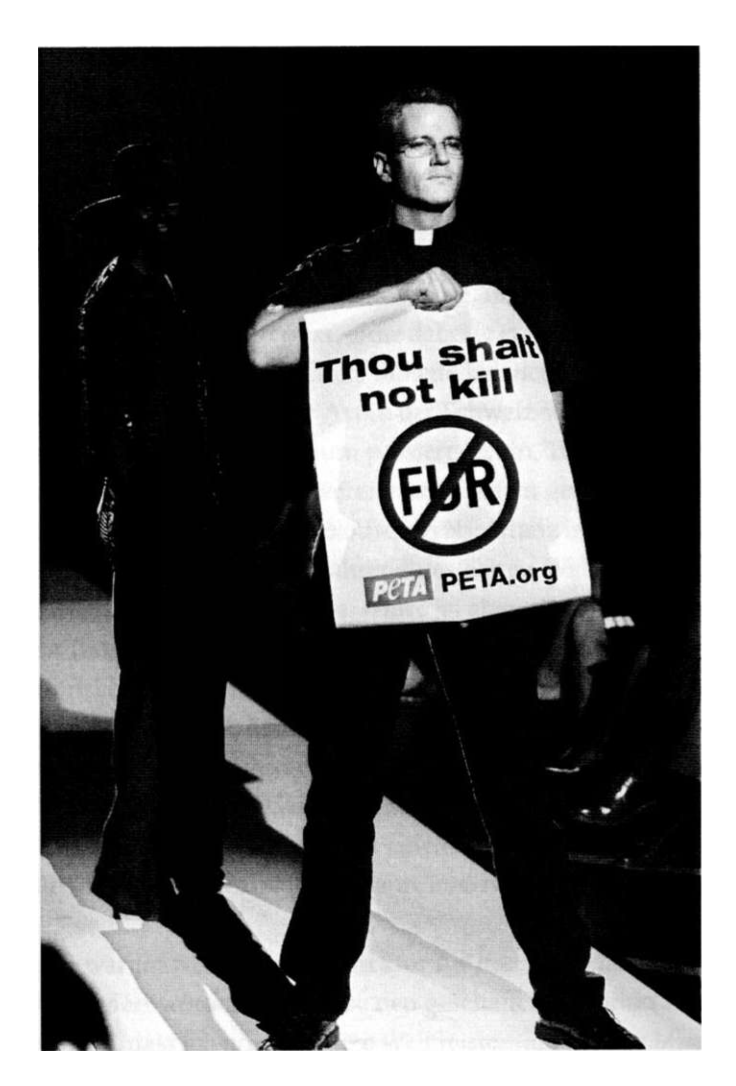
»Andrew Cunanan«, erwiderte ich beinahe reflexartig, »weil er

es geschafft hat, dass Gianni Versace keine Pelze mehr verwendet.« Callboy und Serienkiller Cunanan hatte Versace 1997 erschossen.

An dem Tag, an dem die Ausgabe herauskam, wurde mir klar, dass Witze über Serienmörder eins der wenigen verbliebenen Tabus sind. Überschriften posaunten den »eklig zugespitzten Spaß« heraus, Naomi Campbell gab sich in einer Pressemitteilung »fassungslos«, und eine Horde amerikanischer Journalisten lauerte mir auf, als ich schläfrig aus einem Flugzeug tappte. Ich rief umgehend das Magazin an und sagte denen, sie könnten sich gern von mir distanzieren.

Erstaunlicherweise verteidigte mich der gerissene Chefredakteur von *Genre,* ein Mann namens Morris Wiesinger, im Fernsehen. Er sagte, die Stichelei beweise doch nur, wie die Art von provozierenden Kampagnen funktioniere, deretwegen sie mich überhaupt erst auf ihre Liste gesetzt hatten. Der Verlag ging sogar noch weiter und bot mir eine monatliche Kolumne an. Die ein Jahr lang laufende Serie hieß *Unterwegs.* Ich konnte - im Stil Mark Twains - Berichte von den merkwürdigen Orten einreichen, an denen ich mich rumtrieb, oder über die eigentümlichen Gestalten schreiben, die mir begegneten.

So begann meine zweite Karriere als Autor. Witzemachen übers Töten? Davon kann man leben.



Verkünder von Gottes Wort

Das Cafe Odeon in Zürich ist ein lebhafter Szenetreff, ein Schmuckstück in Art Noveau, und liegt gleich an der Ecke, wo das schmale Flüsschen Limmat vor großem Alpenpanorama in den Zürichsee mündet. Es hat sich kaum verändert, seit es 1911 zum ersten Mal seine Türen öffnete. Eine geschwungene Bar aus Holz mit Messinghaken darunter für die Mäntel, drum herum und eng gestellt die Reihen polierter Marmortische, und die Kellner kurven im Slalom durch den Parcours, ohne dabei je etwas von den Drinks zu verschütten, die sie auf ihren Tabletts balancieren. Wie an den meisten Örtlichkeiten dieser Art in der Schweiz war auch hier unheimlich viel auf engstem Raum passiert; Lenin, Trotzki und Mussolini hatten in diesen reich verzierten Räumen getagt. Mata Hari hatte hier getrunken, die den exotischen Nackttanz in Paris hoffähig gemacht hatte, bis man sie während des Ersten Weltkriegs wegen Hochverrats vor Gericht stellte. »Hure ja, aber niemals Verräterin« sollen ihre letzten Worte gewesen sein, bevor die Kugeln des Exekutionskommandos sie durchlöcherten. Während des Zweiten Weltkriegs trafen sich dann alle möglichen Spione in der neutralen Schweiz - und im berühmten Odeon tauschten sie ihre Informationen aus. Weil ich solche Geschichten liebte, wählte ich genau diesen Ort aus für mein Rendezvous mit einem verdeckten Ermittler, der für PETA schon allerhand interessante internationale Fälle aufgetan hatte.

Ich war inzwischen zum Direktor für internationale Kampagnen befördert worden, und diese neu geschaffene Position brachte es mit sich, dass ich um die ganze Welt reiste - auf meiner Mission,

mich überall geschickt reinzumogeln. Ein Job, der auch nicht so viel anders war als der von James Bond - einmal angenommen, dass James Bond statt schicker Smokings auch alberne Verkleidungen anlegen würde.

Ein Beispiel? Als die Politiker sich in Rio de Janeiro zum Umweltgipfel trafen, machten sie schon vorher aus, dass sie nicht über die zentrale Rolle sprechen wollten, die Fleischproduktion bei der Rodung von Wäldern spielte, als Ursache von Dürre und der Verschmutzung von Flüssen und Buchten. Um die Aufmerksamkeit auf diesen Missstand zu lenken, traten meine Freundin Julia und ich auf den Plan: Sie verkleidete sich als Kuh, ich gab den blutbesudelten Schlachter. Zusammen stürmten wir das Gipfel-Dinner, wo ich mit einem übergroßen Hackebeil auf sie losging, um sie zu »schlachten«. Die Botschaft auf meinem Mordinstrument: »Die Lösung für den Umweltgipfel: Vegetarismus!« Die Funktionäre, deren Tisch wir in Beschlag nahmen, waren schwer genervt, nur die Reporter, die sich eben noch zu Tode gelangweilt hatten, waren sofort begeistert. Sie interviewten uns ausführlich und ließen uns das Ganze auch vor den Fernsehkameras in zig verschiedenen Sprachen noch einmal wiederholen. Das Bild von unserer Aktion gelangte am nächsten Morgen sogar auf die erste Seite des Lifestyle-Teils der *Washington Post*. Die simplen Kostüme auf die Versammlung zu schmuggeln war überhaupt kein Problem; ein wenig schwieriger war es allerdings, das große stählerne Hackebeil an den bewaffneten Soldaten vorbeizuschaffen, die den Gipfel bewachten. Aber wir wickelten es einfach in Pappe ein, klebten ein offiziell aussehendes Schild mit der Aufschrift »Delegierter« darauf und behaupteten am Einlass frech, es handele sich um die Grafik für eine Präsentation.

Etwas zurückhaltender gingen wir in der Konzernzentrale von Gilette in Boston zu Werke. Um die Sicherheitssperren zu knacken, verkleideten mein Freund Peter und ich uns als Hausmeister. Lässig schoben wir einen großen Fernseher an den Wachleuten vorbei, in

den Fahrstuhl und weiter in die Kantine. Dort suchten wir uns in der Nähe der Kasse eine Steckdose und führten - zum Schrecken der Manager in der Schlange - ein Video vor, das mit versteckter Kamera aufgenommen worden war und demonstrierte, wie das Unternehmen Kaninchen und Ratten blind machte oder vergiftete. Die Tiere mussten alles testen - von der Rasiercreme bis zur Tipp-Ex-Korrekturflüssigkeit. Wir landeten zwar vorübergehend im Gefängnis für diese Aktion, aber Gilette hat bald danach alle Tierversuche eingestellt.

Während ich an meinem kleinen Tisch im Odeon wartete und an meinem zweiten Kaffee nippte, ging mir unsere letzte Gaunerei noch einmal durch den Kopf. Ich saß jetzt in Zürich, der distinguierten Hauptstadt des Bankwesens. Letzte Station davor war Mailand gewesen, die hedonistische Kapitale der Mode. Wo ich mir - als katholischer Priester verkleidet - Zugang zur Show des Pelzdesigners Gianfranco Ferre verschafft hatte.

Mit meinem eingerosteten Italienisch und einem ernsten Lächeln, dazu eine Lesebrille aus einfachem Fensterglas auf der Nase, hatte ich am Empfangstresen erklärt, dass ich zwar auf keiner der Gästelisten stehen würde, dass aber »Signore Ferre ein Gönner unserer Gemeinde sei, der mich in letzter Minute eingeladen habe - als Glücksbringer«. Es funktionierte - und ich war drin. Wobei ich mich nur humpelnd zwischen den 800 Gästen der Schau vorwärts bewegen konnte, da ich in einem Hosenbein ein zusammengerolltes Plakat mit dem biblischen Gebot »Du sollst nicht töten« und einem Anti-Pelz-Logo versteckt hatte. Kaum hatte die Show angefangen, rollte ich in aller Ruhe mein Plakat aus - und kletterte auf den Laufsteg, wo mich ein wahres Blitzlichtgewitter empfing. Dank einer Paparazzi-Meute, die mich von ihrer dreistöckigen Plattform neben dem Catwalk fotografierte, ging unsere Botschaft für die Tiere um die ganze Welt. Eine Hilfsorganisation wie unsere kann sich keine teure Werbekampagne leisten - und wenn sie sich mit so vie-

len mächtigen Industrien anlegt, erst recht nicht. Ein Medien-Event des Gegners zu kapern, um sein Publikum zu erreichen, kostet gewöhnlich aber nur ein paar blaue Flecke - und ein paar angeschrammte Egos.

Die Models, völlig verwirrt, stauten sich hinter mir; abrupt stoppte die Musik, und es war nur noch der Lärm der Mode-Einkäufer und Journalisten zu hören, die alle auf ihre Sitze sprangen, um besser sehen zu können, was eigentlich dieses Tohuwabohu ausgelöst hatte. Ich brüllte keine Slogans und rezitierte auch keine weisen Sinnsprüche, sondern verhielt mich rollenkonform wie ein Priester. Setzte ein gestrenges Gesicht auf ä la »Vater, der du es am besten weißt« und starrte auf das Gewimmel zu meinen Füßen, als handele es sich um bedauernswerte Sünder, die allesamt dem gottlosen Pelzhandel frönten.

Wenn die nur wüssten, dass ich mir diese Verkleidung einmal für Halloween gekauft hatte.

Die Wachleute waren völlig perplex und versuchten gleichzeitig, mir das Plakat zu entreißen und mich vom Laufsteg zu schubsen, aber ich wich keinen Millimeter von der Stelle. Sie steckten ihre Köpfe zusammen und schauten aus den Augenwinkeln zu mir her, als wäre ich ein irrer Gorilla, der aus dem Zoo entwischt ist, dann stürzten sie los, und es gelang ihnen, mich auf den Rücken zu werfen. Gewalt gegen einen Geistlichen? Die italienischen Damen in der ersten Reihe waren schockiert; das Kreuz an ihren zierlichen Halskettchen haltend, gingen sie kreischend mit ihren Programmheften auf die Wachleute los: »Lassen Sie gefälligst den Priester in Ruhe!«

Für mich war zu diesem Zeitpunkt bereits die größte Herausforderung, nicht laut loszulachen. Die Security-Leute hielten mich an Armen und Beinen und zerrten mich drei Treppen hinunter ins Erdgeschoss, wo sie mich in den Staub der Straße warfen. Die Carabinieri waren alarmiert worden, aber die herzensguten Männer wei-

gerten sich, mich zu verhaften. Im Gegenteil, sie stellten sich sogar schützend vor mich, als der Manager der Ferre-Show brüllend auf mich zustürzte. »Mein Sohn«, sagte ich zu dem rasenden Modefuzzi, obwohl er älter war als ich, »wie wollen Sie es Ihrer Mutter nachher erklären, wenn Sie einen Brille tragenden Priester geschlagen haben?« Mein Humpeln wirkte jetzt noch überzeugender, und ich war ganz ruhig, als ich mich in Richtung U-Bahn davonmachte. Ich fuhr zu meinem Hotel zurück und packte die Koffer. Auf nach Zürich.

Es war gemütlich warm im Odeon - und ziemlich frostig draußen, weshalb die hohen Fenster des Cafes komplett beschlagen waren und die elegant gekleideten Passanten draußen, die bergauf zur Kirche unterwegs waren, wie in einem Nebel verschwinden ließen. Ich war an diesem kalten Sonntagmorgen von Glockengeläut geweckt worden. Nachdem ich einen Moment durch die Fernseh-Programme gezappt hatte, von feierlichen Messen zu körnigen Wiederholungen von Uralt-Serien wie *CHIPS* und *Drei Engel für Charlie,* zog ich meine dicken, mit Flanell gefütterten Jeans an und meine schwarze Regenjacke. Ich wollte noch einen Spaziergang durch die nieseligen Gassen der Stadt machen, bevor ich unseren verdeckten Ermittler Mark Rissi traf. Ich kann heute seinen Klarnamen verwenden, weil er in der Medienszene längst gut bekannt ist - und sowieso immer mit falschem Namen auftritt, wenn er einen Fall verfolgt. Am Tag zuvor hatte ich bereits etliche Stunden in seiner klaustrophobisch kleinen Dunkelkammer verbracht und mir viel verstörendes Filmmaterial angesehen, das er von seinen jüngsten Beutezügen mitgebracht hatte. Heute mussten wir uns eine Strategie ausdenken, wie wir aus seiner Detektivarbeit öffentlichkeitswirksame Kampagnen entwickeln konnten.

»Du bestellst mich jedes Mal ins Odeon, obwohl man hier nie einen Parkplatz findet«, beschwerte sich Mark mit einem Grinsen. Er legte seinen Mantel ab und setzte sich zu mir an den Tisch. »Können wir uns nicht auch in deinem Hotel zusammensetzen?«

»Leider liegt das Zimmer, das ich gemietet habe, direkt über einem Fondue-Restaurant, und wenn sie anfangen, ihren Käse zu schmelzen, stinkt der ganze Laden nach alten Socken«, sagte ich und verzog mein Gesicht. »Aber zum Glück passen die Ohrstöpsel aus dem Flugzeug auch in die Nasenlöcher.«

Mark hat kräftiges braunes Haar, das erste Spuren von Grau zeigt, und einen sorgfältig gestutzten Bart, der perfekt zu seiner akademischen Art passt. Er lebt zusammen mit seiner Freundin inmitten der Hügel vor der Stadt und hat früher Filme für das Schweizer Fernsehen produziert. Wie 1974 den sarkastischen Kurzfilm *Der Mantel,* in dem eine Frau beschließt, ihren Pelzmantel einfach in der Garderobe zurückzulassen, nachdem ihr ungehobelter Begleiter beim Abendessen nonstop Anekdoten von seinen Erfahrungen als Fallensteller im kanadischen Busch erzählt hat - die in drastischen Rückblenden gezeigt werden. Damals machte sich noch niemand Gedanken darüber, dass Tiere für die Mode geopfert werden - und die Pelzindustrie wollte, dass es auch so bleibt. Sie ging gerichtlich gegen den Film vor, was dessen Ausstrahlung zwar um ein Jahr verzögerte - aber Mark veranlasste, noch tiefer zu graben und die Machenschaften dieser umtriebigen Branche bloßzulegen. Die Pelzindustrie behauptete nämlich, dass ihre Pelze nicht von Tieren stammten, die in Fallen sterben, sondern von solchen, die auf Farmen im Norden Europas - und besonders in Finnland - für ebendiesen Zweck gezüchtet werden. Sofort buchte Mark einen Flug nach Helsinki. Mit der Hilfe einer reizenden blonden Biologin, die als seine Tarnung und Übersetzerin agierte, dokumentierte er das Leben und Sterben von Füchsen und Nerzen in der Pelzzucht. Tiere, die in der Natur jeden Tag viele Meilen zurücklegen, waren dort in Käfigen eingesperrt und rannten den ganzen Tag wie im Wahn auf und ab, bis ihnen der erste Winterpelz wuchs. Dann wurden sie geschlachtet. Die Biologin wusste außerdem zu berichten, dass diese Raubtiere - wie Katzen und Hunde auch - einen sehr ausgepräg-

ten Geruchssinn besitzen und niemals schlafen oder essen würden, wo sie ihr Geschäft verrichten. Eingesperrt in diese winzigen, stinkenden Gitterkäfige, fügten sich die frustrierten Tiere selbst die schlimmsten Verstümmelungen zu.

Es war das erste Mal, dass die Welt einen Blick davon erhaschen konnte, wie es im Hinterhof eines globalen Business zugeht, das Pelzmäntel seit Jahrhunderten erfolgreich als Statussymbol vermarktete. Weil den finnischen Pelzzüchtern zu ihrer Verteidigung nichts Besseres einfiel, versuchten sie es mit einer Verleumdungskampagne: Mark und seine Komplizin hätten Geld von den Herstellern künstlicher Pelze angenommen, die den Züchtern auf diese Art und Weise Umsätze streitig machen wollten. Es lag wahrscheinlich jenseits ihrer Vorstellungskraft, dass jemand so etwas einfach aus menschlichem Anstand oder journalistischer Neugier tun könnte. Mark gab sein Material an Tierschutz-Vereinigungen weiter, und nachdem seine herzzerreißenden Beiträge im Fernsehen gesendet worden waren, ging der Verkauf von Pelzen in der Schweiz um 70 Prozent zurück. Auch Pelzhändler im restlichen Europa hatten Rückgänge zu verzeichnen. Binnen weniger Jahre mussten die meisten Züchter Finnlands dichtmachen, und die junge reizende Biologin wurde überall im Land fortan wie eine Verräterin behandelt und auf offener Straße angespuckt.

Ich hatte von Mark zum ersten Mal Mitte der Achtziger gehört, als ich anfing, PETAs Anti-Pelz-Kampagne zu entwickeln. Ich hatte eine Einladung angenommen, eine Anlage in Holland zu besichtigen, die von der Pelzindustrie als die modernste und humanste Fuchsfarm der Welt gepriesen wurde - bevor das Land dieses Geschäft endgültig verbot. Die schreckhaften Füchse starrten unsere Besuchergruppe ängstlich an und flüchteten bei der kleinsten Bewegung in die hinterste Ecke ihres Käfigs, es reichte schon, dass jemand auf die Uhr sah. Wie schlimm muss ihre Panik erst gewesen sein, wenn man sie später - was wir nicht zu sehen bekamen - ein-

zeln mit einer speziellen Teleskopstange, an deren Ende eine Schlinge befestigt war, aus ihrem Käfig zerrte. Dann steckte man ihnen eine Metallstange zwischen die Zähne und rammte ihnen eine zweite ins Rektum; ihre Beine zuckten wild, wenn der Stromstoß schließlich durch ihren Körper jagte. Zu unserer skeptischen Besuchergruppe zählte auch ein dänischer Tierschutzaktivist, der mir sagte, dass ich kein Experte auf dem Gebiet sein könne, wenn ich nicht mit Mark Rissi gesprochen hätte. Dieser Schweizer Filmemacher schaffte es offenbar regelmäßig, überall dort reinzukommen, wo sie Tiere im großen Maßstab und unter entsetzlichen Bedingungen produzierten, für Zwecke, die man teilweise nur als unvorstellbar bezeichnen kann.

Bei meinem ersten Besuch in Zürich traf ich Mark in seinem kleinen Studio beim Schweizer Fernsehen. Er führte mir seinen gerade fertiggestellten Beitrag über die Märkte für Hundefleisch in Seoul vor und berichtete dann, wie er in Südkorea außerdem Gelegenheit gehabt hatte, eine riesige neue Zuchtanlage für Pelze zu inspizieren, die vor allem den amerikanischen Markt beliefern sollte. Das Unternehmen hieß Jindo.

»Die kenne ich gut«, sagte ich. »Sie haben 40 Läden überall in den Staaten, und ihr Chef gibt gerne damit an, dass sie mit der Massenvermarktung von Nerz zu einem McDonald's der Pelze werden wollen.«

»Na, dann guck dir das mal an«, sagte Mark und schob ein ungeschnittenes Band in seine Maschine. »Das Getöse im Hintergrund musst du einfach ignorieren; die Anlage liegt direkt an der Grenze zu Nordkorea, und es sind ständig amerikanische Armee-Helikopter über uns hinweggedonnert.«

Mark hatte herausbekommen, dass die abgelegene Pelzfarm mit dem Know-how dänischer Experten gebaut worden war - und dass die Nerze in Dänemark gezüchtet worden waren. Mark konnte nirgendwo Telefonleitungen entdecken, offenbar hatte diese Anlage

keine Verbindung zur Außenwelt - und damit auch nicht zur Unternehmenszentrale. Also erzählte er den Arbeitern, er sei ein dänischer Videofilmer, der von der Jindo-Zentrale in Seoul geschickt worden sei, um die Fortschritte auf der betriebsamen Zuchtfarm zu dokumentieren. Der Manager übernahm es selbst, Mark herumzuführen. Es war Sommer, heiß und schwül, und die Nerze, eigentlich Wassertiere, lagen matt und schwer atmend in ihren Käfigen. Sie waren kaum in der Lage, auch nur ihre Köpfe zu heben. Der Manager beantwortete bereitwillig alle Fragen, die Mark ihm stellte - auch über die Schlachtmethoden.

»Also wissen Sie ...«, sagte er kichernd, »wir killen die Tiere genau so, wie es die Deutschen in der Nazi-Zeit mit den Juden gemacht haben.« Er sprach direkt in die Kamera: »Wir vergasen sie.«

Dann war er noch so freundlich, Mark den Weg zur benachbarten Fuchszucht zu erklären, wo ihm die Arbeiter demonstrierten, wie sie die meist weiblichen Tiere umbrachten: Sie schleuderten sie am Schwanz zwischen zwei Holzplatten, die unten mit einem Gelenk verbunden waren. Wenn der Fuchs zwischen den Brettern steckte, wurden diese oben mit einem Seil zusammengezogen. So quetschen sie den letzten Funken Leben aus den Tieren. »Kostet nichts und beschädigt auch nicht das Fell«, erklärte ein Farmarbeiter auf dem Video.

Mit einem Rohschnitt dieser Aufnahmen im Gepäck verließ ich Zürich; ich war 24 Jahre alt, ich platzte fast vor Energie. Zurück im PETA-Hauptquartier überlegten Ingrid und ich, wer von unseren Sympathisanten eine geeignete und Respekt einflößende Stimme hatte, um die Jindo-Geschichte zu erzählen und unsere Kampagne anzuführen. Die Entscheidung fiel uns leicht: Es sollte Bea Arthur sein, damals auf dem Höhepunkt ihrer Karriere bei den *Golden Girls.*

Nächste Station: Hollywood. Bea - im lässigen weißen Rollkragenpullover und einer langen Weste - stellte sich nach den an-

strengenden Aufnahmen für die Serie gleich im »Wohnzimmer« der Filmkulisse für die Einführung zu unserem neuen Film vor die Kamera. Auch ihre beiden Serienpartnerinnen Rue McClanahan und Betty White blieben da, um zuzuschauen, und setzten sich danach zu Bea aufs Sofa - für einen neuen Anti-Pelz-Werbespot. Auch der Regisseur und die gesamte *Golden-Girls*-Crew arbeiteten weiter, und zwar kostenlos, und so konnte ich ein perfekt produziertes Videoband mit nach Hause nehmen. Nur wenige Wochen später zeigten Fernsehstationen im ganzen Land unseren Film - parallel zu PETA-Protestaktionen vor den Jindo-Läden. Wie üblich verkündeten die Pelzhändler, die zusätzliche Aufmerksamkeit würde ihnen nur noch mehr Kunden bescheren, aber die Wahrheit war, dass die Umsätze abstürzten. Schon ein paar Monate später verabschiedete sich das Unternehmen von seinen Plänen, in Amerika einen Massenmarkt für Pelze aufbauen zu können. Und dann machte ein Jindo-Laden nach dem anderen zu.

Seither reise ich - fast jedes Jahr - nach Zürich, in eine der malerischsten Städte überhaupt, und schaue mir dort die größten Scheußlichkeiten der Welt an, und zwar immer unter dem Gesichtspunkt, wie man daraus eine Kampagne machen kann, die den Verbraucher aufklärt. Dieses Mal saß ich, am Tag vor unserem Treffen im Cafe Odeon, in Marks kleinem Studio, und er zeigte mir kreischende Gänse, wie sie zwischen den Knien kräftiger ungarischer Frauen klemmten und die Federn ausgerupft bekamen, bis sie nackt und blutig waren - für die Herstellung von flauschigen Kissen oder Bettdecken. Dann sah ich Enten, die sich vergeblich dagegen wehrten, dass ihnen eine hydraulische Pumpe Futter in den Hals stopfte, auf dass ihre Leber schön fett wurde, damit man Foie-gras-Pastete daraus machen konnte. Und schließlich betrachtete ich zappelnde Meeresschildkröten, die man auf den Rücken gedreht hatte, auf einem Kai irgendwo in der Südsee, wo man ihnen bei lebendigem Leib das Fleisch herausschnitt, um eine kostbare Suppe für den

Export zu kochen. Die Tiere wackelten hilflos mit ihren flossengleichen Beinen.

Nicht gerade die Sorte Anschauungsmaterial, die einen dazu motiviert, wie Julie Andrews aus *The Sound of Music* in den Alpen herumzuwirbeln. Eher der Ausgangspunkt für eine tiefe Depression. Deshalb baute ich in meinen Tagesplan immer kleine Pausen ein, die verhindern sollten, dass ich komplett im Elend versank. Und die schönste Ablenkung, die ich in der Schweiz finden konnte, war die Suche nach außergewöhnlichen Kuckucksuhren. Ich habe nie eine gekauft, sondern sie immer nur in den Schaufenstern und Uhrengeschäften der Stadt bestaunt. Es gibt eine erstaunliche Variationsbreite, so viele verschiedene Figürchen, die irgendwo herausruckeln und sich zu zauberhaften Melodien im Kreis drehen: Maßkrüge schleppende Kellner, blond bezopfte Heidi-Doppelgängerinnen und hölzerne Bergsteiger in aufgemalten Lederhosen. Unmöglich, da einen Favoriten auszuwählen. Also schob ich wieder und wieder den großen Zeiger vor auf die Zwölf, um die mechanische Vorführung samt Glockenspiel noch ein Weilchen zu genießen, bevor ich mich im Studio wieder der hässlichen Realität zuwandte.

In einer Hinsicht hatten Mark und ich ganz ähnliche Jobs: Beide benutzten wir Verkleidungen, um unerkannt in Branchen vorzudringen, die Tiere quälen und töten. Mit dem großen Unterschied natürlich, dass ich in der Regel nur die gierigen Manager im Obergeschoss ihrer Elfenbeintürme angehe, während Mark sich dem ekelerregenden Horror im Erdgeschoss stellt und sich richtig die Hände schmutzig macht. Und manchmal geht es dabei wirklich sehr schmutzig zu. Es war ein Segen, dass unsere Unterhaltung im Lärm des Cafes Odeon unterging, im Durcheinander der Sprachen und lauten Jazzmusik, denn was wir zu besprechen hatten, war meistens sehr unappetitlich.

Als Mark mir beispielsweise erzählte, wie er als blinder Passagier auf einem Lastwagen mitfuhr, der Rinder von Polen nach Spanien brachte, um die ganz normalen Grausamkeiten solcher Transporte zu dokumentieren - gebrochene Knochen, mangelnde Versorgung mit Trinkwasser, chronischer Durchfall. In Europa wird das Thema unter der Rubrik »Lebendexport« behandelt, in den USA sagt man dazu auch »downed cow«, was so viel bedeutet wie: gestürzte Kuh. Denn nach ihrer Odyssee sind die Tiere häufig zu schwach, um noch die Rampe zum Schlachthof hochzutorkeln; sie kippen einfach um. Mark filmte das Leid der Kühe direkt auf der zugeschissenen Ladefläche - bis er auf der Höhe der Pyrenäen von den Fahrern entdeckt und rausgeschmissen wurde. Er musste - dreckig und stinkend wie er war - zum nächsten Flughafen trampen, um wieder nach Hause zu kommen.

»Die Stewardessen haben in der Business Class eine Art Quarantäne für mich eingerichtet - so weit wie möglich entfernt von allen anderen Passagieren«, erzählte Mark nachher lachend. »Superpeinlich. Und sie boten mir sogar an, mich mit einem Eau de Cologne aus dem Duty-free-Sortiment zu begießen, um den Gestank zu überdecken.«

Sein Abenteuer, das mich vielleicht am meisten bewegte, war eines aus den frühen Neunzigerjahren, als die Welt gerade eifrig damit beschäftigt war, den Zerfall der Sowjetunion zu bejubeln. Mark nutzte das Durcheinander, um kofferweise tierärztliche Betäubungsmittel einzuschmuggeln, um jede Not leidende Kreatur zwischen St. Petersburg und Moskau einschläfern zu können. Er war von russischen Tierschutzaktivisten alarmiert worden, die ihm berichtet hatten, dass es in der Stadt von kranken, verwahrlosten Hunden nur so wimmelte. Hundefänger sammelten sie ein und kassierten für jeden Köter eine Prämie. Und zwar zum einen von den Labors der Moskauer Universität für Versuchszwecke - und zum anderen vom Schlachthof in Pirogowo, wo man ein Vermögen da-

mit verdiente, aus den Häuten der Straßenhunde exquisite Designer-Uhrarmbänder für den Export herzustellen. Mark filmte eine Frau, die einen Hundefänger unter Tränen anflehte, ihr ihren Hund nicht wegzunehmen. Aber der lachte nur und fuhr mit seiner Beute davon.

Als sich die sowjetische Regierung auflöste und die Leute ihr Verschwinden mit Freudenfeuern und Wodka feierten, schlichen sich Mark und ein paar Moskauer Aktivisten in die schwarz-weiß gekachelten - und offenbar aufgegebenen - Labors im Keller der Universität. Nur noch eine armselige Glühbirne spendete Licht. Sie brachen die Tür auf - und wurden von einem unbeschreiblichen Gestank empfangen. Sie fanden Dutzende halb bewusstloser Hunde, die zitternd in ihren eigenen Exkrementen lagen - zum Teil hatten sie offene Wunden, die von Experimenten an Herz oder Gliedmaßen stammten. Mit einem letzten sanften Klaps und einer tödlichen Injektion aus dem Tierarztkoffer erlösten Mark und sein Trupp diese Kreaturen von ihrem Elend.

Seltsamerweise stieß Mark ausgerechnet in diesem Horrorszenario auf heldenhafte Helfer: zwei schockierte Studenten der Naturwissenschaften, die den Schweizer nicht nur bei seiner Gnadenmission im aufgebrochenen Laborkeller unterstützten, sondern ihm außerdem versprachen, ihm bei der Erkundung einer weiteren Institution dieser Art zu helfen, von der sie gehört hatten. Die Anlage lag in Puschkinow, einem kleinen Ort außerhalb Moskaus -, und sah genau so aus, wie man sich ein sibirisches Straflager vorstellt - inklusive der hohen Ziegelmauern mit ihrer Krone aus Stacheldraht und den Wachtürmen. Es war die größte Pelzzucht des Landes in der Zeit, da Russland ein Drittel des Weltmarktes für Pelze kontrollierte. Aufgewühlt von den Erlebnissen im Geheimkeller der Moskauer Universität, versprachen die jungen Russen, dass sie Mark helfen würden herauszufinden, was hinter diesen Mauern geschah, und einen Film darüber zu drehen.

Sie hielten Wort und holten Mark am nächsten Morgen in ihrem verbeulten, rostigen Lieferwagen ab; sie hatten sogar russische Arbeitskleidung organisiert, Blaumänner und Schutzbrillen. Auf dem Weg nach Puschkinow erklärte dann einer von Marks neuen Kameraden, wie sie sich die Aktion vorstellten: Sie wollten als Wissenschaftler in offizieller Mission auftreten - und den Zuchtbetrieb im Auftrag des Agrarministers inspizieren. Weil Mark kein Russisch sprach, würden sie ihn als stummen Kollegen vorstellen, der sich auf Futtermittel spezialisiert hatte.

So hielten sie also vor dem Tor der Anlage und meldeten sich mutig als Inspektoren an. Der Chef der Pelzzucht wurde gerufen, und er beeilte sich, die Gäste erst einmal in die Kantine des Betriebs umzuleiten, wo er sie ganz offensichtlich so weit mit Wodka abfüllen wollte, dass sie bei ihrem Rundgang nicht mehr so genau hinschauen würden. Man erzählte sich allerhand schlüpfrige Witze und lachte herzlich, was für Mark noch einmal eine besondere Herausforderung war, denn er war zwar als »stumm« eingeführt, nicht aber als »taub«. Also musste er den Dialogen sehr genau folgen und immer an den richtigen Stellen mitlachen. Wie schon in dem Keller des Grauens war auch in dieser Anlage der Gestank so brutal, dass es einen Schwergewichtler umgehauen hätte. Mark ließ sich ein bisschen hinter die Gruppe zurückfallen und richtete seine Videokamera auf eine Käfigreihe nach der anderen. Am Boden der Gitterverhaue hatten die Exkremente der Tiere eine feste Kruste gebildet; die Käfige waren zum Bersten voll mit Nerzen und Füchsen, die sich drehten und wanden. Mark sah außerdem einen raren schwarzen Zobel und eine weitere Tierart, die er aus den Alpen kannte: Nie hätte er gedacht, dass er einmal Murmeltiere unter diesen Umständen sehen würde - in einem schimmeligen Käfig, kreischend und um sich schnappend. Normalerweise handelt es sich bei Murmeltieren um sehr friedliche, harmlose Tiere, die sich in Höhlen und Gängen verstecken, die sie ins Erdreich graben.

Kaum hatten die drei Spione das Gelände verlassen, brachen die jungen Russen in einen Riesenjubel aus, dass sie die Sache ungeschoren überstanden hatten. Zur Feier des Tages machten sie noch einen kleinen Umweg für Mark und zeigten ihm das Hauptquartier des KGB, das für sein Labyrinth unterirdischer Zellentrakte berüchtigt war. Ihnen war natürlich bewusst, dass sie möglicherweise genau hier gelandet wären, wenn man sie erwischt hätte. Die Aufnahmen machten jedenfalls die Runde über die Fernsehkanäle Europas und sorgten dafür, dass das Image von Pelzen weiter sank. Für mich waren es solche Beweise menschlicher Courage, die mir dabei halfen, die unglaublichen Grausamkeiten zu verarbeiten, die bei unseren Gesprächen im Odeon immer im Mittelpunkt standen.

»Essen wir was?«, fragte Mark.

»Nach den Videos, die du mir gestern gezeigt hast, ist mir der Appetit vergangen«, erwiderte ich. »Und außerdem bin ich sowieso kein großer Frühstücker.«

»Dann bestelle ich uns einfach einen Korb mit Obst und Brötchen, damit wir nebenher was zu Beißen haben«, sagte er und winkte einem Kellner.

Mark war gerade erst aus China zurückgekehrt, das als Pelzlieferant soeben die USA, Europa und Russland abgehängt hatte. Weil Arbeitskraft dort billig war und keine Tierschutzgesetze das Geschäft verdarben, war China zum Zentrum der Pelzproduktion für die amerikanischen und europäischen Modehäuser geworden. Die Videos, die Mark mir am Vortag präsentiert hatte, waren das Ergebnis einer verdeckten Aktion, bei der ihm chinesische Tierschützer halfen, die genauso selbstlos und mutig agierten wie die Studenten in Moskau. Heimlich hatten sie die Pelzzuchten in der südchinesischen Provinz Hebei gefilmt, wo man die Tiere an ein Brett nagelte und bei lebendigem Leib häutete. Die einzigen Haare, die an den geschwollenen weißen Körpern dieser Kreaturen blieben, waren ihre Wimpern, die mitleiderregend zuckten.

Ich bin im Prinzip nicht der emotionale Typ, der leidet, wenn er mit solch schrecklichen Bildern konfrontiert wird - solange ich weiß, dass ich etwas tun kann, egal was, um den Horror zu beenden. Mich macht es nur dann fertig, wenn ich von einem Elend höre, darüber nachdenke und dann feststellen muss, dass wir aus irgendeinem Grund - andere Prioritäten, rein praktische Hindernisse oder ein Mangel an Manpower oder Geld - zum Nichtstun verdammt sind, zumindest auf kurze Sicht. Deshalb versinke ich gegen Ende meiner Besuche in Zürich, wenn ich Stunden von niederschmetternden Filmsequenzen gesichtet habe und mich entscheiden musste, was sich davon für eine Kampagne eignet und was nicht, in einer echten Depression. Und das ist ein weiterer Grund, warum ich dann ins Odeon gehe, um meine Gedanken zu ordnen: Die Atmosphäre ist so fröhlich, dass es einem schwerfällt, deprimiert und traurig zu sein.

An diesem Sonntagmorgen brauchten Mark und ich weniger als eine Stunde, um uns einen Schlachtplan zurechtzulegen. Die Chinesen zu bewegen, entsprechende Gesetze zu erlassen, deren Einhaltung dann sowieso niemand überwachen würde, schien uns von vornherein hoffnungslos. Besser war es, mithilfe von Marks Videobändern diejenigen Designer und Modefirmen, die chinesische Pelze verwendeten, so unter Druck zu setzen, dass sie gar keine Pelze mehr verarbeiteten. (Zu den großen Unternehmen, die wir tatsächlich überzeugen konnten, zählten j. Crew und Ralph Lauren.) Außerdem beschlossen wir, die Aufnahmen vom Entenstopfen in Frankreich zu benutzen, um einem Gesetzesvorschlag mehr Durchschlagskraft zu verleihen, der die Produktion und den Verkauf von Foie gras in Kalifornien (einer von zwei Bundesstaaten, wo die Pastete in den USA hergestellt wird) unter Strafe stellen sollte. Ein historisches Gesetz, das schließlich von Gouverneur Arnold Schwarzenegger unterzeichnet wurde.

Es war Mittag, als Mark aufbrach, und ich hatte mich vom Kaffee

zum ersten Glas Rotwein vorgearbeitet. Das Odeon war inzwischen so voll, dass die meisten Gäste im Stehen trinken und quatschen mussten, weil es keine freien Plätze mehr gab. Ich starrte konzentriert ins Nichts und ging noch einmal meine Notizen durch, in der Hoffnung, mir würde doch noch ein Weg einfallen, wie wir das Material von den Gänsen verwenden konnten, die wegen ihrer Daunen blutig gerupft wurden, und wie wir den Schildkröten helfen könnten, die bei lebendigem Leib zu Suppenfleisch verarbeitet wurden. Aber ich achtete eben auch immer darauf, dass ich die begrenzten Möglichkeiten von PETA nicht überstrapazierte, und beschloss, diese Bilder erst einmal im Gedächtnis abzulegen und auf eine bessere Gelegenheit zu warten, um damit an die Öffentlichkeit zu gehen.

Ich muss wohl ausgesehen haben, als wäre ich eine Million Meilen entfernt, als ich in das freundliche Gesicht eines Italieners starrte, der mit seinen Freunden ins Odeon gekommen war. Er war um die dreißig, hatte dunkle Haare, die ihm glatt ins Gesicht hingen, und ein breites Lächeln für mich. Ich lächelte zurück - froh, einen Moment lang meinem Trübsinn zu entkommen. Prompt kam er an meinen Tisch und stellte sich in holperigem Englisch vor. Als ich ihm auf Italienisch antwortete, lachte er laut und sagte mir, sein Name sei Massimo. Dann setzte er sich auf Marks Platz - und in seiner Muttersprache bekam die Konversation richtig Schwung.

»Meine beiden Freunde und ich sind fürs Wochenende nach Zürich gefahren, wir kommen vom Corner See in der Nähe von Mailand«, sagte er und winkte dem Kellner, dass er mehr Wein bringen solle. »Wir haben gerade aus unserem Hotel ausgecheckt und hier eine letzte Rast eingelegt, bevor wir uns auf den Rückweg machen. Es ist eine fantastische Strecke, auch wenn die Fahrt an die sechs Stunden dauern kann.«

»Ich bin auch aus Mailand hergekommen«, erwiderte ich. »Ich war geschäftlich da - und bin auch hier am Arbeiten. Aber ich neh-

me heute Abend den Zug zurück nach Mailand; von dort fliege ich zurück in die Staaten.«

»Du arbeitest zu viel«, erwiderte er. »Und wie kann man bloß die weite Reise in die Schweiz unternehmen, ohne auch nur einmal die Alpen zu sehen?« Dann kamen seine Freunde zu uns an den Tisch. Wie die meisten Italiener waren sie herzliche Typen, und es dauerte nicht lange, bis Massimo einen Vorschlag machte: »Wir sind nur zu dritt in meinem Auto - warum fährst du nicht mit uns nach Italien zurück? Du kannst bei mir am Corner See übernachten, und ich chauffiere dich morgen zum Flughafen in Mailand. Wir nehmen die Strecke durch Altdorf und über die Berge, die ist wirklich sehr schön. Nachts im Zug bekommst du solche Aussichten jedenfalls nicht geboten.«

»Und das macht dir auch keine Umstände, du hast Platz genug?«, fragte ich.

»Na, eine Villa hat er nicht gerade«, sagte einer seiner Freunde und rollte mit den Augen. »Aber Platz ist reichlich.«

Mir ging die strenge Ermahnung durch den Kopf, die Mütter ihren Kindern mitgeben: Lass *dich niemals von Fremden im Auto mitnehmen.* Aber dann fiel mir ein, dass meine Mutter mich mit solchen nervtötenden puritanischen Warnungen eigentlich immer verschont hatte. Also antwortete ich: »Super, ich komme mit, sehr gerne!«

Ich stopfte meine bedrückenden Notizen in eine Mappe und wetzte durch die kopfsteingepflasterten Gassen wie Charlie Bücket im Kinderbuchklassiker *Charlie und die Schokoladenfabrik,* als er gerade das letzte goldene Ticket im Wonka-Schokoriegel gefunden hatte. Ich meldete mich in meinem spießigen Hotel ab - und in weniger als einer halben Stunde war ich zurück im Odeon bei meinen italienischen Freunden. Wir drehten das Autoradio auf und flitzten los.

Geschickt umging ich alle Fragen nach meinem job, weil ich nicht den Rest des Tages damit verbringen wollte, über Tierschutz

zu debattieren. Auch der eifrigste Aktivist braucht mal eine Ablenkung. Und es gibt ja auch so viel mehr, über das man sich unterhalten kann, wenn man jemanden neu kennenlernt, und erst recht, wenn es offene Leute sind wie diese Italiener, über Musik und Bands, Bücher oder peinliche Momente. Als wir die ersten verschneiten Ausläufer der Berge erreichten, fragte ich meine Mitreisenden, ob es eine alpine Version des »Donner-Dramas« gebe. Aber sie hatten von der tragischen Geschichte aus den Rocky Mountains - 87 Siedler, angeführt von einem Mann namens George Donner, werden auf dem Weg nach Westen in den Bergen vom Winter überrascht, und um zu überleben, werden sie zu Kannibalen - noch nie gehört. Also erzählte ich die ganze Geschichte, und vielleicht war ich dabei etwas zu enthusiastisch, denn Massimos Freunde auf den Rücksitzen guckten ziemlich besorgt aus der Wäsche, als wir auf der engen Passstraße die nebelverhangenen Berge hochkurvten.

»Keine Sorge, Jungs, ich bin Vegetarier«, versuchte ich sie zu beruhigen und wechselte schnell zu einem weniger grausigen Thema - Jodeln. Massimo blieb völlig cool. Bis er plötzlich zu mir herüberlangte und meine Hand in seine nahm.

Wir hielten erst an, als wir die Wolkengrenze durchstoßen hatten. Auch wenn die Schweiz im Winter oft grau und wolkenverhangen sei, wie ich von meinen Freunden erfuhr, ragten die Alpen eben doch so hoch auf, dass man, sofern man nur lange genug bergan fuhr oder stieg, irgendwann aus der dicken Suppe herauskam und im grellen Sonnenlicht die Augen zusammenkniff. Es war eine fantastische Erfahrung, wie eine Himmelfahrt, ein Gefühl jedenfalls, das ich niemals für möglich gehalten hatte - oder von dem ich je gedacht hätte, dass es mir einmal widerfahren könnte. Massimo fuhr rechts ran, damit wir aussteigen konnten, um die Stille und das Panorama zu genießen. Von den Alpen waren unter den Schneemassen immer nur winzige felsige Flecken zu sehen, und für mich sah es so aus, als wären wir von gewaltigen Bergen einer Stracciatel-

la-Eiscreme umgeben. Die Erde unter uns war wie verschluckt, in einem Meer dicker Wolken, und über uns spannte sich ein tiefblauer Himmel; darin, einsam, die Sichel des aufsteigenden Monds.

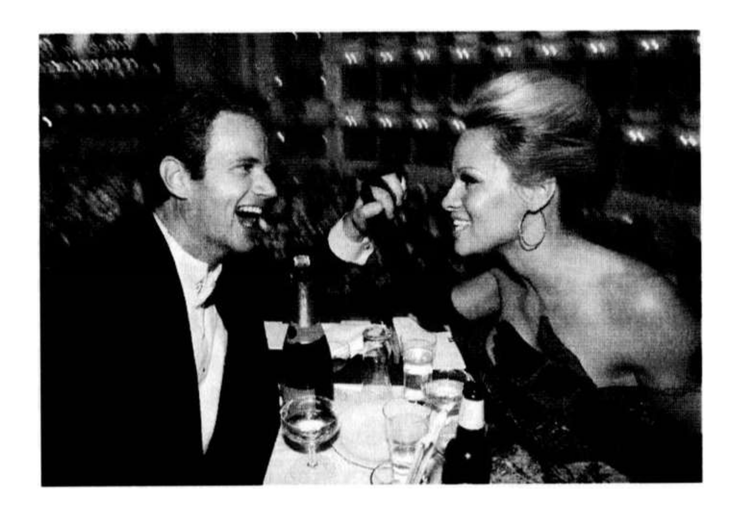
Mein neuer Freund legte seinen Arm um meine Schulter, und ich küsste ihn auf die Wange.

Erst lange nach Einbruch der Dunkelheit erreichten wir den Corner See, und Massimo lieferte erst seine Freunde ab, bevor wir zu seinem Haus fuhren, das direkt am Wasser lag. Entgegen aller Beteuerungen seines Freundes handelte es sich doch um eine richtige Villa, eine kleine zwar, aber dafür war sie zauberhaft, mit einem Pfad aus Natursteinen, der sich durch den mondhellen Garten schlängelte. Wenn ich solche grandiosen Orte sehe, bin ich jedes Mal fast froh, dass ich in den hässlichen Nachkriegsbauten der weißen Unterschicht groß geworden bin und mir die Bewunderung für jeden alten Ziegel in jedem auch nur annähernd historischen Gebäude bewahrt habe.

Noch besser war allerdings, dass die Villa eine Waschmaschine und einen Trockner hatte - und ich endlich mein Priesterkostüm waschen konnte. Es hatte immerhin schon zwei Halloween-Partys hinter sich und eine gelungene Protestaktion. Nachdem wir eine Ladung gewaschen hatten, fuhren Massimo und ich am späten Abend hinunter zum mittelalterlichen Marktplatz des Ortes, um Pizza zu essen. Er muss gedacht haben, dass ich einen Witz machte, als ich sagte, dass ich Vegetarier bin, denn er hielt mir immer wieder seine mit Schinken belegte Pizza hin. Es duftete wirklich verführerisch, aber ich widerstand der Versuchung.

»Nein danke!«, sagte ich und dachte dabei an die arme Mata Hari und ihre einfachen, letzten Worte: *Eine Hure ja, aber niemals Verräterin.*

PA-ME-LA!



Mit Pam in der Loge beim Wiener Opernball

Als sich ein bettelarmer Adolf Hitler 1913 aus Wien davonmachte, um dem Wehrdienst zu entgehen, gab Kaiser Franz Joseph bei Richard Strauss eine Symphonie in Auftrag, die zur feierlichen Eröffnung der Staatsoper gespielt werden sollte. Die Wiener Staatsoper ist ein grandioser Bau, mit Säulen aus Marmor, holzgetäfelten Logen, das Gestühl aus rotem Samt, dazu überladene Kronleuchter unter einer goldverzierten Decke. Trotzdem ist der Zuschauerraum klein genug, dass er eine gewisse Gemütlichkeit ausstrahlt. Vielleicht ist auch das ein Grund, warum er zwei Weltkriege überstand und die folgenden Revolutionen des Rock und Rap. Er ist bis heute ein Hotspot der Wiener Musikszene geblieben.

Fast ein Jahrhundert nach der Einweihung des Konzerthauses, es war schon gegen Ende der jährlichen Ballsaison, hatte die Süßwarenindustrie zu ihrem verschwenderischen Bonbon-Ball in die Staatsoper geladen. Bei diesem alljährlichen Tanzvergnügen treffen sich junge Damen aus allen Unterabteilungen dieser Branche zum Wettstreit um eine glitzernde Tiara und den Titel der Miss Bonbon. Als ich den Saal betrat, konnte ich es einfach nicht fassen, wie überschäumend die Laune der festlich gekleideten Gäste war. Vielleicht hatten alle das absolute Zucker-High. Überall in der feiernden Menge konnte ich Tänzer erkennen, die als übergroße Kekse verkleidet waren, als Lutschbonbons oder Lakritzstangen. Sie wirbelten durch den Saal und verteilten Proben der Köstlichkeiten, die sie verkörperten. Außer den Naschereien gab es kaum feste Nahrung, weshalb der Champagner seine Wirkung besonders schnell entfalten konnte, und das half mir natürlich, meine Nervosität angesichts

der bevorstehenden Aktion im Zaum zu halten. Die seltsame Aufgabe hatte sich ganz plötzlich ergeben, als der rundliche Gastgeber des Balls mich auf dem roten Teppich erspähte.

»Meine Damen und Herren! Wir haben einen Überraschungsgast, der in zehn Minuten auf unserer Bühne erscheinen wird«, kündigte er kurz vor Mitternacht an, und sein jovialer Bariton dröhnte durch das ganze Haus. »Er hat die ehrenvolle Aufgabe, unsere Miss Bonbon zu krönen - Dan Mathews!«

Erleichtert stellte ich fest, dass Beifall zu hören war und nicht etwa Buhrufe. Ich schloss mich in der Toilette hinter der Bühne ein und kotzte erst einmal die seltsame Mischung aus Champagner und Marzipan wieder aus, die ich eben zu mir genommen hatte. Dann machte ich mich auf die Suche nach einem Tänzer im Pfefferminzkostüm, um ein paar Bonbons abzustauben. Ich brauchte dringend frischen Atem für meinen Tanz mit der neuen Süßwaren-Königin - der graziösen Silvia Milde. Sie war die Repräsentantin der Schokoladenindustrie.

Nein, bei dieser Episode handelt es sich mitnichten um einen Albtraum, der mir nach dem Genuss einer verdorbenen Toblerone den Schlaf geraubt hat, sondern leider um eine nur allzu wahre Begebenheit von meiner Reise in das konservativste Land Europas, wo ich es aber immerhin binnen einer Woche vom geächteten Banditen zum Ehrengast gebracht hatte. Mein Zigeunerleben als Tierschützer hat mich schon in manche seltsame Lage gebracht, aber meine Odyssee durch Österreich schlägt dem Fass den Boden aus.

Schuld an allem, das kann man so sagen, hat eigentlich eine Blondine: Pamela Anderson. Und die Geschichte hat einen wirklich harmlosen Anfang.

Pamela war nämlich zum Opernball eingeladen worden, der seit dem 19. Jahrhundert, da die Wiener ihre Leidenschaft für dieses Vergnügen entdeckten, als der extravaganteste aller Bälle gilt. Ihr Gastherr war der Bauunternehmer Richard »Mörtel« Lugner mit

einem Faible für den großen gesellschaftlichen Auftritt - und große PR. Pam sollte also dieses aristokratische Großereignis besuchen, das von den Herren Frack und eine weiße Fliege verlangt und von den Damen pompöse Abendkleider, und außerdem, das war der zweite Teil des Geschäfts, in der Lugner City, einem der größten Wiener Einkaufszentren, den Fans Autogramme geben. Weil Pam gerade für ein neues PETA-Plakat Modell gestanden hatte, entschied sie sich, eben diese Poster mit ihrem Autogramm zu versehen. Und um sicherzugehen, dass der Auftritt in dem peinlichen Einkaufszentrum auch unserer Kampagne würdig war, lud sie mich als ihren Begleiter ein. Der Slogan des Plakats lautete: »TURN OVER A NEW LEAF - TRY VEGETARIAN!« (Schlag ein neues Kapitel auf - probier's mal vegetarisch!) Der Spruch lief über ein Bild von Pamela, in dem sie einen knappen Bikini aus Salatblättern trug.

Einmal abgesehen von der geschäftlichen Seite des Unternehmens, waren Pam und ich so begeistert von der Aussicht, dieses fantastische Fest zu feiern, das uns vorkam wie der Ball aus dem Märchen von Aschenputtel, dass wir sogar Walzer-Stunden nahmen. Pam organisierte einen Privatlehrer, der zu ihr nach Malibu kam, und ich marschierte zur »Fred Astaire School of Dance« in der Einkaufsmeile von Virginia Beach, in der Nähe der neuen PETA-Zentrale. Als meine Lehrerin wissen wollte, wofür ich denn einen solchen Intensivkurs bräuchte, murmelte ich etwas von einem Tanzabend in Wien - das im Englischen *Vienna* heißt. Sie nickte nur und sagte: »Ach, da oben bei Washington.« Ich ließ es einfach so stehen.

Ich hatte noch nie in meinem Leben auch nur einen einzigen Walzer getanzt, aber weil ich jeden Samstagabend sklavisch die Wiederholungen der großen Musik-Show mit Lawrence Welk auf PBS ansehe, hatte ich eine ungefähre Ahnung, wie die komplizierten Schrittfolgen aussehen mussten, und begriff schnell, wie es ging. Pam nennt mich oft ihren schwulen Ehemann, der sie eben auch

einmal zu solchen kulturellen Großereignissen eskortieren konnte, wo sich die Raubeine in ihrem Leben, also Tommy Lee oder Kid Rock, möglicherweise nicht unbedingt so wohlgefühlt hatten. Es konnte ja niemand ahnen, dass mein eigener schlechter Ruf unsere Märchenreise komplett über den Haufen werfen würde.

Wir waren nämlich davon ausgegangen, dass unser Gastgeber, der Millionär Richard Lugner, irgendwie zu den Organisatoren des Opernballs zählte - von wegen. Die wahren Hausherren waren entsetzt, dass Lugner ausgerechnet dieses wichtige Datum im Kalender der oberen Zehntausend dazu nutzen wollte, die Werbetrommel für sein Einkaufszentrum zu rühren - und die Lokalblätter machten einen richtig schönen Skandal daraus. Um die Kritiker zu beruhigen, versicherte Lugner also, Pamela würde nicht allein in seinem Kaufhaus auftreten, sondern auch eine Kampagne zum Tierschutz vorstellen; außerdem verriet er der Presse, dass ich Pamelas Tanzpartner sein würde. Als Verteidigungsstrategie ging das komplett nach hinten los, denn die Herren Journalisten fanden schon nach kurzer Online-Recherche heraus, wer dieser Mann war, den »Mörtel« Lugner da eingeladen hatte. In seiner schönen, 15 000 Dollar teuren Loge mit dem besten Blick auf die Tanzfläche der Oper sollte doch tatsächlich ein Typ Platz nehmen, der schon von der Polizei festgenommen worden war, weil er Pelz tragende Opernbesucher vor der Mailänder Scala und dem Lincoln Center in New York attackiert hatte.

Ein österreichisches Magazin zeigte ein Foto von einer Protestaktion, auf dem ich mit Theaterblut besudelt bin wie Sissy Spacek in dem Horrorklassiker *Carrie.* Die passende Schlagzeile dazu: »ZU GAST AUF DEM OPERNBALL«. Der Artikel war außerdem mit einem schönen Bild von der heißblütigen Pam garniert - oben ohne - und einem Foto, das Lugner mit seiner schmucken Ehefrau Mausi zeigte, wie sie ihren kuscheligen Chinchilla-Pelz spazieren trug. »Pam ist übrigens nicht die Einzige, die gerne mal alle Hüllen fallen lässt«, wurde ein Wiener Kürschner zitiert. »Mathews macht

das auch gern. Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen, wie er nackt dastand; es war auf einer Pelzmesse in Hongkong, wo ihn die Polizei dann festgenommen hat.« Die Geschichte machte ihre Runden durch die europäischen Illustrierten, und die Klatschreporter malten sich schon genüsslich aus, welche Würdenträger wir mit unserem nackten Protest belästigen oder gleich mit Farbbeuteln angreifen würden. In meinen Ohren klang das alles sehr aufregend, nach einer richtig schönen Provokation - wenn es denn nur wahr gewesen wäre.

Lugner sah sich zu einer Versicherung gezwungen, er würde Polizisten in seiner Loge postieren, die mich im Ernstfall bändigen sollten; und die peinlich berührten Organisatoren des Balls erklärten, dass sie beabsichtigten, mich eine rechtlich bindenden Erklärung unterschreiben zu lassen, dass ich keinen der pelzigen Ballbesucher mit Farbe bekleckern wollte. Zur selben Zeit übten Pamela und ich zu Hause zur Musik von Mozart noch fleißig unsere Eins-zwei-drei-Kombinationen. Wir hatten nicht die geringste Ahnung, welche fürchterlichen Pläne wir angeblich schmiedeten, bis Pams Agent einen Anruf vom Grand Hotel in Wien bekam, wo Lugner uns eigentlich unterbringen wollte.

»Die ersten Gäste haben ihre Reservierungen storniert - aus Angst, dass Pamelas Tanzpartner in der Lobby auf die Pelzträger losgeht«, sagte ein nervöser Hotelmanager am Telefon. Dann liefen auch bei PETA die Telefonleitungen heiß. Erst meldeten sich Anwälte aus Wien, die nach unserer Faxnummer fragten, weil sie es von mir schriftlich haben wollten, dass ich ihnen nicht die elegante Party verderben würde; dann riefen Journalisten an, von denen nicht wenige hofften, dass wir irgendwelchen Unfug planten, mit dem sie ihre Berichterstattung über eine normalerweise eher steife Veranstaltung etwas aufpeppen konnten. Die Anfragen trafen mich ja aus heiterem Himmel - und deshalb antwortete ich in meiner üblichen lässigen und unbekümmerten Art.

»Der Opernball muss ein wunderbarer Ort sein, um gegen Pelze zu demonstrieren«, sagte ich schön zweideutig, denn ich wollte natürlich andere Organisationen nicht entmutigen, die möglicherweise solche Aktionen planten. »Aber Pamela und ich sind geladene Gäste - und deshalb werden wir uns darauf beschränken, den Walzer als Waffe einzusetzen, um die Leute zu bewegen, doch ihre Pelze abzulegen.« Die nächste Anruferin war raffinierter und erklärte, sie hätte irgendwo gelesen, dass ich schwul sei. »Werden Sie auf dem Ball auch mit Männern tanzen?«, lautete schließlich ihre Frage.

»Ich werde mit jedem tanzen, der mich dazu auffordert«, erwiderte ich wahrheitsgemäß. »Allerdings kenne ich beim Tanzen nur die Rolle des Führenden.« Ich fand meine Antwort richtiggehend kultiviert, wobei ich natürlich erst vor wenigen Wochen überhaupt das erste Mal davon gehört hatte, dass bei einem Walzer der Mann führt und die Frau ihm folgt.

»Wirklich?«, japste die Reporterin, und ich konnte förmlich spüren, wie ihr Stift über den Notizblock flitzte. »Das wäre dann das erste Mal in der Geschichte des Balls, das so etwas passiert!«

»Das gibt's doch nicht«, sagte ich lachend. »Da führen sie seit hundert jähren einen Tanz auf, den sie Wiener Walzer nennen, und ich soll der erste Schwule sein, der mitmacht? Das glaubt doch keiner.« Ob sie wusste, dass *Wiener* bei uns in Amerika auch ein Slang-Wort für Penis ist?

Ich hatte natürlich keine Ahnung, dass der eigentliche Sinn dieses Balles war, 180 Debütantinnen mit feinen weißen Handschuhen an die begehrtesten, befrackten Junggesellen Österreichs zu vergeben - und zwar zu den Wohlklängen eines von Chopin komponierten Balzrufs.

Die Schlagzeilen am nächsten Tag kündeten von einem OPERNBALL-ALBTRAUM, von SPRÜHFARBEN-ATTACKEN und MÄNNERTANZ. Jetzt war die Geschichte völlig außer Kontrolle, sie lief in allen Zeitungen von San Francisco bis Sydney. TV-Sender

in Deutschland und England buchten Extra-Filmcrews, um diese Sensation übertragen zu können, die ein Blatt mit ANARCHIE IM OPERNHAUS angekündigt hatte. Ich saß völlig entgeistert an meinem Schreibtisch und starrte aus dem Fenster auf den Hafen von Norfolk im ruhigen Südosten Virginias - und versuchte, die Implikationen dieser unbeabsichtigten internationalen Krise zu verstehen.

Jedenfalls zeigte sich jetzt, wie ernst Pam ihren Einsatz für PETA nahm, denn sie zog ihre Einladung an mich nicht zurück, im Gegenteil. Sie fühlte sich sogar noch bestärkt in ihrer Entschlossenheit, die Sache nun gemeinsam durchzustehen. Und es war plötzlich ja auch ein doppeltes Anliegen geworden; es ging nicht mehr allein um die Rechte der Tiere, sondern auch um die der Homosexuellen - oder zumindest der schwulen Walzertänzer. Eine solche Reaktion habe ich bei Pam übrigens nicht zum ersten Mal beobachtet; was sie nämlich richtig begeistert, von vulgären Rockstars einmal abgesehen, ist eine Debatte, bei der die Fetzen fliegen und bei der es um ein wirklich bewegendes Thema geht, das im Radar des hirnlosen Mainstream-Pops nicht auftaucht. Wie häusliche Gewalt, Aids, Hepatitis - oder eben die Rechte von Tieren. Der Kontakt zu PETA wurde nicht - wie in Promi-Kreisen üblich - über den Agenten oder Manager hergestellt; nein, sie schrieb höchstselbst, und zwar auf lilafarbenem Briefpapier. Als Absender hatte sie auf dem Umschlag in ordentlicher Schreibschrift »Mrs Happy« angegeben. Der Brief las sich dann folgendermaßen:

»Liebe PETA,

ich bin Schauspielerin in einer TV-Serie mit dem Titel *Baywatch* - und die Presse verfolgt mein Privatleben Tag und Nacht. Ich würde einen Teil dieser Aufmerksamkeit gerne von der Größe meines Busens oder der Zahl meiner Freun-

de auf wichtigere Themen lenken. Wollen wir uns nicht zusammentun? Ich liebe Tiere und bin sogar PETA-Mitglied - seit meiner Kindheit schon. Früher habe ich mein Kleingeld zusammengerollt und eingeschickt, und ich wollte mich schon immer mehr engagieren. Ihr könnt frei über mich verfügen!

Alles Liebe
Pamela Anderson«

Wir ließen uns nicht lange bitten und buchten sie für unser erstes großes Plakat am Times Square, das den Titel »Zeig Pelz die kalte Schulter« trug. Dafür posierte Pam nackt im Schneesturm, den Rücken zur Kamera und den Kopf gerade so weit gedreht, dass der Betrachter ihr betörendes Lächeln sehen konnte. Als ich in die eleganten Studios von Century City spazierte, waren sie gerade dabei, Pam ihr Make-up für den Dreh zu verpassen. Ich konnte es nicht fassen, wie ihre schönen und natürlichen Gesichtszüge im Zusammenspiel mit den hypnotisierenden, total künstlichen Konturen ihrer Brust ein Gesamtbild ergaben, das man fast überirdisch nennen kann. Mein Blick wanderte weiter gen Süden - und ich entdeckte zu meiner großen Überraschung, dass sie im sechsten Monat schwanger war.

»Mach dir keine Sorgen deswegen«, versicherte sie mir und schenkte mir ihr legendäres Lächeln. »Mit Photoshop kriegen die heute ein Baby genauso leicht weg wie Schwangerschaftsstreifen.« Und damit hatte sie mein Herz erobert.

Was sie schließlich bewogen hatte, sich bei uns zu melden, war ein Zwischenfall bei einer Automesse in Texas, wo man sie für Autogrammstunden gebucht hatte. Gegenüber von ihrem Stand gab es ein Getümmel und dann plötzlich Polizei, die einen Mann festnehmen sollte, der etwas über General Motors brüllte; der Auto-

konzern sei für den Tod von Tieren verantwortlich. Pam fragte ihre Leute, was da denn los sei, und man erklärte ihr, dass sich offenbar ein PETA-Aktivist mit Handschellen an einen GM-Prototyp der oberen Preisklasse gefesselt hatte, der auf einer drehenden Plattform präsentiert wurde. Der Tierschützer warf Flugblätter in die Menge, auf denen nachzulesen war, dass GM der letzte Hersteller sei, der für seine Crashtests noch Tiere verwendete.

»Ich fühlte mich total elend und wünschte, ich hätte schon vorher von der Aktion gewusst, um irgendwie zu helfen - und sei es auch nur, um den Typen nachher wieder aus dem Knast zu holen«, sagte Pam. »Darin habe ich nämlich schon einige Erfahrung.«

Ich hatte einen ziemlichen Kloß im Hals, aber ich schaffte es, ein Grinsen aufzusetzen.

»Ist schon seltsam, aber das in Texas, das war ich«, erklärte ich. »Wir haben außerdem auf der Rose Parade einen Umzugswagen von GM gekapert, und dann haben sie endlich ein Einsehen gehabt, was ein großer Erfolg für uns war, denn sie haben noch 20 000 Tiere für ihre Unfallforschung umgebracht, als alle anderen Hersteller längst auf Crashtest-Dummys umgeschwenkt waren.«

»Du machst Witze, oder? Das warst du?«, japste sie. »Die Welt ist so klein. Aber das nächste Mal laufen wir nicht wieder aneinander vorbei, o. k.?«

Bis der falsche Schnee komplett auf ihren Schultern verteilt war, hatten wir festgestellt, dass uns noch mehr verband als Automessen und Tierschutz. Beide bewunderten wir die lesbische Kabarettistin Elvira und die Schauspielerin Charo, und wir konnten sogar die Songs des Rap-Duos Bytches with Problems im Duett singen. Außerdem hatten wir eine sehr ähnliche offene Einstellung, was Beziehungen betraf, und - was noch wichtiger war - wir waren beide Menschen, die sehr gezielt und konzentriert arbeiten konnten, aber trotzdem ihren Spaß haben wollten. In der Regel sieht man die Menschen, mit denen man arbeitet, lediglich als Kollegen; nur sehr selten

geht eine solche Beziehung über den Job hinaus - und dann hat man einen richtig guten Freund gefunden. Das ist genau das, was mir mit Pam passiert ist. Und es dauerte nicht lange, da fingen wir an, unsere Terminkalender aufeinander abzustimmen und gemeinsam zu reisen. Meistens um für eine PETA-Aktion zu werben, aber häufig auch einfach nur aus Spaß. Wir sind gemeinsam in Autos unterwegs gewesen, die ich mit irgendwelchen Gutscheinen gemietet hatte, und haben bei Dunkin' Donuts billig Kaffee getankt; oder wir sind in Privatflugzeugen geflogen, die sie über ihre Bekannten organisiert hatte - mit Zwischenstopps in Houston beim Super Bowl.

Als man Pamela anfragte, ob sie bei den World Music Awards in Monaco als Moderatorin auftreten wolle, fragte sie gleich, welche Tierschutzthemen sie vor Ort ansprechen könne. Ich schlug ihr vor, für den Fall, dass sie tatsächlich Prinz Albert traf, ihn doch darum zu bitten, grausame Dressurnummern mit exotischen Tieren aus dem Programm des Zirkusfestivals in Monte Carlo zu verbannen. Eine PETA-Forderung, die er bis jetzt erfolgreich ignoriert hatte. »Was heißt hier: wenn ich ihn treffe?«, erwiderte sie. »Er ist mein Gastgeber, und zwar drei Tage lang. Wenn du mitkommst, können wir ihn bei jedem Essen in die Zange nehmen.« Und schon war ich auf dem Weg nach Monaco. Im Laufe der Jahre habe ich Pam so immer wieder auf ihren Reisen begleitet. Nach Paris beispielsweise, um weltfremden Designern zu demonstrieren, wie für einen einzigen ihrer Pelzmäntel 200 Chinchillas per Stromschlag gekillt werden. Oder nach Mailand, um dem staunenden Publikum vorzuführen, wie Kühen bei vollem Bewusstsein die Hufe und die Lippen abgehackt werden, bevor man ihnen die Haut abzieht, um Leder daraus zu gerben. Dann nach Florida zu einer Einrichtung, wo terrorisierte Schimpansen wieder aufgepäppelt wurden, wenn die Labors sie loswerden wollten. Und nach Las Vegas, wo ich ihr moralischen Beistand leistete, als sie einen Spielautomaten der Öffentlichkeit präsentieren sollte, der ihren Namen trug. Da empfahl ich ihr, mit

dem Spruch zu werben: »Ich habe den großzügigsten Schlitz der Stadt.« Und dann brachte sogar die ehrwürdige britische Tageszeitung *Times* einen Artikel über unsere Eskapaden. »Dan ist mein Berater in Fragen der Ethik«, verriet sie dem Reporter. »Und damit ist er genauso wichtig wie mein Friseur und mein Stylist - also ... fast genauso wichtig.«

Den Ursprung ihrer Tierliebe sieht Pam in ihrer Kindheit auf Vancouver Island in Kanada, wo sie regelmäßig streunende Hunde mit nach Hause brachte. Und dann hat sie mit zwölf Jahren an einem regnerischen Nachmittag ihren Vater dabei überrascht, wie er im Schuppen hinter dem Haus einem Reh, das er gerade geschossen hatte, den Kopf abhackte. Das Reh hing mit den Füßen unter der Decke, und das Blut schoss nur so heraus. Pam schrie so herzerweichend, dass ihr Vater schwor, nie wieder auf die Jagd zu gehen. Und Pam beschloss kurze Zeit später, nie wieder Fleisch zu essen.

Nach der Highschool zog Pam nach Vancouver, wo sie irgendwann ihre Freunde zu einem Football-Spiel begleitete; sie trug dabei ein Werbe-T-Shirt der Labatt-Brauerei. Das Spiel wurde vom Fernsehen live übertragen, und einer der Kameraleute zoomte immer wieder genau auf Pam. Jedes Mal, wenn sie auf der großen Leinwand erschien, jubelte das gesamte Stadion. Einem der Bosse von Labatt gelang es tatsächlich, sie auf den dichtbesetzten Rängen aufzuspüren - und fragte sie, ob sie nicht in den Werbespots der Brauerei auftreten wolle. Es folgten weitere Einsätze als Model, inklusive eines Angebots vom *Playboy,* der sie für die College-Ausgabe fotografieren wollte; sie landete auf dem Titel. Was den TV-Sender ABC inspirierte, sie für die Heimwerkersendung *Home Improvement* als *Tool Time Girl* (die in der Sendung das neue Werkzeug präsentiert) zu buchen. Und dieser Auftritt führte dann zum Angebot, als Hauptfigur in der brandneuen Serie über die Lebensretter am Strand einzusteigen. Sie nahm die Rolle bei *Baywatch* an, weil sie sowieso gerade in Strandnähe lebte - sie hatte ja keine Ahnung, dass diese Serie in

den Neunzigerjahren einmal die populärste Show der Welt werden sollte. *Baywatch* war die erste TV-Serie aus dem Westen, die sogar in China ausgestrahlt wurde. Es folgten weitere Seifenopern, sie schmückte Dutzende Titel beim *Playboy* und bei anderen Magazinen. Hugh Hefner nannte sie die beliebteste Blondine des Planeten, als Sex-Göttin stand sie für ihn auf einer Stufe mit Marilyn Monroe. Und das Erstaunliche ist, dass sie sich für keinen dieser Jobs oder Titel jemals aktiv beworben hat.

»Mathews!«, bellte der bullige Österreicher aus einer Gruppe von wartenden Chauffeuren. Ich war ziemlich groggy nach dem langen Flug, schlurfte durch den Zoll im Flughafen von Wien und wunderte mich, wie der Mann mich erkennen konnte, noch bevor mir jemand einen Pott Farbe über den Kopf gekippt hatte. Es waren zwar noch vier Tage bis zum Opernball, aber ich wollte auch drei Tage vor Pamela da sein, denn ich gab mich der Hoffnung hin, die öffentliche Meinung über uns drehen zu können - von der Ansicht, wir seien nymphomanische Anarchisten, möglichst zu der, dass wir klarsichtige Typen waren, die das eine oder andere wichtige und ehrenwerte Ziel verfolgten. Ich ging eigentlich davon aus, dass ich leichtes Spiel haben würde, bis ich erfuhr, dass österreichische Kinos niemals *The Sound of Music* zeigen würden, obwohl der Film dort gedreht worden war - einfach weil die Leute fanden, dass der Film zu süß und luftig leicht war. Wenn ihnen also schon Julie Andrews zu kitschig war, was würden sie erst zu Pamela sagen? Ich konnte nur stark hoffen, dass sich die Zeiten geändert hatten.

»Geben Sie mir Ihre Tasche, wir müssen rennen!« Während wir so zu seinem Wagen sprinteten, erklärte mein Fahrer atemlos, dass vor dem marokkanischen Restaurant seines Chefs schon ein Rudel Reporter auf meine Ankunft wartete. Herr Lugner hatte ihnen offenbar versprochen, dass es eine Gelegenheit geben würde, mich und ihn zusammen mit seiner Frau dabei zu fotografieren, wie wir

die Friedenspfeife rauchten - und zwar im wahrsten Sinn des Wortes. Es handelte sich um eine *Hookah,* die traditionelle Wasserpfeife der Nordafrikaner. Langsam begann ich, diesen Herrn Lugner ein wenig mehr zu mögen. Als wir an die Ausfahrt des Parkplatzes kamen, war das Kassiererhäuschen nicht besetzt; also sprang mein Chauffeur wie von der Tarantel gestochen aus seinem Wagen und wuchtete, Herkules gleich, die Schranke einfach selbst aus dem Weg, damit wir weiterflitzen konnten. So eine Aufregung - und wir hatten noch nicht einmal den Flughafen hinter uns gelassen.

»Willkommen in Wien«, sagte Mausi und strahlte mich an, und wenn sie einem so gegenüberstand, war sie noch hübscher als auf den Fotos. Sie hatte dunkles gelocktes Haar und trug ein Outfit, wie es jackie Kennedy in Dallas getragen hatte - nur nicht in Pink, sondern in Gelb. Das Restaurant hatte blau geflieste Wände und war, bis auf meine Gastgeber und ein paar Reporter, völlig leer. Und so war es die ganze Woche. Wann immer ich jemanden traf, war es vor den aufmerksamen Objektiven der Kameras; eine furchtbare Erfahrung, die mir erst zeigte, wie wertvoll meine Anonymität eigentlich war.

»Ihr Flug war gut?«, knurrte der kompakte Herr Lugner in seinem feinen Anzug - mit einer rauen, aber warmen Stimme. Wer will, erkennt auch den ruppigen Tycoon in ihm, aber dann muss man schon sehr genau hinschauen, denn auf den ersten Blick ist er sehr sympathisch, er sieht einen aus großen und freundlichen Augen an und strahlt eine gewisse Gelassenheit aus. Er reichte mir ein Glas Rotwein, damit wir anstoßen konnten; und dann noch einmal; und ein drittes Mal, bis auch der letzte der Paparazzi sein Bild im Kasten hatte. Dabei fiel uns auf, dass ich der Einzige war, der auch tatsächlich aus seinem Glas trank. Herr Lugner gluckste vor Lachen und füllte mein Glas erneut. Danach hockten wir uns zu der riesigen marokkanischen Wasserpfeife, und jeder nahm einen Schlauch in den Mund. Die Pfeife war leider nicht angezündet, und für die Ka-

meras taten wir so, als würden wir inhalieren. Verflixt, dachte ich, so ein Ding wollte ich schon immer einmal ausprobieren.

»Wir können auch Deutsch sprechen«, schlug ich vor. Denn ich hatte nicht nur die Standardtänze geübt, sondern auch mein spärliches Deutsch noch etwas aufpoliert, damit ich meinen Gastgebern beweisen konnte, dass ich kultivierter war, als man mich beschrieben hatte. Und auch um sicher zugehen, dass die Lugners (bei denen ich noch nicht hundertprozentig wusste, ob ich ihnen trauen konnte) mich und Pam und PETA im Medien-Getümmel der kommenden Woche auch korrekt vorstellen würden. Nach einem kurzen Wortgeplänkel schienen sie einigermaßen beeindruckt - und waren wahrscheinlich auch vorgewarnt. Glücklicherweise trug einer der Zeitungsartikel am folgenden Tag die Überschrift: SEIN DEUTSCH IST SEHR GUT.

»Tanzen wir!«, quietschte Mausi und signalisierte, dass sie auf der Stelle meine Walzer-Schritte testen wollte. Wir drehten uns ein paar Mal, und Herr Lugner summte irgendeine Symphonie dazu und spielte Luft-Dirigent. Es sah bestimmt aus wie bei den Paralympics, aber es würde genügen, um die Fernsehzuschauer davon zu überzeugen, dass ich tatsächlich in der Lage war, mit einer Frau zu tanzen.

»So ein Jammer, dass er schwul ist«, trompetete Mausi in Richtung der Journalisten - und ich verdrehte die Augen.

»Mausi, ich habe dir eine kleine Überraschung aus Amerika mitgebracht«, sagte ich und versuchte, ihre Neugier zu wecken. In Wahrheit liebte ich es einfach, »Mausi« zu sagen. Ich benutzte das während der gesamten Woche als Gute-Laune-Spruch; wenn ich morgens bei den Lugners anrief, fragte ich: »Ist Mausi denn zu Hausi?« Und spät am Abend erkundigte ich mich: »Braucht Mausi eine Pausi?« Und so weiter. Na, jedenfalls öffnete ich den Reißverschluss an einer meiner Reisetaschen und zog einen langen Mantel aus Kunstpelz heraus, den mir der Designer Marc Bouwer für sie

mitgegeben hatte. Den Fotografen gefiel diese Nummer noch besser als die mit der Friedenswasserpfeife, und am nächsten Morgen brachten die meisten Blätter die Bilder, wie ich Mausi, der Ivana Trump Österreichs, die verrückt nach Pelzen war, in dieses künstliche Designerstück half. Das wiederum machte zum einen bei den Tierschützern vor Ort großen Eindruck, die begierig darauf waren zu sehen, wie ich die öffentliche Aufmerksamkeit auf mein eigentliches Anliegen lenken würde. Aber auch die feine Ballgesellschaft, die mich bislang als einen unverschämten Modehassergesehen hatte (was im Prinzip ja stimmte), schaute genau hin. Als echter Südstaatler ist es sozusagen meine zweite Natur, es anderen Menschen recht zu machen. Und als wahrer Südstaatler weiß ich auch, dass man so bei ihnen leichter an sein Ziel kommt.

Am nächsten Morgen musste ich meinen ganzen Charme einsetzen, Jetlag hin oder her, denn ich war zum Frühstück bei der großen Dame des Opernballs geladen, Elisabeth Gürtler, die auch das legendäre Hotel Sacher führte. Das Sacher ist ein Wahrzeichen Wiens, mit seinen holzgetäfelten Restaurants und Zimmern, den mit bunt-gemusterten Stoffen bespannten Wänden, seinen tulpenförmigen Kronleuchtern, großartigen Gemälden und opulenten Vorhängen. Manch einem mag das etwas übertrieben vorkommen, als hätte der US-Entertainer Liberace die Einrichtung ausgewählt. Aber ich würde trotzdem nicht einen Wandleuchter anders hängen.

Die Geschichte des Sacher verläuft parallel zu der des Opernballs, der direkt gegenüber in der Staatsoper zelebriert wird. Beide Gebäude entstanden in den Siebzigerjahren des 19. Jahrhunderts, da war Wien als europäische Hauptstadt der Musik längst fest etabliert. Der Opernball findet immer am Donnerstag vor Beginn der Fastenzeit statt, just wenn die christliche Hälfte der Welt sich gerade anschickt, nüchtern zu bleiben, damit sie dann an Ostern so tun

kann, als sei sie besonders fromm und tugendhaft. Andernorts gibt die nahende Fastenzeit den Anlass zu einer richtig großen Sause, wie beim Mardi Gras in New Orleans oder dem Karneval in Rio beispielsweise. Die vornehmen Österreicher hingegen machten daraus eine steife und durchregulierte Angelegenheit, wobei es nicht immer so hochnäsig zuging wie heute. Der Walzer war übrigens gleich eine doppelte Premiere: Er war zum einen eine Erfindung von Johann Strauss - dem ersten Popstar der Welt überhaupt. Und er war der erste Tanz, bei dem sich die Paare tatsächlich auch anfassten - und damit sorgte der Walzer für einen handfesten Skandal, als er auf einem frühen Opernball sein Debüt feierte.

Im Laufe der Jahre kamen in derselben Woche weitere, wenn auch weniger exklusive Tanzvergnügen dazu, wie beispielsweise der Bonbon-Ball im Konzerthaus, damit auch die einfacheren Leute ihre Party hatten. Trotzdem bleibt der Opernball das verschwenderische Original, das Großereignis der Saison, und deshalb musste er gelegentlich auch harsche Kritik einstecken und sogar mit aller Gewalt verteidigt werden. In wirtschaftlich harten Zeiten geißelten Kritiker den Ball als obszöne Geldverschwendung und machten ihn damit zum Epizentrum der Klassengegensätze. Und weil als Schirmherr des Balls stets Österreichs Bundespräsident fungiert, also in der Regel ein sehr konservativer Politiker, nutzen Demonstranten aller Couleur das Ereignis, um ihrer Wut über Kriege, verfehlte Sozialpolitik oder andere aktuelle Themen Ausdruck zu verleihen. Regelmäßig errichtet die Polizei Barrikaden und schafft eine großzügige Bannmeile um die Oper, weil die Demonstranten bekannt dafür sind, riesige Scheiterhaufen aufzufahren und anzuzünden oder auch einfach nur mit Flaschen zu werfen.

Was unseren Besuch nun zum nationalen Aufreger machte, war die Angst der Leute, dass ich - mit der Hilfe von Pam - den Protest auf irgendeine trickreiche Weise zum ersten Mal sogar in die Oper hineintragen könnte. Ein Radio-Moderator hielt es sogar für mög-

lieh, dass Pam eine Dose mit Sprühfarbe in ihrem Dekollete verstecken und hereinschmuggeln könnte, jedes Mal, wenn ich solche Anschuldigungen zurückwies, präsentierte man mir Beispiele von anderen Anlässen, die ich erfolgreich sabotiert hatte. Es war einerseits sehr frustrierend und andererseits auf eine seltsame Weise eine wahre Genugtuung für einen Aktivisten wie mich, der Schrecken eines Landes zu sein, in dem ich nicht eine einzige Seele kannte. Manchmal zahlt sich ein schlechter Ruf also doch aus. Die Erfahrung fühlte sich tatsächlich wie ein beruflicher Erfolg an und machte mir gleichzeitig bewusst, dass wir über die Jahre eine weltweite Wirkung erzielt hatten mit unsern frechen PETA-Kampagnen, dass wir sozusagen eine echte globale kulturelle Größe geworden waren. Jetzt musste es mir nur noch gelingen, diese Erwartungshaltung in ein Verständnis für unsere Agenda umzuwandeln.

Herr Lugner übernahm es höchstselbst, uns zum Hotel Sacher zu chauffieren, und ich konnte seine Anspannung spüren. Die wichtigste Tageszeitung hatte eine Meldung gebracht, dass Madame Gürtler sowohl ihn als auch mich möglicherweise vom Opernball ausschließen wollte, weil die Gefahr bestand, dass wir das ehrwürdige Fest ins Lächerliche ziehen würden. Für mich bedeutete das natürlich, dass Lugner und ich enger zusammenrückten, wir waren jetzt nicht mehr Mogul und Möchtegern, sondern ein subversives Paar, das sich in der Schule danebenbenommen hatte und jetzt vor dem Rektor zu erscheinen hatte, der uns von diesem Vergnügen ausschließen konnte. Mir wurde an diesem bitterkalten Wintertag ganz warm ums Herz bei diesem Gedanken.

»Mathews, Sie müssen jetzt noch mal charmanter sein, als Sie es gewöhnlich sind - wenn wir die Gürtler treffen«, sagte Lugner und trommelte mit seinen Fingern nervös auf das Lenkrad.

»Wird schon schiefgehen«, erwiderte ich und zuckte mit den Schultern, während ich aus dem Fenster starrte und die Paläste entlang der Wiener Ringstraße betrachtete. »Und wenn nicht, veran-

stalten wir eben unseren eigenen Ball.« Er verzog das Gesicht und schüttelte den Kopf.

Genau in diesem Augenblick kamen im Radio die Nachrichten, und wir hörten, wie Pamelas Namen erwähnt wurde.

»Psst«, sagte Lugner und drehte das Radio lauter.

»Pamela Anderson hat gestern Abend in der Talkshow >Tonight with Jay Leno< angekündigt, dass sie den diesjährigen Opernball besuchen werde«, sagte der Nachrichtensprecher. *»Auf die Frage, ob sie auch tanzen würde, antwortete Anderson, sie habe bereits fleißig vietnamesischen Walzer geübt. Sie scheint sich nicht im Klaren zu sein, ob sie nach Vietnam oder nach Wien reist.«*

Lugners Gesicht erstarrte zu einer Maske aus Stein. Er wendete den Blick von der Straße ab und durchbohrte mich mit seinem Blick.

»Sie macht eben gerne solche Witze«, sagte ich, »Das ist doch der Grund, warum die Leute sie lieben … also zumindest auch ein Grund.« Lugner nahm die nächste Kurve mit viel Schwung, bremste direkt vor dem Eingang des Sacher und hielt seinen Autoschlüssel einem uniformierten Parkwächterhin.

Elisabeth Gürtler war genauso kultiviert und exquisit gekleidet, wie man das von einer 50-Jährigen erwarten konnte, die den zwei wichtigsten Wiener Institutionen vorsteht, dem Hotel Sacher und dem Opernball. Flankiert von noch mehr Fotografen und Kameraleuten als Lugner vor seinem Restaurant am Abend zuvor, begrüßte sie uns vor ihrer grandiosen Herberge mit einem verhaltenen Lächeln und einem geschäftsmäßigen Handschlag. Ich hielt ihre Hand fest, lehnte mich vor und gab ihr einen Kuss auf die Wange. Dann schritten wir vom Klicken der Kameras begleitet durch den Eingang und steuerten auf eine knallblaue Bar abseits der eigentlichen Lobby zu.

»Ich weiß ja, wir haben viel zu besprechen«, flüsterte ich ihr ins Ohr. »Aber lassen Sie mich auf keinen Fall wieder gehen, ohne mir

vorher zu verraten, wo Beethovens Grabstätte liegt. Meine Mutter, die inzwischen genauso taub ist wie er an seinem Lebensende, ist eine glühende Bewunderin. Sie würde es mir nie verzeihen, wenn ich keine Blumen auf sein Grab legte.«

»Es wird mir ein Vergnügen sein, es Ihnen zu zeigen«, wisperte Madame Gürtler höflich zurück - und sie schien mir tatsächlich ein wenig erleichtert. Die Reporterschar rief ihre Fragen, und der gesprächige Herr Lugner antwortete geduldig, während Madame Gürtler und ich Abstand hielten und unsere Konversation in aller Ruhe fortsetzten. Elegante Kellner brachten kunstvoll arrangierte Obstteller und Tee.

»Es tut mir sehr leid, wenn wir Ihnen Anlass zur Sorge gegeben haben sollten«, sagte ich und blickte ihr direkt in die Augen. »Keiner von uns, Herr Lugner eingeschlossen, hätte sich diese Aufregung je vorstellen können.« Sie hörte mir aufmerksam zu und prüfte dabei mein Gesicht aufSpuren von Unaufrichtigkeit.

»Es ist doch nur natürlich, dass wir die Chance für unsere Anliegen nutzen wollen, wenn schon die gesamte Welt zuschaut, doch Sie haben mein Wort, dass es in der Staatsoper keinerlei Störungen geben wird.« Ich versuchte, ein paar Erdbeeren aufzupiksen, und wünschte mir insgeheim, man hätte an ihrer Stelle die berühmte Sacher-Schokoladentorte serviert, auch wenn die kaum für Veganer geeignet sein dürfte.

»Ich danke Ihnen«, sagte sie und ergriff meine Hand.

»Dann glauben *Sie* mir, und auch die Lugners wissen es, aber wie überzeugen wir den Rest der Nation?«, fragte ich. »Die Reporter wollen selbstverständlich einfach eine gute Show, aber wäre es nicht wunderbar, wenn sie sich den Zielen von PETA - und dem Ball - mit einer größeren Ernsthaftigkeit widmen könnten?«

»Ich weiß nicht, ob das möglich ist«, erwidert sie. »Doch sie können vielleicht Alfons Haider fragen.«

»Wer ist das?«

»Alfons moderiert die Live-Übertragung des Opernballs im Fernsehen - er arbeitet für den Sender.« Sie stöberte in einem Stapel Magazine auf dem Tisch neben uns und reichte mir eines der Hefte. »Das ist Alfons«, sagte sie und deutete auf die elegante Erscheinung auf dem Titelbild. »Er wird als der Junggeselle bezeichnet, den sich jede österreichische Mutter als Schwiegersohn wünscht«, erklärte sie. »Aber ich denke, dass Sie und er auch sonst so einiges gemeinsam haben.«

Unser Presse-Frühstück neigte sich schnell dem Ende zu, und ich sagte Lugner, dass ich noch im Sacher bleiben würde, weil ich weitere geschäftliche Angelegenheiten zu klären hätte.

Wien liegt an der Nahtstelle zwischen Ost- und Westeuropa; während des Kalten Krieges trafen sich hier die Spione, um Informationen auszutauschen. Das protzige Cafe im Sacher ist genau der Ort, wie man ihn sich für ein solches Rendezvous der Agenten vorstellen würde - so wie es das Cafe Odeon in Zürich während der Kriege davor einmal gewesen ist. Die Wände sind in dunklem Rot tapeziert, und es hat kleine Tische, auf denen jeweils ein spiralförmiger Edelstahlhalter steht, der das Menü und eine Tageszeitung präsentiert. Auch wenn sich gelegentlich Touristen hierher verirren, besteht die Klientel doch vor allem aus wohlhabenden Österreichern, die sehr diskret aus den Augenwinkeln beobachten, wer das Etablissement betritt. So manche Gäste verrenkten allerdings geradezu ihre Hälse, als die Gürtler mich an einen Tisch in der hintersten Ecke führte. Noch bevor ich auch nur über eine Bestellung nachdenken konnte, erschien ein Kellner und brachte mir eine Tasse kräftig duftenden Wiener Kaffees und - er sei gepriesen! - ein Stück Sachertorte. Um ganz ehrlich zu sein, es war für meinen Geschmack fast ein wenig zu trocken und nichts im Vergleich zu einem Krispy-Kreme-Doughnut, aber ich verspeiste aus Höflichkeit immerhin die Hälfte davon.

Zwanzig Minuten später erstarb das Hin und Her der Konversationen in dem gut gefüllten Saal fast vollständig, denn jetzt kam Alfons Haider hereingeschlendert. Er suchte den Raum kurz ab - und setzte sich zu mir an den Tisch.

»Na, Sie sehen jedenfalls nicht aus wie der Teufel«, sagte er und drückte meine Hand mit festem Handschlag.

»Lassen Sie sich von meinem Äußeren nicht täuschen«, entgegnete ich lächelnd. Alfons selbst war braun gebrannt, er wirkte elegant und hatte eine gute Figur - sowie den selbstbewussten Charme eines typischen Fernsehmoderators. Wir gaben uns alle Mühe, möglichst leise zu sprechen und bloß keinen Flirt anzufangen, damit unsere Nachbarn nicht neugierig wurden.

»Madame Gürtler spricht in höchsten Tönen von Ihnen«, sagte ich, »und nach den Blicken hier im Cafe zu urteilen, geht das wohl ganz Wien nicht anders.«

»Die denken jetzt wahrscheinlich alle, wir hätten eine Affäre«, sagte er und lachte. »In dieser Woche sind Sie mindestens so bekannt wie ich. Wir haben nur einen landesweiten Sender in Österreich, und so ein Skandal macht schnell die Runde.«

»Das ist ja genau der Grund, warum ich Sie kennenlernen wollte«, sagte ich. »Ich habe in zig Interviews versucht, die Sache klarzustellen, aber wie es aussieht, denkt die versammelte Presse immer noch, dass wir eine Art Blitzkrieg-Attacke auf den Opernball planen, woran wir aber nicht eine Sekunde lang gedacht haben.«

»Stimmt, die Angelegenheit ist inzwischen so aufregend wie eine gute Seifenoper, einfach unwiderstehlich, und die Reporter wollen natürlich nicht eine einzige neue Wendung verpassen. Lugner ist clever genug zu wissen, dass mit der Erwartung und dem Hype auch die Aufmerksamkeit für seine Person und sein Einkaufszentrum wächst. Dabei interessieren ihn PETA oder Pam eher am Rande.«

»Super«, sagte ich und ließ ein wenig Enttäuschung in meiner Stimme mitschwingen. »Ich wünschte mir einfach, wir könnten

diese Gelegenheit nutzen, um das Bewusstsein für die Rechte und den Schutz von Tieren zu schärfen - und nicht nur, um einen Skandal zu produzieren.« Der Kellner brachte erneut Kaffee. Alfons verrührte seinen Zucker und starrte gedankenverloren in seine Tasse.

»Es gibt in der Tat einen Weg, die Leute für Sie zu gewinnen«, sagte er. »Ganz Österreich sieht jeden Abend dasselbe Nachrichtenprogramm. Wenn Sie in dieser Sendung als Live-Gast auftreten, und zwar allein, ohne den Schatten der Lugners, dann können Sie Ihren Standpunkt viel besser vertreten, als es Ihnen in den redaktionellen Beiträgen jemals gelingen wird. Denn da sind Sie den Regisseuren und Produzenten ausgeliefert, die Szenen von Ihren verrückten Aktionen so zusammenschneiden, wie es ihnen passt. Ehrlich gesagt, war auch mir nicht klar, dass Sie ein vernünftiger Typ sind, bis ich hier neben Ihnen Platz genommen habe. Und so müssen Sie vor der Nation sitzen, eins zu eins, in dieser Sendung.«

»Klingt nach einer unglaublichen Chance - aber wie kriegen wir das hin?«

»Der Nachrichten-Moderator ist ein Kollege von mir«, sagte er, und man konnte förmlich hören, wie es in seinem Kopf ratterte. »Ich glaube, ich kann da was machen.« Alfons zog sein Handy aus der Tasche und bekam gleich einen der Häuptlinge an die Strippe. Er musste abwechselnd lachen und dann wieder ernst und eindringlich erklären, dass ich wirklich nicht versuchen würde, ihn reinzulegen, bloß um mit einem toten Kaninchen in die Kamera zu winken. Das war nämlich das aktuellste der wilden Gerüchte, was wir wohl in der Oper anstellen würden. Alfons rief noch ein paar Leute an, und dann grinste er breit.

»Geschafft!«, verkündete er. »Punkt drei Uhr werden Sie hier im Sacher abgeholt und mit einem Wagen zu den ORF-Studios rausgefahren; die liegen weit draußen, außerhalb der Stadt. Man wird Sie vorher noch ein bisschen ausquetschen, aber beim Sender haben

sie mir das Versprechen gegeben, dass Sie heute live in den Abendnachrichten auftreten werden.«

»Alfons, das ist unglaublich!« Ich wäre am liebsten über den Tisch gesprungen, um ihn zu küssen, aber wir waren ja in Österreich - und nicht in Italien. »Wie kann ich Ihnen nur danken?«

»Indem Sie heute Abend um elf Uhr mit mir ein Glas Champagner trinken«, antwortete er und kritzelte eine Adresse auf einen Zettel. »Das ist ein wunderschönes Bistro mit Blick auf den Stefansdom. Aber keine toten Kaninchen, o. k.?«

Auf dem Weg zum Sender wollte ich eigentlich noch einmal die wichtigsten Punkte durchgehen, die ich auf jeden Fall erwähnen wollte, aber dann merkte ich, wie ich einfach nur aus dem Fenster starrte und mich still darüber wunderte, wie der Zufall und die Großzügigkeit von völlig fremden Menschen das Leben in ein aufregendes Abenteuer verwandeln können.

Die Sendung selbst lief dann super; ich hatte allerdings keinen Zweifel daran, dass es vor allem Alfons' Vorbereitung war, die dafür gesorgt hatte. Denn der Moderator feuerte nicht im Stil eines Staatsanwalts die üblichen anklagenden Fragen auf mich ab, sondern ließ mich ohne große Unterbrechungen einfach reden. Ich stieg mit der netten Anekdote ein, dass die Österreicher den Tierschutz schon vor langer Zeit entdeckt hatten, als nämlich josef der Zweite ein Jagdverbot für die königlichen Gärten erlassen und das Land zum ersten großen öffentlichen Park der Stadt erklärt hatte - das war der Prater (Gott sei gedankt für die Erfindung des Reiseführers). Ich strahlte mit den Studioleuten um die Wette, als ich dem Publikum verkündete, wie sehr Pamela und ich uns darauf freuen würden, beim traditionellen Opernball den Walzer zu tanzen - und wie wichtig es uns gleichzeitig sei, die Aufmerksamkeit auf ein paar aktuelle Probleme zu lenken.

»Das Thema des diesjährigen Balls ist der Fortschritt«, sprach

ich mein ernstes Schlusswort, »und wir hoffen, dass möglichst viele Leute ihren Respekt für die Tiere zeigen und nicht im Pelz erscheinen - so wie sie hoffentlich auch ihren Respekt für die Menschen beweisen und akzeptieren, dass jeder mit jedem tanzen kann, egal ob Mann oder Frau. Jedenfalls sind wir beide bereit zu tanzen, also seien Sie bitte nicht schüchtern und fordern Sie uns auf.«

Insgesamt muss ich sehr freundlich und nett rübergekommen sein, denn als ich wieder ins Hotel zurückgekehrt war, warteten schon etliche Glückwunsch-Faxe auf mich, die vom Sender weitergeleitet worden waren. Darunter waren beispielsweise die Einladung eines nationalen Schwulenverbands, doch ihren Rosen-Ball mit meiner Anwesenheit zu beehren; die Süßwarenindustrie lud mich zu ihrem Bonbon-Ball ein; ein Millionär aus Salzburg wollte mir seinen Wagen schicken, damit ich sein Refugium für gerettete Schweine, Ziegen und Pferde besuchen konnte; und eine militante Tierschutzgruppe aus Wien fragte mit einer handgeschriebenen Notiz an, ob ich sie nicht bei ihrer Demo vor einem Wiener Pelzladen unterstützen wollte. Am interessantesten aber fand ich die Einladung in eine alte Jagdhütte an der Grenze zu Tschechien, die man in ein vegetarisches Restaurant verwandelt hatte. Die Eigner baten mich inständig, doch vorbeizukommen, um ihre Tofu-Wurst zu probieren; auf der Speisekarte stünden außerdem Seitan-Schnitzel und eine vegetarische Version des traditionellen österreichischen Wildgulaschs.

Selbstverständlich nahm ich sämtliche Einladungen an.

Glückselig rauschte ich weiter zu dem Restaurant am Dom, wo in dichtem Gedränge und bei Kerzenschein Alfons schon auf mich wartete. Auch er war absolut begeistert von meinem Auftritt in der Sendung und brachte gleich ein paar Mal einen Toast auf »PETA und den Fortschritt« aus. Er stellte mich einer interessanten Mischung von Leuten vor, zu denen unter anderem ein älterer Herr zählte, der ein Puppenmuseum leitete, außerdem ein großer blonder Volley-

ballspieler mit einer eigenen Sportsendung, der mich einlud, mit ihm in den Wäldern zu wandern, und noch mehr Journalisten. Einer von ihnen fragte mich, ob sie mich nicht gleich am nächsten Abend zu einem Abendessen begleiten könnten, um einen Beitrag darüber zu machen, wie das Angebot der Restaurants für Vegetarier in Österreich aussieht. So kam es, dass sie sich freundlicherweise bereit erklärten, mich am folgenden Abend zwei Stunden unter einem sternenklaren Himmel an die tschechische Grenze zu fahren, wo ich im Gasthaus Schilling, der Jagdhütte mit der Tofu-Wurst, einkehren wollte. Die bescheidenen Besitzer waren jedenfalls froh über das unverhoffte Medieninteresse.

Es war unglaublich, aber wahr, wie sich die landesweite Debatte jetzt plötzlich drehte. Ich musste nicht länger den Stil unserer Aktionen verteidigen, sondern konnte endlich über Tiere sprechen - und sogar das fleischlose Wildgulasch, wenn auch dessen Zutaten für mich ein Rätsel blieben.

Man hatte mit rund tausend Autogrammjägern gerechnet, die am Tag des Opernballs im Erdgeschoss des Lugner-City-Einkaufszentrums Schlange stehen würden, um Pamela zu sehen, aber nach dem Geräuschpegel der Menschenmenge zu urteilen, mussten es noch viel mehr sein. Als Pam und ich den Vorhang ein Stück zur Seite schoben, um einen Blick zu riskieren, sahen wir, wie voll es wirklich war. Die Menschen standen dicht an dicht - und zwar nicht nur im Erdgeschoss des Einkaufstempels, sondern auf allen drei Ebenen. Nach einer Schätzung der Polizei waren etwa fünftausend Leute im Gebäude und ein paar Tausend mehr warteten offenbar noch darauf, eingelassen zu werden. Noch erstaunlicher aber war es, Mausi dabei zu beobachten, wie sie nun vor diese Kulisse trat und das gesamte Ereignis in eine Kundgebung für den Tierschutz verwandelte.

»Heute ist der Tag der Tiere im Lugner City«, rief sie ins Mikrofon. »Deshalb ist Pamela Anderson hergekommen, um Auto-

gramme auf die Poster ihrer Kampagne für vegetarisches Essen zu schreiben. Und zur Unterstützung hat sie Dan Mathews von PETA mitgebracht!« Die Menge jubelte und applaudierte begeistert, und auf den Rängen über uns trampelten sie sogar im Rhythmus mit den Füßen und skandierten: »PA-ME-LA! PA-ME-LA!« Einen Augenblick lang dachte ich, die oberen Stockwerke würden die Last nicht tragen können und über unseren Köpfen kollabieren. Aber dann blickte auch Pamela, die übrigens einen sehr engen und tief ausgeschnittenen schwarzen Pullover trug, nach oben und winkte. Sie lächelte nervös, und wir setzten uns an unseren Tisch.

»Hi, toll, dich hier zu sehen!«, sagte sie jedem ihrer Fans, die vor Ehrfurcht wie gelähmt wirkten. Es war eine schier endlose Schlange, die über unsere Bühne zog, verschwitzte Teenager, albern kichernde Hausfrauen und niedliche zahnlose Opas in dicken Mänteln. Jeder von ihnen bekam seine sechs Sekunden mit der weltbekannten Sex-Göttin. Viele hatten Nacktfotos von Pam aus dem Playboy mitgebracht, die sie mit ihrem Autogramm veredeln sollte, und manche hatten sogar Nacktfotos von mir dabei, Aufnahmen von irgendwelchen wilden Protestaktionen, auf denen ich jetzt unterschreiben durfte, was Pamela jedes Mal mit einem Glucksen kommentierte. Während wir uns die Finger wund schrieben, sorgte Mausi dafür, dass unsere Botschaft unter die Leute gebracht wurde - nonstop erklärte sie, wofür PETA eigentlich stand und warum wir Pelze nicht leiden können.

»Sie haben sogar eine wunderbare Website auf Deutsch. Die *müsst* Ihr Euch einfach ansehen!«

Es war ein solcher Trubel, dass wir gar nicht merkten, wie sich die Kameraleute vor der Bühne aufbauten, bis einer ohrenbetäubend laut auf seinen Fingern pfiff. Pam guckte hoch, zwinkerte dem Kameramann zu - und dann griff sie nach meiner Hand und riss sie zur Siegerpose nach oben. Das Bild erschien am nächsten Tag überall auf der Welt in den Zeitungen - neben einer Abbildung

unseres Salatbikini-PETA-Posters und einer Geschichte über unsere diversen Eskapaden in Österreich.

Nach einer halben Stunde war klar, dass Pam nur einen winzigen Bruchteil ihrer Anhänger würde persönlich begrüßen können, und prompt wurden die Fans unruhig, weshalb die Polizei entschied, dass es besser wäre, wenn wir fix durch einen Hinterausgang verschwänden. Nur Minuten später saßen wir in einem riesigen schwarzen Geländewagen und schnappten in der plötzlichen Stille erst einmal nach Luft.

Pamela hatte ihr Haar glätten und zu einem eleganten Dutt hochstecken lassen; dazu trug sie eine klassische trägerlose Samtrobe und lange Handschuhe aus schwarzem Satin. Sie sah wirklich aus wie Aschenputtel vor ihrem großen Ball. Ich hingegen, in meinem Polyester-Smoking, den ich mir bei Casual Male am Military Highway in Norfolk, Virginia, geliehen hatte, wirkte eher wie Potsie aus der Seifenoper *Happy Days,* der Inbegriff des spießigen Langeweilers. Wir schlürften Champagner und übten in der Hotel-Suite noch einmal unsere Walzerschritte - und zwar zu einer CD von Fleetwood Mac, weil wir gerade keine klassische Musik da hatten. Als der Takt zu flott wurde für koordinierte Schrittfolgen, drehten wir uns laut prustend und in waghalsiger Umarmung immer schneller, bis wir schwindelig wurden und auf dem Sofa kollabierten.

»'dioten«, knurrte der langhaarige Typ, der bei uns im Zimmer stand und in Zylinder sowie Frack zwar ziemlich elegant wirkte, aber gleichzeitig auch wie verkleidet. Mit einem Plopp öffnete er eine Flasche Bier, *Miller Genuine Draft.* Kid Rock, Pamelas damaliger Verlobter, gab sich die Ehre. Eigentlich mochte er Europa nicht, doch er hatte sein Programm im letzten Moment über den Haufen geschmissen, um den Schlenker nach Wien zu machen und mit uns auf den Opernball zu gehen - und natürlich ein waches Auge auf seine Braut zu haben.

»In Österreich wissen sie es jetzt vielleicht alle, dass du schwul bist«, flüsterte Pam mir grinsend ins Ohr, während Stevie Nicks im Hintergrund aus vollem Hals ihr *Gipsy* sang. »Aber die Kunde ist noch nicht bis nach Michigan vorgedrungen - und deshalb traut Bobby dem Braten nicht.« (Kid heißt mit richtigem Namen Bob Richie, und er stammt aus Detroit.)

»Das kommt einfach daher, dass er noch nie einen Schwulen gesehen hat, der lieber Rock hört als Disco«, wisperte ich zurück.

Kid Rock ist ein cooler Kerl, und weil wir beide ganz ähnliche Komplexe und Empfindlichkeiten aus unserer Unterschichtjugend mitbrachten, war ich wirklich froh, dass er gekommen war. Er ist zwar kein überzeugter Tierschützer, aber er dachte sich, dass die PETA-Kontroverse dem altmodischen Opernball vielleicht ein bisschen Rock 'n' Roll einhauchen könnte. Wir kamen uns beide sehr merkwürdig vor in unserer förmlichen Verkleidung und hatten einen Riesenspaß dabei, uns gegenseitig die Fliege zu richten. Gerade in dem Moment, als Kid vor mir kniete und irgendwie an meinen Hosenträgern fummelte, kam ein sehr sittsamer und korrekt gekleideter Sicherheitsmann zur Tür herein, um uns höflich zum Aufbruch zu drängen.

»Jetzt haben Sie glatt verpasst, wie ich ihm noch schnell einen geblasen habe!«, witzelte Kid.

Wie bei Tommy Lee hatte ich über Pamela auch zu Kid schnell eine unverkrampfte Beziehung entwickelt, aus der dann eine echte Freundschaft entstanden ist. Wir hielten per E-Mail Kontakt, trafen uns gelegentlich bei Konzerten oder zu einem Glas Jim Beam, wenn uns der Zufall einmal in dieselbe Stadt verschlagen hatte. In gewisser Weise sind wir alle so etwas wie wilde Agitatoren, die von Berufs wegen aggressiv und wütend auftreten, privat aber ein unbeschwertes und fröhliches Leben genießen.

Schließlich kamen wir doch los, Pamela, Kid und ich, und schlenderten durch die Lobby zur Vorfahrt des Grand Hotels, wo

Richard und Mausi Lugner in der Luxus-Langversion eines Rolls Royce auf uns warteten. Ein Wagen, den auch schon Präsident Bush benutzt hat, wie Lugner erklärte. Das Automonster kroch die paar Meter zur Oper im Schneckentempo, weil die Straßen von Ballbesuchern und allen möglichen Schaulustigen total verstopft waren, was erst Lugner sichtlich nervös machte und dann auch uns in einen Zustand der Anspannung versetzte. Etwas weiter vorn, wo sich Demonstranten tummeln durften, startete eine Leuchtrakete. In einem glitzernden Bogen zischte sie los, wie Tinker Bell, die Fee, bei ihrem kometenhaften Flug vom Schloss während des großen Feuerwerks in Disneyland.

»Ja, das sind meine Leute«, sagte ich, ohne irgendjemanden direkt anzusprechen. Niemand erwiderte etwas.

Dann waren wir nahe genug an die Staatsoper herangekommen, um zu sehen, was für ein Spießrutenlauf uns noch bevorstand; es war nicht einfach nur ein roter Teppich, sondern eine lange Treppe, komplett in Rot. Auf beiden Seiten lauerten Hunderte von Fotografen - und dahinter noch einmal Hunderte von Schaulustigen. Als die Menge unsere Limousine erkannte, gingen sofort die bekannten Jubelgesänge los, und nicht wenige der Reporter kreischten mit, wie Teenager im ersten Hormonsturm:

»PA-ME-LA! PA-ME-LA!«

»Leute, haltet meine Hand schön fest und lasst bloß nicht los«, sagte Pam etwas beklommen zu Bobby, als wir auf den Punkt zurollten, an dem wir abgesetzt werden sollten.

»NEIN!«, polterte da plötzlich Herr Lugner und richtete seinen edlen, schwarz glänzenden Gehstock mit dem weißen Knauf auf mich. »Wir hatten abgemacht, dass Pamela mit mir über den roten Teppich geht!«

»Man soll einem Mann mit einem Gehstock nicht widersprechen«, willigte Bobby zögernd ein. »Aber wir werden direkt hinter dir sein.«

Dann öffneten sich die Türen unserer Limousine und entließen uns in eine bizarre Welt gleißender Lichter und kreischender Stimmen und der verblüfften prominenten Gesichter, auf denen sich die Erkenntnis spiegelte, wen sie da vor sich hatten - nämlich die Schöne und das Biest des diesjährigen Balls. Und außerdem Bobby. In dem Moment wurde mir bewusst, dass die Leute möglicherweise immer noch dachten, dass wir irgendeine irre Aktion abziehen würden, und vor meinem geistigen Auge liefen wie im Zeitraffer die skandalträchtigen Bilder ab, die man von uns erwarten mochte: dass wir uns nackt ausziehen, mit Schildern fuchteln, mit toten Tieren schmeißen oder Leute mit Farbe bekleckern würden. Schade, dass wir sie enttäuschen mussten. Aus reiner Neugier schaute ich mich um, während wir uns zentimeterweise durch den Menschenpulk vorwärts und die Treppe hoch schoben, aber glücklicherweise konnte ich keinen einzigen Pelz ausmachen, der sich als Ziel einer Attacke eignen würde. Nur eine süße alte Dame, deren Mantel ein Kragen aus Fuchsfell schmückte.

Als wir das grandiose Foyer der Oper betraten, in dem es von aufgedonnerten älteren Damen der besseren Gesellschaft und Männern mit Schärpe nur so wimmelte, wurden wir vereinzelt sogar mit Applaus begrüßt. Am Geländer über uns war eine bunte Ansammlung wohlwollender Gesichter zu sehen, Madame Gürtler stand dort, Madeleine Albright und der österreichische Kanzler. Und in diesem Moment war ich mir endlich sicher, dass wir unseren Standpunkt überzeugend vertreten hatten. Ich zwang mich, tief und lang Luft zu holen - nicht um meine Aufregung zu bekämpfen, sondern um den Duft der 45 000 Rosen zu genießen, die dieses umwerfend schöne, vor quirligem Leben nur so brummende Theater schmückten. Es war allerdings vor dieser Geräuschkulisse kaum möglich, die Fragen zu verstehen, die man uns zurief, während wir durch die Menge manövrierten. Doch ich versuchte trotzdem, so gelassen und würdevoll wie möglich ein paar kurze Statements ab-

zugeben. Nur brüllten dann plötzlich alle gleichzeitig auf mich ein, und da war dann alle Mühe vergebens. Also lächelte ich freundlich, atmete tief durch die Nase ein und rief in den Krawall: »Es riecht einfach wunderbar hier!«

Pamela sah aus, als sei sie vor Ehrfurcht erstarrt. Sie ließ sich von den drängenden Menschenmengen weitertragen.

Endlich hatten wir unsere Loge erreicht, wo uns bereits eine auserwählte Schar von Adligen, den üblichen Gesellschaftslöwen und Politikern erwartete, inklusive einiger sehr konservativ wirkender Würdenträger. Einige steckten uns ihre Visitenkarten zu und versprachen, uns bei Gesetzesvorstößen zum Tierschutz tatkräftig zu unterstützen. Dann wurde die Tür hinter uns geschlossen, und wir konzentrierten uns auf unser Hauptinterview des Abends - mit Alfons Haider, für die Live-Sendung vom Opernball. Erneut gab er uns die Gelegenheit, unser Anliegen vor einem Millionenpublikum auszubreiten, und er behandelte Pam und mich wie echte Helden. Ihm allein haben wir es zu verdanken, dass dieser Abend dann doch noch ein Erfolg wurde.

Um zehn Uhr erklangen unten zum ersten Mal die eleganten Melodien von Strauss. Pamela und ich prosteten den Lugners und ihrem erweitertem Familienkreis mit Champagner zu; nur Kid Rock blieb seinem Miller-Bier treu. Dann erloschen die großen Saalleuchten, und der berühmte Ball begann. Pam und mir stiegen buchstäblich die Tränen in die Augen, so gerührt waren wir, als das Orchester zu einem Stück aufspielte, das sie die Tritsch-Tratsch-Polka nannten. Ein Kinderchor sang, die Eleven der Ballettschule an der Wiener Staatsoper tanzten. Ironischerweise waren Pam und ich, die angeblichen Rebellen, die Einzigen in der Loge, die der Aufführung mit Hingabe folgten; alle anderen waren zu eifrig dabei, Kontakte zu knüpfen und zu pflegen.

Kid Rock unterhielt derweil die jüngeren der Lugners draußen vor der Loge mit A-cappella-Versionen klassischer Rock-Songs. Als

er irgendwann zu uns reinkam, um sich ein frisches Bier zu holen, leerte ich gerade die letzten Tropfen einer Schampuspulle. Wir machten ein paar Witze über die schräge Location, und er fragte, zu welchem Zeitpunkt man uns denn auf der Tanzfläche erwarten würde.

»Nicht vor Mitternacht«, erwiderte ich, »Wie bei Rocky Horror.«

Und dann erzählte ich ihm von der Aufregung um meinen Auftritt als Schwuler auf dem Ball - und warum die meisten Anwesenden wahrscheinlich eher froh sein würden, wenn ich überhaupt nicht auf der Tanzfläche erschiene, solange das Orchester Walzer spielte.

»So eine verdammte Scheiße«, rief Kid. »Dann tanze ich eben mit dir!«

Noch am Morgen vor dem Ball hatte die *Kronen Zeitung,* das große Boulevardblatt, mit einer Schlagzeile zu Bush und Saddam aufgemacht - über einer nahezu seitenfüllenden Karikatur von Pamela, Lugner und mir, wie man sich unsere Ankunft vor der Staatsoper vorstellte. Da schwinge ich wütend ein totes Kaninchen, Pamela knabbert an einer Karotte, und ein verduzter Lugner versucht verzweifelt, uns den Zutritt zur Oper zu versperren. Am Tag nach dem Ball waren wir wieder auf dem Titel der *Krone* - nur brachten sie dieses Mal ein Foto von unserem tatsächlichen Auftritt, und darauf sahen wir allesamt eleganter und stilvoller aus, als uns das je zuvor gelungen war und wahrscheinlich jemals wieder gelingen würde. »Der schwule Färb-Terrorist ist in Wirklichkeit ein Gentleman mit hervorragenden Manieren«, begann der dazugehörige Artikel.

Zu unserem großen Glück beschloss ein ebenso cleverer wie diskreter Geschäftsmann namens Thomas Winger, der bereits viele karitative Organisationen im Land unterstützte, den offiziellen Vertrauensvorschuss zu nutzen, den uns das ganze Theater um den

Opernball beschert hatte. Wenige Monate nach dem Fest lud er mich ein, zurück nach Wien zu kommen, um als Ko-Gastgeber ein Abendessen zu veranstalten, das für die ersten Tierschutzgesetze in der Geschichte Österreichs werben sollte, die bis dahin Jahr für Jahr im Parlament gescheitert waren. Ziel der Gesetzesinitiative war es erstens, die bestehenden lokalen Bestimmungen zu verschärfen, was die Grausamkeit gegen Tiere betraf, und sie auf eine landesweite Grundlage zu stellen. Zweitens sollten die neuen Paragrafen einige Praktiken endgültig unter Strafe stellen: etwa Hunde ohne jeglichen Schutz vor dem Haus anzuketten; die Verwendung von Wildtieren im Zirkus; oder die schlimmsten Exzesse der industriellen Tierzucht - also beispielsweise überfüllte Käfige in der Hühnerhaltung, wo die Vögel nicht einmal ihre Flügel ausbreiten konnten; oder die winzigen Ställe in der Schweinezucht, mit denen man trächtige Sauen fixierte. Man bat mich, alle einflussreichen Persönlichkeiten einzuladen, die ich bei meinem vorigen Besuch mit Pamela kennengelernt hatte. Alfons Haider sagte spontan zu, mich als Conferencier bei dem - inzwischen ausverkauften - veganen Abendessen zu unterstützen, und das Echo in der Presse war ebenfalls großartig. Die Medien stellten sich jetzt mit großer Begeisterung hinter die Gesetzesvorlage, die plötzlich parteiübergreifend Zustimmung fand.

Anfang des folgenden Jahres, also 2004, trat Österreichs erstes Bundesgesetz zum Schutz der Tiere in Kraft.

Subversive Supertranse



Lady Bunny

»Ich will Sie unbedingt kennenlernen!«

»Sie ist nicht wirklich eine *Sie.* Eher ein Es.«

»Du meinst, er hat sich operieren lassen?«

»Nein, die gesamte Installation ist noch wie bei einem Mann. Aber die Stimme klingt nach Frau, und vom Gemüt her ... Also ich sage lieber *es,* weil *es* irgendwie eine Klasse für sich ist.«

So versuchte ich meiner Mutter klarzumachen, wer oder was Lady Bunny ist.

Wir waren zu Thanksgiving ins sonnige Florida gefahren, um der Kälte in Virginia zu entgehen, wohin jetzt auch meine Mutter gezogen war, um näher bei mir und der Handvoll Freunde im PETA-Hauptquartier zu sein, die sie regelrecht verhätschelten. Meine Mutter war seit den Fünfzigerjahren nicht mehr in Miami gewesen und neugierig darauf zu sehen, wie viele Regenbogenflaggen dort nun flatterten. Also hatten wir für ein gemütliches Wochenende Zimmer im wunderbar heruntergekommenen Dorchester gebucht und saßen entweder am Pool und lasen oder schlurften zum Strand. Der einzige wichtige Programmpunkt für sie war der jährliche Adventsbesuch im Schönheitssalon, wo sie sich die Fingernägel machen ließ - und zwar in einem blassroten Lack mit zusätzlichen Schneeflocken-Applikationen auf beiden Mittelfingern. Natürlich fielen immer wieder ein paar arme Seelen auf das Glitzern herein und dachten, dass es einen guten Ansatz für ein wenig Smalltalk mit der alten Dame bot: »Ach, zeigen Sie doch einmal Ihre Feiertagsnägel!« Worauf meine Mutter bereitwillig mit einem Doppelstinkefinger antwortete und einem sarkastischen »Fröhliche Weihnachten!«.

Aber mit unseren beschaulichen Tagen am South Beach war es schnell vorbei. Denn als meine Mutter die Lincoln Avenue entlanghumpelte, entdeckte sie an einem Telefonmast ein Plakat, das für eine Party mit Lady Bunny warb, der rasiermesserscharfen Königin des Kalauers, die unter anderem zu den Organisatoren des Transentreffens beim Wigstock Drag Festival in Greenwich Village gehört. Bunny zählt außerdem zu meinen liebsten, schwulsten Freunden.

Bunny war begeistert, als *es* erfuhr, dass wir auch gerade in Miami waren, und bat die Gastgeber der Party, uns VIP-Eintrittskarten zu schicken - und eine Tasche mit Probepackungen und Geschenken, die meine Mutter und ich sofort auf unserer blumengemusterten Tagesdecke auskippten. Gleitcreme und Kondome ignorierten wir einfach und balgten uns stattdessen um die Miniflasche mit dem Wodka-Orangen-Mix. Gemeinsam studierten wir das Programm des Events, das irgendeinen Super-D] ankündigte und eine gewaltige Wand von Basslautsprechern. Wir blickten einander besorgt an. Meine Mutter muss sich nämlich sehr anstrengen, um Menschen mit piepsigen Stimmen zu verstehen, und Lady Bunny quiekt in einer derart hohen Tonlage, dass *es* bei einem Job für eine Telefonsex-Agentur schon einmal als Frau durchgegangen ist.

»Das ist aber keine schöne Umgebung für ein ordentliches Gespräch«, beschwerte sich Mom. »Können wir uns nicht lieber zum Mittagessen mit ihm verabreden?« Also rief ich Bunny noch einmal an, und wir änderten unseren Plan.

»Ich habe gehört, dass sie ihren Namen noch häufiger wechselt als eine Transe«, säuselte Bunny in seinem affektierten Tennessee-Singsang ins Telefon. »Also, wie nennt sich deine Mom jetzt gerade?«

»Die letzten paar Jahre hat sie sich jedenfalls Penny Lawrence genannt«, erwiderte ich, »aber sie hört auch auf »Baby Jane< und >Mami-Schatz<, wenn du es nur so laut brüllst, dass sie es überhaupt verstehen kann.«

Die meisten Schwulen überlegen sich schon sehr genau, wen sie von ihresgleichen den Eltern zumuten, und geben sich große Mühe, vor allem die »normalen« Typen vorzustellen. Und viele Homos würden es sich wahrscheinlich eher überlegen, ob eine Vagina nicht vielleicht doch die bessere Wahl ist, als ihre 72-jährige Mutter zum Lunch mit einer vulgären Supertranse mitzunehmen. Vor allem nicht, wenn diese Supertranse gerade eine verschrammte Nase hat, weil der letzte Lover sich geweigert hat, die Gürtelschnalle aus dem Weg zu nehmen. Aber meine Mutter ist eben anders, sie liebt Leute, die das ganze Jahr wie zu Halloween rumlaufen. Und sie findet Transen super, seit sie *Manche mögen's heiß* gesehen und danach keinen Film dieser Kategorie ausgelassen hat, vom *Käfig voller Narren* bis zum neuen Werk von Pedro Almodövar. Meine Brüder und ich waren eigentlich immer besser mit Figuren wie Divine oder Tim Curry vertraut als mit irgendwelchen Sportskanonen. Und wenn es Transen damals wie Baseball-Spieler auf Tauschkarten gegeben hätte, hätten wir die komplette Serie haben wollen. Meine größte Sorge vor der Begegnung in Miami war also nicht, dass Bunny zu schräg für meine Mutter sein würde - oder andersherum. Sondern dass beide möglicherweise aus Rücksicht und Höflichkeit zu gehemmt sein würden und ihre wahre sarkastische Persönlichkeit verleugnen könnten.

Bunny habe ich kennengelernt, als ich in den Achtzigern mit Goldy Loxxx durch die Kneipen des East Village in New York zog - ich wohnte zu der Zeit ja in seinem begehbaren Kleiderschrank. Bunny, damals Go-Go-Girl in einem Club namens Pyramid, lebte in einem fiesen Wohnblock ohne Fahrstuhl, und über ihm hausten Skinheads, die zwar Schwule überhaupt nicht leiden konnten, aber den Freak in der Etage unter ihnen irgendwie doch ins Herz geschlossen hatten. Vielleicht hatten sie auch einfach Schiss vor ihm. Denn Bunny ist keineswegs der typische superschicke Frauen-Imitator, sondern eher so eine Art furchterregender Clown im Fummel. Dazu trug *es* mehrere Lagen falscher Wimpern und lä-

cherliche turmhohe blonde Perücken, mit denen *es* aussah wie eine durchgeknallte Barbara Eden. Wenn man sich jetzt noch eine Stimme vorstellt, die nach einer verkaterten Scarlett O'Hara klingt, und eine vulgäre Schlagfertigkeit wie bei dem subversiven Zeichentrick-Hund *Triumph the Insult Comic Dog,* dann hat man eine ungefähre Ahnung, wer Bunny ist. Bei seiner anzüglichen Kabarett-Show steht immer folgendes Schild an der Bühne, sozusagen als handgeschriebener Abspann: MAKE-UP von SHERWIN WILLIAMS, CHOREOGRAFIE von STEVIE WONDER, MUSIK von MARLEE MATLIN. Wer die Namen nicht kennt: Williams stellt Ölfarben her und Marlee Matlin ist taub. Bunny hat die kurvenreiche Figur einer Sanduhr, wobei der meiste Sand in der oberen Hälfte stecken geblieben ist. Was man in der Regel zu sehen bekommt, ist viel Bein, denn Bunny liebt glänzende, blickdichte Strumpfhosen, die *es* mit riesigen Blusen in grellen Farben und schrillem Modeschmuck kombiniert.

»Gibt es irgendwelche Tabuthemen, die gar nicht gehen?«, wollte Bunny noch wissen, als wir die Art-Deco-Lobby des Dorchester durchquerten und das Zimmer meiner Mutter ansteuerten. Klippklopp lärmten seine Riesenabsätze, es klang fast so, als würde Mr Ed einziehen, das sprechende Pferd aus der Sechzigerjahre-TV-Serie. Die Frage verblüffte mich doch ein wenig, denn immerhin hatte Bunny meine Mutter schon einmal am Telefon getestet und behauptet, *es* riefe von der Klinik für Geschlechtskrankheiten in Dade County an, weil ja »mehr als ein Dutzend Patienten den Namen Mathews als letzten Kontakt angegeben« hätten.

»Wäre besser, wenn er schnell zu einer Untersuchung vorbeikommt«, hatte Bunny kichernd gesagt - und aufgelegt.

Kaum hatten wir mit der Code-Karte die Tür zu Moms Zimmer geöffnet, kreischte Bunny schon »Hi-ii!« und fiel meiner Mutter um den Hals. Dann trat *es* einen Schritt zurück, um Moms Outfit zu begutachten. Zweimal wanderten seine Blicke auf und ab.

»Irre, wo hast du denn dieses Kleid her?«, fragte Bunny.

»Gefällt es dir? Habe ich bei Lerner gekauft«, behauptete meine Mom.

»Hm, sieht aber mehr nach Lernschwierigkeiten aus«, quietschte Bunny, und meine Mutter lachte laut mit.

»Ich mag jedenfalls, was du da trägst, egal was es ist«, revanchierte sie sich. Bunny hatte eine grüne und rote Kreation angezogen, die wie ein traditionelles Kleid aus Hawaii aussah und mit einer riesigen goldenen Schleife über der Brust zusammengezurrt war.

»Ich bin das Weihnachtsgeschenk, das sich niemand zu öffnen traut«, erwiderte Bunny mit einem künstlichen Schluchzer.

»Es bringt zumindest deine Schwimmerfigur hervorragend zur Geltung«, setzte meine Mutter nach. »Wie Shelley Winters in *Poseidon Inferno*.«

Für mich klang das nach einem gelungenen Auftakt für unser gemeinsames Wochenende. Aber Perry war natürlich auch bestens vorbereitet auf Bunny, denn ich hatte ihr immer wieder mal davon erzählt, wie Bunny und ich vor Jahren in unser seltsames Arbeitsverhältnis hineingeraten waren.

Es fing damit an, dass Bunny und ich am Union Square von den Platzanweisern aus dem Kino geworfen wurden, weil wir unsere Lachkrämpfe einfach nicht unter Kontrolle bekamen (es lief irgendeine typische Liebesschmonzette). Aber dann saßen wir zusammen und brüteten Ideen für unsere nächste PETA-Party im Love Machine aus, die wir FÜR IS A DRAG nennen wollten. Wir malten uns eine wunderbare Parodie auf eine reguläre Pelzmodenschau vor, komplett mit Laufsteg und dem ganzen Brimborium: als Models nur Transvestiten in alten abgelegten Pelzen, als Accessoires die Fallen von Pelzjägern - und dann das alles schön mit Farbe bekleckert. Bunny sollte als Conferencier auftreten und jedes »Modell« auf dem Laufsteg mit einem ätzenden Anti-Pelz-Kommentar begrüßen. Wobei manche der Beleidigungen gerne selbstironischen Charakter haben durften wie etwa der Spruch über Bunnys Outfit:

»Dieser Show habe ich es zu verdanken, dass ich jetzt überlege, meine Lederjacke doch wieder zurückzugeben. Sie sah an der ersten Kuh viel besser aus.«

Wir organisierten unsere subversive Modenschau an einem Dienstag, und es gelang uns beiden, die passenden Künstler zum Mitmachen zu überreden - Leute wie Lypsinka, Elvira, Deee-Lite, Hedda Lettuce, Mistress Formika, Mona Foot, Miss Guy, Julia Sweeney (auch als »Pat« bekannt) von *Saturday Night Life,* außerdem Flotilla the Barge of Empress of Large und Miss Understood, die Gilda Radners Song zum Besten gab: *Let's Talk Dirty To The Animals.* Frei übersetzt: Lass uns den Tieren etwas Versautes erzählen. Als DJ konnten wir Moby gewinnen.

Die Idee war natürlich, selbst einen Riesenspaß zu haben und dabei gleichzeitig unsere Botschaft unter die Leute zu bringen, doch dann reagierten Öffentlichkeit und Medien so enthusiastisch, dass plötzlich alle möglichen Clubs, in Amerika wie in Europa, unsere tolle FUR-IS-A-DRAG-Show buchen wollten - inklusive der Flüge für alle und dem Engagement weiterer Künstler vor Ort. Bei einem dieser Events trat dann auch k.d. lang auf - und zwar zum ersten Mal komplett als Frau gekleidet. Sie trug eine fließende gelbe Robe aus Chiffon, eine enorme dunkle Lockenperücke, massenweise Make-up und sogar falsche Wimpern; sie war überhaupt nicht wiederzuerkennen. Was sie schließlich doch verriet, war ihr Schuhwerk - die unvermeidlichen Kunstlederstiefel von Doc Martens.

Was ich an dieser gesamten Aktion besonders schätzte, war der Umstand, dass PETA dabei als eine Organisation rüberkam, die mit Humor und Spaß bei der Sache war - und nicht so trocken und todernst zu Werke ging, wie man das von vielen ähnlichen Initiativen kennt. Wir teilten uns die Arbeit so ein, dass Bunny die lokale Transenszene organisierte und ich mich um Öffentlichkeitsarbeit und Werbung kümmerte. Aus unserer Schnapsidee war nun eine richtiggehende Kampagne geworden, und die unterschied-

lichsten Magazine, vom *Advocate* über *Face* bis zu *People,* sowie die *CBS News* berichteten über uns. In Paris veranstalteten wir während der Woche der großen Modeschauen eine Anti-Pelz-Soiree auf den Champs-Elysees, die bei vielen angesagten Designern und Stylisten gut ankam, und in London war die Veranstaltung komplett ausverkauft. Boy George hatte die Werbetrommel für uns gerührt, und Star des Abends war der Angst einflößende schwule Performance-Künstler Leigh Bowery.

Es war ein milder Nachmittag in Miami, und Mom, Bunny und ich unterhielten uns prächtig, während wir an der Collins Avenue entlang zu Gino's schlenderten, einer freundlichen italienischen Spelunke. Ich war früher am Tag schon einmal da gewesen, um Kaffee zu holen, aber weil sie meinen Zwanziger nicht wechseln konnten, bekam ich ihn umsonst. Und da solche großzügigen Gesten grundsätzlich erwidert werden müssen, bestand ich darauf, Gino's unseren Umsatz zu schenken.

»Bist du sicher, dass man hier gut essen kann?«, fragte Bunny und schaute sich im spärlich besetzten Restaurant um.

»Klar«, sagte ich etwas zögernd. Weil meine Mutter und ich beide Veganer sind, bot ich Bunny die tote Fliege auf unserem weißen Tischtuch als Vorspeise an.

Nachdem wir bestellt hatten, ließen wir die Schönheit unserer Umgebung auf uns wirken: Gino's war in der Hauptsache mit bunten Plastikblumen dekoriert, die man zusammen mit kleinen glitzernden Lichtern um die römischen Torbögen und Säulen drapiert hatte. Das Ambiente weckte in Bunny angenehme Erinnerungen.

»Hast du Perry eigentlich jemals von unserem Trip nach Rom erzählt?«, fragte Bunny und setzte dabei eine Miene auf, in der man sowohl Scham als auch Stolz erkennen konnte.

»Äh … nein«, sagte ich und schenkte Wein nach. »Erzähl du.«

Also legte Bunny los und berichtete, wie der superschicke

Nachtclub Gilda uns exklusiv für einen FUR-IS-A-DRAG-Abend in mein geliebtes Rom geflogen hatte. Am Nachmittag vor der Show setzten sie uns noch in eine surreale Pressekonferenz - und dann zogen wir los und absolvierten das übliche Touristenprogramm. Bunny, in voller Jayne-Mansfield-Aufmachung, stellte bald fest, dass antikes Kopfsteinpflaster in High Heels die absolute Hölle ist.

»Erst die Spanische Treppe, dann der Trevi-Brunnen, und am Pantheon war ich bereit, meinen Namen in Lady Blut-ist-im-Schuh zu ändern«, erzählte Bunny, als unser Essen serviert wurde. »Aber das hat uns nicht davon abhalten können, auch noch den Vatikan zu besichtigen.«

Ich kann es heute noch nicht glauben, dass uns der Vatikan überhaupt reingelassen hat. Bunny zu begleiten, wenn *es* in voller Montur einen Nachtclub ansteuert, ist eine Sache; aber *es* dabei zu beobachten, wie *es* bei helllichtem Tage in den Petersdom stöckelt, ist noch einmal etwas ganz anderes. Bunny war jedenfalls sehr dankbar, dass *es* hier eine Gelegenheit bekam, die Hufe ein wenig auszuruhen, und so kniete *es* sich unter der großen Kuppel neben mich auf eine Kirchenbank und versuchte, mit Gott ins Gespräch zu kommen. Wir fanden das fantastische Konstrukt des christlichen Glaubens beide eher fragwürdig, aber wir wollten uns einer Nachricht von oben auch nicht völlig verschließen. Wenn man tatsächlich versuchen sollte, uns zu erreichen, dann doch wohl hier, dachten wir uns, in Hörweite des Papstes. Wobei unsere stille Frage an Gott nicht einmal als Protest formuliert war - etwa von der Art wie »Warum verfolgt die katholische Kirche unseresgleichen?« oder »Warum lässt der Allmächtige so viel Elend zu in dieser Welt?«. Stattdessen wollten wir einfach von Nachbar zu Nachbar wissen: »Wie geht's denn? Ist eigentlich jemand zu Hause?«

Wir schlössen die Augen in voller Konzentration, aber es kam keine Antwort. Mit den Armen gen Himmel gestreckt, nahm Bunny eine Pose an, die *es* für besonders fromm hielt - aber vielleicht war es

auch einfach nur die Hoffnung, dass der glitzernde Plastikdiamant an seinem Fingereine Botschaft herauslocken könnte. Oder wenigstens einen Lichtblitz oder irgendetwas. Doch nichts geschah, und so fingen wir an zu kichern. Unsere Selbstbeherrschung versagte schnell; wir krümmten uns vor Lachen auf der Kirchenbank und gerieten vollkommen außer Kontrolle. Weil Bunnys Lachen eher eine Art Kreischen ist, das sogar Glas zum Splittern bringt, selbst dickes buntes Kirchenfensterglas, zog der perückenbewehrte und sich vor Lachen windende Clown bald mehr Kameras und geschockte japanische Touristen an als die Sixtinische Kapelle. Wie im Kino trat dann die Obrigkeit auf den Plan, nur waren es in diesem Fall nicht Platzanweiser der Mindestlohnkategorie in schwarzen Polyesterhosen, sondern die berühmte Schweizer Garde, großartig anzuschauen in ihren gelb-lila gestreiften Uniformen und ihren verrückten Helmen. Sie rauschten heran und eskortierten uns nicht nur aus der Basilika, sondern gleich noch quer über den Platz, bis wir die Außengrenzen des Vatikans hinter uns gelassen hatten.

»Warum ist der Papst eigentlich der einzige Mann, dem es vergönnt ist, in einer Kirche Kleider zu tragen?«, sagte Bunny schmollend, als die Männer uns kurzerhand vor die Tür setzten. Die Antwort auf seine Frage war genauso laut wie auf unsere simple Nachfrage bei Gott. Glücklicherweise gelang es mir, eine Menge Fotos von diesem Zwischenfall zu machen, und einige davon wurden sogar in dem Magazin *Genre* abgedruckt - unter der Überschrift »LADY BUNNY VERLEUMDET DEN PAPST«. Hauptsache, dass wir nicht festgenommen wurden und noch rechtzeitig zur PETA-Show zurück ins Gilda kamen.

Während Bunny die Geschichte erzählte, steigerte sich Mom in ein solch hysterisches Gelächter, dass sie jeden Versuch aufgab, auch nur einen weiteren Bissen von ihrer Pasta Marinara zu essen. Endlich kam sie wieder zu Atem und grinste mich schräg an.

»Danny Lee!«, schimpfte sie los, »Wie kannst du es wagen,

den Vatikan zu besuchen, ohne mir einen Rosenkranz mitzubringen?«

»Verdammt«, sagte Bunny, »Stehst du etwa auf dieses ganze Zeug?«

»Keine Panik«, erklärte Perry, »ich bin bei sehr strengen katholischen Pflegeeltern aufgewachsen, aber ich war immer davon überzeugt, dass die Bibel nur eine Sammlung von Fabeln für einfache Leute ist, die selbst nicht entscheiden können, was recht ist und was nicht. Aber ich liebe Rosenkränze! Ich habe fast in jeder Farbe einen.«

Bunny tat so, als wäre *es* erleichtert.

»In Norfolk wohne ich jetzt in einem Sozialbau - und bin von verzweifelten Baptisten-Witwen umgeben«, erzählte Mom weiter, die jetzt erst richtig in Fahrt kam. »Danny sagt dazu immer: »Gottes Wartezimmer. Jeden Donnerstag treffen sie sich zum Beten, und obwohl ich fast taub bin, kann ich noch am anderen Ende des Flurs hören, wie sie diese idiotischen Schafgeräusche machen. »Wir sind arme kleine Schafe, die sich verirrt haben, mäh, mäh, mäh!< Und habt ihr schon mal gemerkt, wie eindeutig zweideutig die Verse im Gospel sind? Wie ich meine Nachbarn singen höre, könnte man meinen, sie wollten nichts dringender, als mit dem Herrn ins Bett. Sie wollen, dass sein Geist in sie *eindringt.* Er erfüllt ihre *Sehnsucht.* Die Kirche hat es ja nicht so mit dem Sex, vielleicht ist das ihr Weg, ihrer Frustration Luft zu machen, aber es ist schon sehr peinlich.«

»Iiiihhh«, quiekte Bunny. *Es* schien ehrlich schockiert.

Um ihre These weiter zu belegen, stimmte Mom einen uralten Choral an - wobei sie mit den Wimpern klimperte und ihre 70-jährigen Hüften kreisen ließ, bis ihr Stuhl knarzte:

Have Thine own way Lord, have Thine own way
Thou art the potter, I am the clay.
Mold me and make me, after Thy will
While I am waiting,yielded and still.

Tu was du willst, o Herr,
Du bist der Töpfer und ich bin der Lehm.
Forme mich nach Deinem Willen,
Während ich warte, duldsam und still.

Wenn man singt, klingt die Stimme ohnehin lauter als beim normalen Sprechen. Wenn man singt und zudem taub ist - und noch dazu keinen Ton trifft, wie meine Mom -, dann kann man das im gesamten Bundesstaat klar und deutlich hören. Das komplette Küchenpersonal von Gino's hatte sich jetzt in einer Ecke des Restaurants versammelt, um meine Mutter anzustarren, die mit großer Leidenschaft ihren Gospel grölte. Als Bunny dann anfing, jede Strophe auch noch mit seinem hyänengleichen Lachen zu begleiten, fand ich, dass die Zeit gekommen war, nach der Rechnung zu fragen. Mir war viel daran gelegen, dass diese herzerweichende Szene einer glücklichen Verbindung von Familie und Freunden ein harmonisches Ende nahm. Außerdem fürchtete ich schon die ganze Zeit den Moment, da der Kellner Mom nach ihren Advents-Fingernägeln fragen würde.

Draußen auf der quirligen Lincoln Avenue liefen wir geradewegs in den Sonnenuntergang, und Miami nahm Anlauf zu einer weiteren wilden Samstagnacht. Als wir wieder vor dem Dorchester standen, fragte Bunny meine Mutter, ob sie mit ihrer Nase mal beim Schönheitschirurgen war.

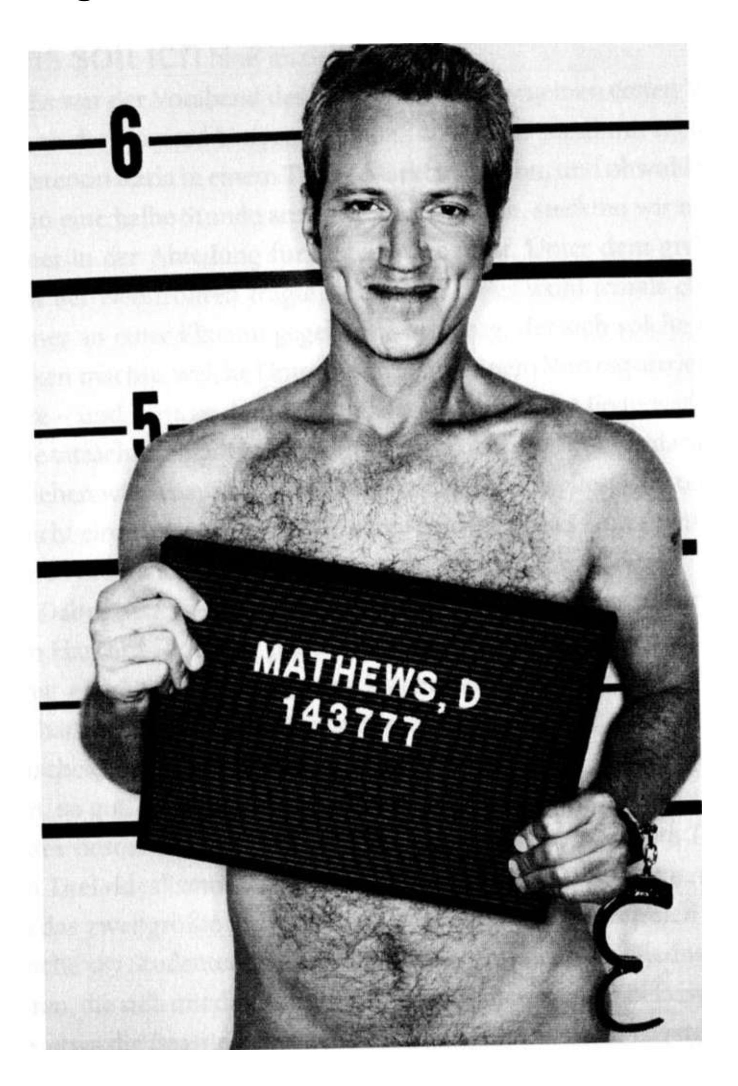
»Nein, aber ich fühle mich sehr geschmeichelt, dass du fragst«, antwortete Mom und griff nach Bunnys Arm - nicht aus Zuneigung und Zärtlichkeit, sondern um die Treppe besser hochzukommen.

»Wow!«, staunte Bunny, »du musst einmal eine echte Schönheit gewesen sein. Was ist bloß passiert?« Mom fing wieder an zu kichern und brauchte eine Ewigkeit für die restlichen Stufen. Einen Moment lang dachte ich, dass ich vielleicht oben mit einem Erdnussbutter-Riegel winken müsste, um sie endlich in ihr Zimmer zu locken. Wie so oft.

Kaum war die Tür zu, bedrängte mich Bunny: »Und, wie war ich? Meinst du, ich habe einen guten Eindruck auf sie gemacht?« Mom stellte am nächsten Morgen übrigens genau dieselbe Frage.

»Du warst super«, sagte ich zu Bunny und zu Mom. »Aber ich werde mich mit euch beiden nie mehr in der Öffentlichkeit zeigen können.«

Legale Unterwäsche



Ich gebe immer alles. Nach dem Auftritt in Harvard

Was soll ich bloß anziehen?

Es war der Vorabend des Tages, an dem ich meinen ersten Vortrag an der Harvard University halten sollte. Ich stand mit meiner Assistentin Karla in einem Target-Markt in Boston, und obwohl wir schon eine halbe Stunde am Diskutieren waren, steckten wir noch immer in der Abteilung für Unterwäsche fest. Unter dem grellen Licht der Neonröhren fragte sich Karla, ob es wohl jemals einen Redner an einer Eliteuni gegeben haben mag, der sich solche Gedanken machte, welche Unterhosen er zu seinem Vortrag anziehen sollte - und kam zu dem Schluss, dass ich wohl der Erste war. Ich hatte tatsächlich noch keine Sekunde lang überlegt, was ich darüber anziehen würde, auf keinen Fall irgendetwas Formelles; ich konnte ja nicht einmal eine Krawatte binden. Und für dieses Unternehmen kam es eben allein auf meine Unterwäsche an.

Dabei hatte alles eher harmlos angefangen. Ich hatte von einem Harvard-Professor per E-Mail die Anfrage bekommen, ob ich bereit ei, einen Gastvortrag zu halten. Seine Philosophiestudenten hätten mich auf ihre Wunschliste gesetzt. Thema: »Persönliche Entscheidungen im Kontext globaler Transformationsprozesse«. So weit, so gut. Dann las Karla aus dem Anhang der Mail vor, wonach dieses besonders ambitionierte Seminar, dem die *New York Times* den Titel »Idealismus 101« verliehen hatte, von den Teilnehmerzahlen das zweitgrößte in Harvard war. Offenbar quetschten sich jede Woche 587 Studenten in das Auditorium, um engagierte Redner zu hören, die sich mit der Zukunft unseres Gemeinwesens befassten - wie etwa die Beastie Boys, der Chef des Naturkosmetik-Herstellers

Tom's of Maine, der ehemalige Arbeitsminister Robert Reich oder der Linguist Noam Chomsky.

»Ich hoffe, dass die Courage und der Enthusiasmus unserer Redner ansteckend wirkt - und dass wir alle in der Lage sein werden, etwas davon auch in uns zu wecken«, so der Professor, Dr. Brian Palmer, in einem der vielen Zeitungsartikel über seinen eigenen Kurs, der so beliebt war, dass er inzwischen auf das Vierfache seiner ursprünglichen Studentenzahl angewachsen war und schon mehrmals in größere Räumlichkeiten hatte umziehen müssen. Professor Palmer war ein Mann der leisen Töne und in Harvard der Experte für die moderne westliche Welt und außerdem Leiter der theologischen Fakultät. »In Harvard wird oft zu viel Wert darauf gelegt zu vermitteln, wie man seinen Weg an die Spitze schafft«, sagte er. »Ich hoffe, dass dieses Seminar den Studenten dabei hilft zu entscheiden, welchen Zielen oder Organisationen sie ihr Können zur Verfügung stellen oder, auch das kommt vor, wie sie ihren Reichtum verwenden wollen. Es gibt wohl nur sehr wenige Zeitgenossen, die behaupten, dass die Welt dringend mehr Investmentbanker oder Firmenanwälte braucht. Im Gegenteil: Es sollten sehr viel mehr Menschen solchen eigennützigen Ambitionen abschwören und stattdessen andere, für das Gemeinwohl dringlichere Aufgaben übernehmen. Viele Studenten haben mir berichtet, dass dieses Seminar ihnen hilft, und zwar mehr als viele andere Kurse, sich vorzustellen, was einmal aus ihnen werden soll.«

Ingrid hatte mich inzwischen zum Vizepräsidenten befördert, obwohl ich eigentlich überhaupt kein Mensch bin, der auf solche Titel Wert legt. Wenn man mich fragt, was ich denn bei PETA so mache, sage ich immer, dass ich einer von den Superquerulanten bin. Aber als ich jetzt meinen Titel auf der formellen Anfrage von Harvard sah, kam mir das plötzlich sehr offiziell vor. Außerdem stand in der E-Mail, dass die Studenten - sozusagen als Hausaufgabe - Porträts über mich aus den Zeitungen zu lesen bekämen und

zusätzlich einige Artikel, die ich selbst geschrieben hatte. Ich rief als Erstes meinen Vater Ray und meine Stiefmutter Joan an, die beide außer sich waren vor Freude, was mir wirklich sehr viel bedeutete. Natürlich haben sie mich in meiner Arbeit immer unterstützt, aber mir war schon klar, dass es für meinen Vater eine willkommene Ablenkung sein würde, seinen Freunden und meinen jüdischen Verwandten erzählen zu können, dass ich zu einem Harvard-Vortrag eingeladen war. Und nicht wieder von seinem jovialen Vetter Jerry beim Pessach-Fest zu hören, dass er mich im Fernsehen gesehen hatte - als Karotte verkleidet.

Nachdem ich den Termin bestätigt hatte, legte Professor Palmer die Latte noch ein wenig höher. Das Seminar fange um drei Uhr an; ob ich mir vorstellen könne, vorher eine typische PETA-Aktion vorzuführen, damit die Studenten aus erster Hand sehen könnten, wie wir arbeiteten? In umgekehrter Reihenfolge der Redewendung - also den Taten Worte folgen lassen? Jetzt wurde es richtig spannend. Weil es noch Winter war, schlug ich vor, am Harvard Square ein Bett aufzubauen und (fast) nackte Menschen hineinzusetzen, die Schilder mit der Aufschrift »Pelz: out, Liebe: in« in der Hand hielten und die außerdem provokante Flugblätter verteilten. Nackte Menschen kann kein Passant ignorieren, erst recht nicht, wenn es draußen so kalt ist. Und die Studenten, argumentierte ich, könnten so gleich beobachten, dass die Atmosphäre, die man bei einer solchen Demonstration schafft, mindestens so wichtig ist wie die eigentliche Botschaft - wenn man eben mehr Menschen erreichen will als nur den harten Kern derer, die sich sowieso für ein Thema interessieren, also zusätzlich die voyeuristische Mehrheit anlocken möchte.

Der Professor fand die Idee großartig. Und in diesem Augenblick konnte ja auch niemand ahnen, dass der Plan dazu führen sollte, dass Karla und ich und etliche andere - darunter eine von Professor Palmers begabtesten Studentinnen - es an diesem Tag nicht mehr ins Auditorium schaffen würden, weil wir im Gefängnis

landeten. Anklage: »Erregung öffentlichen Ärgernisses durch unsittliches Entblößen«. Was in Massachusetts bedeutet, dass man in den Akten künftig unter dem ehrenvollen Titel eines »Sexualstraftäters« geführt wird. Mein armer Vater.

Dabei hatte ich, Ironie des Schicksals, sogar extra darauf verzichtet, meine blaue Monopoly-Unterwäsche zu tragen, die auf der Rückseite die Aufforderung trug: »Gehe sofort in das Gefängnis!«

»Ich bin für die SpongeBob-Boxer-Shorts«, hatte Karla mir jedenfalls im Target-Markt geraten. Sie waren knallgelb und mit kleinen SpongeBobs bedruckt - und außerdem aus Flanell, was deutlich mehr Wärme versprach als die dünnen Goofy-Unterhosen aus Baumwolle. Also würden zumindest bestimmte wichtige Regionen nicht ganz so schlimm frieren. Jetzt mussten wir nur noch entscheiden, was Karla direkt auf der Haut tragen sollte.

»Ich meine, mein normaler weißer BH reicht völlig«, sagte sie und rollte mit ihren blauen Augen. Sie leistete erbitterten Widerstand gegen die Girly-Wäsche, die ich von den Kleiderständern holte und ihr vor die Brust hielt. »Hör mal zu, du kleine Schlampe«, sagte ich in meinem besten Prolldialekt, »du ziehst dich gefälligst wie ein Mädchen an, wenn ich das sage.« Es war ein Versuch zu testen, wie die anderen Shopper reagieren würden, aber sie kamen leider nicht dazu, weil Karla laut lachte, bevor sie sich irgendwie regen konnten.

»Nein, wirklich«, fuhr ich jetzt ernsthafter fort, »Aktivisten sind oft so öde, und einer meiner Punkte für die Rede ist ja, dass Leute, die für einen guten Zweck kämpfen, sich lockerer geben müssen, um ihre Kampagnen unterhaltsamer zu machen. Also müssen wir lustige Unterwäsche anziehen. Basta.« Auch wenn die Beziehung zwischen Karla und mir eine berufliche ist, fühlt sie sich oft genauso an wie eine echte Freundschaft, was die Arbeit mit ihr zum Vergnügen macht. Und das ist schon sehr hilfreich, weil unsere Arbeit

unvermeidlich zur Überschreitung von Gesetzen führt. Oder noch Schlimmerem.

Karlas Nachname ist Waples, aber wir nennen sie eigentlich nur *Wajfjßes* - also Waffel. Sie stammt ursprünglich aus San Antonio, wo sie eines Tages nach dem Cheerleader-Training bei PETA.org vorbeischaute, um für eine Hausarbeit über die Rechte von Tieren zu recherchieren. Wenig später wurde sie Vegetarierin, und nach ihrem Abschluss in englischer Literatur an der Southern Methodist University bewarb sie sich für eine feste Stelle bei uns im Hauptquartier in Virginia, wo man sie mit Kusshand nahm. Karla ist eine sehr gut organisierte und gleichzeitig unbekümmerte Blondine, die kaum jemals Make-up trägt. Aber sie ließ sich schließlich doch überreden, für unsere Aktion an der Harvard University die schrille rot-blaue Unterwäsche anzuziehen, die ich für sie aussuchte. Sie war mit kleinen Comic-Affen bedruckt, die als Captain America verkleidet waren - und im Stil perfekt zu meinem SpongeBob-Outfit passten.

»Ich mache mir immer noch Sorgen wegen der Genehmigung für unsere Aktion«, sagte Karla, als wir an der Kasse warteten. »Oder vielmehr deswegen, weil wir keine haben.«

»Wir haben doch alles getan, was wir da tun konnten«, erwiderte ich. »Und schließlich werden wir mehr Klamotten anhaben als manche Leute am Strand.«

Einen Monat vorher, als wir uns an die Planung für unseren nackten Akt auf dem Harvard Square machten, hatte Karla die zuständige Abteilung bei der Polizei in Cambridge angerufen und den Bescheid bekommen, sie müsse ihre Anfrage per Fax schicken - und dabei den genauen Zeitpunkt für die Aktion angeben, den Ort und die Art der geplanten Demonstration. Und weil wir vergleichbare Aktionen schon überall auf der Welt organisiert hatten, konnten wir uns nicht vorstellen, dass es irgendwelche Probleme geben würde. Doch nachdem wir brav unsere Anfrage eingeschickt und dann die Polizei täglich Woche um Woche angerufen hatten, ohne

eine Reaktion, geschweige denn eine Genehmigung zu bekommen, begannen wir, uns langsam Sorgen zu machen. Professor Palmer fand das alles wenig überraschend; seiner Meinung nach hatte sich das Klima seit den Sechzigern, als Harvard noch eine Brutstätte für weitaus wilderen Protest war als unsere geplante Betten-Schau, sehr verändert. Die Universität war heute offenbar viel weniger bereit, solche Demonstrationen zu tolerieren.

Kann sein, dass die Behörden vor Ort fürchteten, der Harvard Square könnte von nackten Elitestudenten überrannt werden; denn es erschienen bald die ersten Artikel in den Zeitungen, zuerst im *Harvard Crimson,* später in den Blättern aus Boston und schließlich landesweit, die sich in Spekulationen ergingen, dass außer mir und meinen Gefolgsleuten Hunderte von Studenten mitmachen würden. Dann riss sogar Tina Fey in der Wochenendsendung ihrer Comedy-Show *Saturday Night Live* einen Witz über unsere Aktion und versetzte so das ganze Land in gespannte Vorfreude - nicht zuletzt die Bauarbeiter in Cambridge, die sich eine spannende Live-Aufführung mit nackten Tatsachen erhofften. Mein erstes Ziel war damit erreicht: Die Studenten konnten am praktischen Beispiel lernen, dass es manchmal nur strategisch eingesetzten Exhibitionismus braucht und eine Handvoll Aktivisten, um auch ganz ohne Budget Millionen zu erreichen. Wobei ein Restrisiko, dass es einen Heidenärger gab, eben nicht auszuschließen war.

Karla faxte die Polizei also noch einmal an und erklärte, dass entgegen anders lautenden Berichten der Medien tatsächlich nur fünf Personen in das Bett passten; dass wir es in einer Senke der großen Parkanlage am Harvard Square aufstellen wollten, die von allen *the pit* - die Grube - genannt wurde; und zwar so, dass weder Passanten noch Verkehrsfluss beeinträchtigt würden. Aber wieder keine Reaktion. Bis sich endlich, am Tag vor unserer Aktion, ein Polizeibeamter bei Karla meldete und verkündete, sie müsse zusätzlich noch eine Erlaubnis für eine »öffentliche Aufführung« beantra-

gen und dass die Bearbeitung einige Wochen in Anspruch nehmen könne.

»Tut mir leid«, sagte der Bürokrat noch - und legte auf.

Wir hatten im Laufe der Jahre schon viele Aktionen und Veranstaltungen organisiert, aber so etwas war uns noch nicht untergekommen. Im Gegenteil, die Behörden vor Ort sind in der Regel sogar sehr hilfsbereit und finden den Unfug, den PETA veranstaltet, eher amüsant. Aber hier in Cambridge sah es so aus, als wollte die Obrigkeit mit uns einfach nichts zu tun haben.

»Was werden Sie jetzt machen?«, erkundigte sich Professor Palmer am Telefon bei mir.

»Wir machen weiter nach Plan«, erwiderte ich, auch wenn die Angelegenheit begann, mir auf die Nerven zu gehen: »Wir leben schließlich nicht in einem Polizeistaat. Wir haben das Recht, unsere Botschaft zu verbreiten, und die Mädchen lassen sich durch nichts abschrecken. Und ich werde Boxer-Shorts tragen und keine Slips, bei denen jeder meine Eier sehen kann, verdammt noch mal!«

»Das ist genau die Art von Enthusiasmus, die meine Studenten während der Debatte im Hörsaal spüren sollen«, jubelte der Professor mit seiner leidenschaftlichen und doch flüsterleisen Stimme. *Ach ja, der Hörsaal.* Ich hatte doch tatsächlich einen Moment lang vergessen, dass es bei unserer Aktion um Anschauungsunterricht für Hunderte von Studenten ging.

»Ich glaube wirklich nicht, dass uns die Polizei Ärger machen wird«, sagte ich und erklärte ihm die möglichen Szenarien, wie ich es vorher für meine unerschrockenen Bettgespielinnen getan hatte. »Und selbst wenn: Ein Protest ohne Genehmigung rangiert am unteren Ende der Gesetzesverstöße. Und wir kriegen, wenn es hochkommt, eine Unterlassungsanordnung oder eine sofortige Verwarnung. Jedenfalls nichts, was mich davon abhalten wird, pünktlich um drei im Hörsaal zu stehen.«

Es muss ausgesehen haben wie nach einer wilden Pyjamaparty, als meine Mitstreiterinnen und ich uns am Montagmorgen in der kleinen Lobby des Harvard Square Hotels versammelten - denn wir trugen nichts als unsere Unterwäsche. Es war ein schöner klarer Tag und nicht ganz so kalt, wie wir es erwartet hatten. Wir waren ein paar Minuten eher runtergekommen, weil wir mit Kristin Waller verabredet waren, einer selbstbewussten Frau aus Palmers Seminar, die nebenher für das Magazin der Universität schrieb. Trotz der Aufregung um die fehlende Genehmigung hatte sie sich entschieden, dass die beste Perspektive für einen Bericht von unserer Aktion die einer Teilnehmerin sei. Also zog sie sich aus, um mit uns ins Bett zu gehen - nur dass sie eben ihren Notizblock in der Hand hatte und kein Protestplakat.

»Das ist die richtige Einstellung«, sagte ich zu ihr. »Und für eine mehr ist doch immer Platz.«

Ein paar Geschäftsleute, die in der Hotellobby an uns vorbeizischten, wären fast in ihren Nadelstreifenanzügen erstarrt, als sie Karla und Kristin entdeckten, die nichts als ihre Höschen trugen und gerade dabei waren, sich gegenseitig die Brustwarzen abzukleben. Das ist leider vom Staat so vorgeschrieben, wenn man sich keine Anklage wegen unsittlichen Entblößens einhandeln will; und deshalb achteten wir bei solchen Aktionen immer sehr genau darauf, dass alles ganz korrekt vor sich ging. In der Lobby trafen wir außerdem Paul DeVido, einen politisch aktiven Freund aus New York, der mit dem Zug gekommen war, um meine Rede zu hören - und sich bereit erklärt hatte, den Kleinbus mit uns Flitzern durch das Einbahnstraßengewirr vom Hotel zum Einsatzort zu chauffieren.

»Alles einsteigen«, rief Paul von der Glastür der Lobby. »Ich habe die Heizung auf volle Pulle gedreht!« Wir prüften noch einmal, ob wir alle unsere Kissen und unsere Plakate parat hatten; wenn man nichts anhat, sind die Requisiten besonders wichtig. Dann stapften wir los.

Neben Kristin und Karla sollte auch die PETA-Straßenkämpferin Brandi Valladolid - fit, dunkles langes Haar, ernster Schmollmund - unser Bett teilen. Als sie in der Show von Howard Stern im Salatbikini auftrat, fielen ihm fast die Augen aus dem Kopf; dann erklärte er, dass er sie heiraten wolle. Sie aber blieb völlig cool und zog weiter ihren Sermon über die neue Kampagne für Vegetarismus durch, mit der sie Millionen von Zuschauern erreichen wollte. »Lettuce be lean« war das Motto, ein schönes Wortspiel: *Lettuce* ist Salat, klingt aber auch wie *let us.* Lasst uns schlank sein - mit Salat.

Außerdem hatten wir noch zwei PETA-Freiwillige dabei: Aryenish Birdie, eine Studentin aus Neuengland, die mit dem Greyhound-Bus angereist war und die so schnell nichts erschüttern konnte; und Amy Thompson, eine freche Kellnerin vom Lake Tahoe, die gerade ein Praktikum bei uns in der Zentrale absolvierte. Als Paul den Bus an einer Ampel zum Stehen brachte, versuchte sie, mit ihrem verführerischsten Blick die Aufmerksamkeit der Typen im Wagen neben uns zu gewinnen, und als diese endlich rübersahen, zog sie mit einer neckischen Geste das Kissen vor ihren Brüsten weg und drückte ihre beeindruckende Oberweite gegen das Fenster. Sie machte noch einmal große runde Augen und warf ihnen eine Kusshand zu. Dann fuhren wir los.

»Wie sieht es aus?«, war meine besorgte Frage am Handy. Ich saß auf dem Beifahrersitz unseres Nackttransports und versuchte, meine Unterhose so zu richten, dass SpongeBob nicht mit hängender »Zunge« aus dem Bus steigen würde.

»So verrückt, wie man es sich nur vorstellen kann«, antwortete Michael McGraw, der modebewusste junge PETA-Mann, der das Chaos am Harvard Square dirigierte. Die »Grube« war voller Leute, Hunderte von Schaulustigen waren gekommen, darunter Professor Palmer und seine Studenten, aber auch Hilfsarbeiter aus Cambridge mit simplen Wegwerf-Fotoapparaten, dazu Kamerateams von allen Sendern aus Boston und die üblichen Gaffer, die einfach nur gucken

wollten, wozu der ganze Aufstand eigentlich gut sein sollte. Was Michael am meisten Sorgen bereitete, war allerdings das Aufgebot an Polizisten und die lange Reihe von Gefängniswagen, die an der Massachusetts Avenue parkten.

»Zeit für die Matratze?«, fragte Michael.

»Ja, wir biegen gleich um die Ecke.«

»O.K., in zwei Minuten haben wir alles bereit.«

Wegen unseres Ärgers mit der Genehmigung war uns schon klar, dass es zu optimistisch sein würde, ein schönes Himmelbett aufbauen zu wollen, wie wir es ursprünglich geplant hatten. Weil wir damit rechnen mussten, dass die Polizei das Bett einfach umzingeln und uns daran hindern würde hineinzukrabbeln. Also hatte Michael für 50 Dollar zwei Typen von einem Umzugsunternehmen engagiert, die in sicherer Entfernung mit einer alten Matratze warten sollten. Auf sein Zeichen hin sollten sie sich durch die Menge quetschen, die Matratze auf den Boden knallen und mit Bettlaken beziehen - und zwar genau in dem Moment, da wir aus dem vorbeifahrenden Bus springen und unsere Miezen durch das Gewühl manövrieren würden. Das Chaos auf dem Harvard Square rührte vor allem daher, dass niemand wusste, aus welcher Richtung wir denn kommen wollten.

»O.K., Leute - Showtime«, verkündete ich, als Paul mit dem weißen Bus aus dem dichten Verkehr ausscherte und vorsichtig auf den Harvard Square lenkte. »Denkt immer daran, dass wir keinen wütenden Protest aufführen wollen, sondern eine fröhliche Aktion. Also egal, was passiert, versucht immer, in die Kameras zu lächeln. Den Menschen an den Fernsehgeräten fällt es dann leichter, mit uns zu sympathisieren. Und passt auf, dass eure Schilder nicht auf dem Kopf stehen.«

»So wie das bei Dan gerne mal ist«, quietschte Karla, »auf dem PETA-Ausbildungsvideo, wo vorgeführt wird, wie man es absolut nicht machen darf.«

Michael sah unseren Bus und kam uns zur Begrüßung entgegen. Er war umringt von einer wahren Reporter-Armada, die mit ihren Kameras hantierten, aber zum Glück waren keine Polizisten in Sicht und keine Handschellen. Wir zogen die Schiebetür auf und stiegen aus dem kuschelig warmen Bus in die eisige Kälte. Die Leute denken immer, dass wir bei so einem Nacktprotest im Winter fürchterlich frieren. Tatsächlich produziert der Körper dann aber solche Mengen an Adrenalin, dass einem sogar im Eissturm noch richtig warm ist (was mir aber zum Glück erst einmal passiert ist, und zwar in Amsterdam). Als wir den kalten Asphalt unter unseren nackten Füßen spürten, begannen wir, unser Motto zu skandieren:

»Pelz ist out! Liebe in! Pelz ist out! Liebe in!«

So gelangten wir durch ein Spalier jubelnder Studenten und drängelnder Reporter schnell zu unserem Bett. »Keine Fragen, bis sie im Bett sind«, brüllte Michael gegen den Lärm an.

Sekunden später hatten wir uns zu sechst auf unsere Matratze gequetscht. Wir hielten noch einmal unsere Schilder hoch, damit sie auch jeder sehen konnte - dann schlüpften wir unter das hastig bezogene Bettzeug. Es war ganz schön eng, wirklich Ellbogen-an-Busen-eng, aber ich war noch nie so erleichtert gewesen, unter eine Decke schlüpfen zu können. Weil das Bett kein Gestell hatte, nicht einmal einen Lattenrost, fühlte es sich an, als ob wir direkt auf dem Boden lägen. Wenn wir hochsahen, konnten wir nur ein winziges Stück blauen Himmels ausmachen zwischen den Unmengen von surrenden, klickenden Kameras. Die Reporter mussten sich zu uns hinknien, um rauszukriegen, warum wir »lieber nackt als im Pelz« sein wollten. Und Kristin, die mich ja ursprünglich mit ihren Fragen in die Mangel nehmen wollte, musste jetzt selber laufend Auskunft geben.

»Ich bin eigentlich Reporterin im Auftrag der Uni-Zeitung«, sagte sie einem Kollegen von der Nachrichtenagentur Reuters. »Natürlich unterstütze auch ich das Anliegen von PETA, aber ich bin

vor allem hergekommen, um ein Interview mit Dan zu machen, bevor er seinen Vortrag bei uns im Hörsaal hält.« o *Gott,* dachte ich, *der Hörsaal.* Ich hatte den Anlass für die gesamte Aktion schon wieder verdrängt.

Dann hatte ich den Mann von Reuters an der Backe, und während ich erklärte, was der Inhalt meines Vortrags sein sollte, versuchte ich gleichzeitig mitzubekommen, was meine wunderbaren Helfer sagten, die unsere Botschaft in jedes Mikrofon sprachen, das man ihnen vors Gesicht hielt. »Wenn wir unsere nackte Haut zeigen«, sagte Brandi gerade dem Moderator von NBC, »dann retten wir damit hoffentlich ein paar Tieren die Haut.« »Nein, ich trage keine Schuhe aus Leder«, erklärte Aryenish der Frau vom *Boston Globe.* »Ihr wollt wissen, ob uns kalt ist?«, sagte Amy kichernd zu ein paar atemlos keuchenden Fotoreportern, »na, dann kommt doch unter die Decke und seht nach.«

Nach einigen Minuten im unbekleideten Kreuzverhör merkten wir, wie sich der Kreis der Journalisten ein wenig weitete, und wir konnten endlich die Masse der Gaffer sehen, die uns umgab. Ursprünglich wollten wir jetzt unsere Anti-Pelz-Flugblätter verteilen, aber wir hatten dann doch Freiwillige organisiert, die sich durch die Menge arbeiteten und den Job für uns erledigten. Ich hatte gehofft, dass wir stattdessen mit den Leuten selbst ins Gespräch kommen würden. Doch nun lagen wir allein auf unserer Matratze in der »Grube«, umgeben von einem Streifen Niemandsland nackten Asphalts, dahinter der Kreis der Fotografen und Kameraleute, die sämtlich darauf warteten, dass etwas passierte, und hinter ihnen noch einmal unzählige Schaulustige, die ebenfalls in der Erwartung ausharrten, etwas Spannendes geboten zu bekommen.

»So ist das, glaube ich, wenn man in einem Goldfischglas steckt und einen alle anstarren«, sagte Brandi.

»Wir müssen irgendwas tun«, konstatierte Karla.

»Eine Kissenschlacht!«, kreischte Amy. Und bevor ich michs

versah, war ich in eine Szene aus der TV-Show *Girls Gone Wild* geraten, mit fliegenden Kissen und wippenden Brüsten. Es war eine denkwürdige Episode meines Berufslebens, die - wie sich meine heterosexuellen Freunde später beschwerten - an mich vollkommen vergeudet war. Aber sie produzierte natürlich provokante Bilder, die überall zu sehen waren. Bei *USA Today* lief die Story unter der Überschrift: PULOW FıGHT FOR ANIMAL RIGHTS - Kissenschlacht für die Rechte von Tieren.

Das Gefecht lag in den letzten Zügen, da bildete sich ein neuer Kreis von Zuschauern um unser Bett. Und die Neuankömmlinge trugen blaue Uniformen.

»O.K., haben Sie Ihren Spaß gehabt?«, fragte ein Beamter mit todernster Miene.

»Ja«, japste ich noch völlig außer Atem.

»Sie haben zwei Möglichkeiten«, fuhr er fort. »Sie bleiben - und werden festgenommen. Oder Sie hauen jetzt sofort ab.«

»Also, meine Damen«, wandte ich mich an meine Bettgefährtinnen, »Ich denke, wir haben unsere Argumente überzeugend vorgetragen. Wollen wir die Aktion hier abbrechen?«

»Ich glaube, das ist eine gute Idee«, erwiderte Brandi.

Michael rief sofort Paul auf dem Handy an, dass er den Bus wieder herbringen solle. Aber als wir aufstanden, drängten plötzlich die Journalisten und die Gaffer wieder vorwärts - und wir konnten uns praktisch überhaupt nicht mehr bewegen. Zentimeterweise schoben wir uns in Richtung Straße, aber die Menge stand so dicht, dass der Verkehr jetzt komplett zum Erliegen kam. Und das passte den Damen und Herren von der Polizei überhaupt nicht.

»Wir wollen hier auf keinen Fall irgendjemandem Unannehmlichkeiten bereiten«, versuchte ich den störrischen Beamten zu beruhigen, der uns mit seinem Trupp auf den Fersen war. »Sollen wir vielleicht auf die andere Straßenseite wechseln? Sieht aus, als ob da ein bisschen mehr Platz ist, und vielleicht merken die Leute dann

auch, dass wir abziehen wollen.« Ich musste brüllen, damit er mich überhaupt hörte.

»Nur zu - gehen Sie da rüber«, gab er höhnisch zurück. Also schlängelte ich mich mit meinem gänsehäutigen Anhang durch den Stau über die Massachusetts Avenue.

Als wir auf der anderen Seite ankamen, waren wir allesamt in Handschellen. Die Polizei hatte uns von hinten geschnappt und überwältigt. Die Frauen sahen aus wie Schmetterlinge, die von grausamen Jungs gefangen worden waren und gar nicht wussten, wie ihnen geschah. Und weil ich mit meinen knapp zwei Metern Länge die meisten Polizisten überragte, kam ich mir vor wie ein Gulliver, der von ehrgeizigen Liliputanern bezwungen wurde. Unsere geliebten Kissen landeten im Dreck der Straße. Die Mädchen waren nicht nur mit Handschellen gefesselt, man hatte ihnen auch hässliche grüne Kittel aus dem Krankenhaus übergestreift, was von der Menge mit lauten Buhrufen quittiert wurde.

»Hey, was soll das?«, fragte ich die Beamten schon leicht panisch. »Was haben wir denn getan?«

»Bei Rot über die Straße, damit geht's schon mal los«, bellte der übellaunige Einsatzleiter.

Auf dem Polizeirevier mussten wir dann in einer Reihe warten, bis wir für die Verbrecherkartei fotografiert worden waren; ich kam mir vor wie bei den Aufnahmen für das Jahrbuch der Nudistenkolonie. Der Polizeifotograf schien jedenfalls froh zu sein, wie auch sonst alle auf der Wache, es zur Abwechslung einmal nicht mit hartgesottenen Kriminellen zu tun zu haben - nur eben der Einsatzleiter nicht. Während wir einer nach dem anderen wieder in die Sammelzelle zurückgeführt wurden, konnten wir beobachten und hören, wie er sich mit dem diensthabenden Stationschef und anderen zoffte, die nicht verstehen konnten oder wollten, warum er uns überhaupt eingebuchtet hatte.

»Was willst du denn als Grund für die Festnahme angeben?«, brüllte eine stattliche Polizistin in ihrem starken Bostoner Akzent. »Angriff mit einem tödlichen Daunenkissen?«

»Bei Rot über die Ampel« kam als Vorwurf jedenfalls nicht infrage; er hatte uns ja vor Zeugen gesagt, dass wir die Straße überqueren sollten. Auch die fehlende Genehmigung für unsere Demo konnten sie schlecht anführen, dafür hatten wir es zu lange auf dem korrekten Antragsweg versucht. Was sie dann als Vergehen angaben, war eher läppisch: Ruhestörung und »Rumlungern«, was in einigen Bundesstaaten der USA tatsächlich als Ordnungswidrigkeit geahndet wird. Auf dem Formular vermerkten sie bei mir allerdings anstelle von *loitering* »liotering«, was ich in einem plötzlichen Anfall von Wortwitz als neues Vergehen definierte: *das ungesetzliche Nachahmen des Schauspielers Ray Liotta.* Doch zu früh gefreut, die Lappalien waren nur ein erster Auftakt. Es wurde wieder gestritten, per Telefon, aber wir konnten nicht genau hören, worum es ging, weil jemand wütend mit den Türen knallte. Man hatte sich offenbar entschieden, uns eines schwerwiegenden Vergehens anzuklagen, auch wenn die Begründung sehr fadenscheinig klang: »Erregung öffentlichen Ärgernisses durch unsittliches Entblößen« sollte es jetzt also sein. Und das bedeutete für uns, dass wir einmal durch das ganze System geschleust wurden. Also formale Anklage, das ganze Theater, Freilassung irgendwann spät am Abend. Hunderte von Studenten würden vergeblich im großen Hörsaal auf mich warten.

»Na ja, das ist immerhin ein sicherer Weg, die Vorlesung zu schwänzen«, sagte ich zu Kristin, um den Ernst der Lage ein wenig herunterzuspielen. Einer Studentin eine solche Anklage einzubrocken, dachte ich, könnte richtig Ärger geben. Es kam alles auf ihren Sinn für Humor an - und den ihrer Eltern. »Tut mir wirklich leid«, sagte ich, »ehrlich.«

»Mach dir mal keine Sorgen«, sagte sie und zuckte ihre athletischen, 21 Jahre alten Schultern unter dem lose hängenden Kran-

kenhauskittel. In dem Augenblick trat eine Gruppe von Polizisten auf den Plan, um uns in Männlein und Weiblein zu trennen und abzuführen. »Ich komme aus Oklahoma«, rief sie mir hinterher, »und bin wahrscheinlich die Einzige in der Familie, die noch *nicht* festgenommen worden ist. Da werden wir uns in den Sommerferien endlich einmal etwas zu erzählen haben, was uns verbindet. Und die Sache mit dem registrierten Sexualstraftäter< sind wir bis dahin hoffentlich auch wieder los.«

»Nie und nimmer kommen sie damit durch«, schrie ich noch, als sie mich wegzerrten. Bis auf SpongeBob und meine Handschellen war ich noch immer nackt, und ich hatte bis jetzt noch keinen Gedanken daran verschwendet, was für einen Eindruck ich damit wohl im Männertrakt machen würde. Blieb nur die Hoffnung, dass sie mich nicht in eine Gruppenzelle steckten, wie es mir in Denver ergangen war, als man mich beim Konvent der Rinderzüchter festgenommen hatte. Damals hatte die Polizei mein Kuhkostüm konfisziert, und ich landete in einer großen Zelle mit Autodieben, Supermarkträubern und Drogensüchtigen. Mit nichts am Leib als einer verschwitzten, abgeschnittenen Jeans und einem ärmellosen orangefarbenen Unterhemd. Weil ich nicht jedermanns Opfer werden wollte, rollte ich mich unter einer Pritsche zusammen und tat so, als ob ich schliefe.

Mit Erleichterung stellte ich fest, als wir eine Etage weiter oben ankamen, dass sie in Cambridge eine Einzelzelle hinter einer dicken Plexiglasscheibe für mich vorgesehen hatten. Der Latino in der Zelle neben mir bellte noch eine Weile seine Fragen, warum ich nichts Anständiges anhätte, aber ich ignorierte ihn einfach, und er hielt schließlich seine Klappe.

Ich saß stundenlang einfach da und grübelte, was ja auch das Konzept eines Gefängnisses ist. Über die Festnahme selbst konnte ich mich nicht groß aufregen, so nervig das auch war. Viel schlimmer war für mich, dass ich meine Zusage in puncto Vortrag nicht

einhalten konnte. Ich mag ein impulsiver, spontaner Mensch sein, aber Zuverlässigkeit ist für mich das Allerwichtigste. Ich halte jede Verabredung ein und verpasse niemals einen Flug oder die Premiere des tollen neuen Horrorfilms. Der Gedanke war mir absolut zuwider, dass die Studenten massenweise zusätzliche Texte zu lesen hatten und die ganze Veranstaltung jetzt meinetwegen ausfiel. Dann stellte ich mir vor, wie sie es über die Lautsprecher durchsagen würden: *Sorry - der Redner, auf den Sie sich vorbereitet haben, wurde soeben festgenommen - wegen unzüchtiger Handlungen mit einer Ihrer Kommilitoninnen.* Da musste ich dann doch lachen, Zelle hin oder her, und ich beschloss, die Sache einfach nur aufregend zu finden.

Ich dachte allerdings auch daran, was ich meinem Vater sagen sollte, der so stolz auf meinen Auftritt in Harvard gewesen war. Und ich erinnerte mich daran, wie er mich damals bei der Polizei ausgelöst hatte, nachdem ich bei Sears wegen des Diebstahls der Queen-Platten erwischt worden war. Wahrscheinlich hatte er sich längst damit abgefunden, dachte ich, dass sich manche Dinge und manche Leute eben niemals ändern. Und ich hoffte, dass er irgendwie doch auf mich stolz sein konnte.

Dann sah ich es plötzlich - mein Spiegelbild in der Plexiglasscheibe. Ich war 39 jähre alt, ich saß in Einzelhaft, und ich hatte außer einer Unterhose, auf der eine Zeichentrickfigur prangte, nichts an.

Auf der Titelseite des *Harvard Crimson* waren am folgenden Tag zwei große Schlagzeilen zu lesen, und auf den ersten Blick konnte man nicht genau sagen, welche zu dem Foto gehörte, das einen genervten Typen zeigte, der nackt, wie ihn die Natur geschaffen hatte, von der Polizei abgeführt wurde. »SECHS NACH PETA-PROTEST FESTGENOMMEN«, hieß es da und: »SCHWACHER START FÜR ESCORT-SERVICE«. Der dazugehörige Artikel jedenfalls klang beruhigend. Professor Palmer war vor seine Studenten getreten und hatte verkündet, dass ich noch festgehalten wurde - und dass er

mich erneut einladen wollte, wenn mein Fall im Frühling dann in Boston vor Gericht gebracht würde. Außerdem verkündete er, unsere kleine Pyjamaparty zur Mittagszeit, die für solche Furore gesorgt hatte, als Fallstudie für das kommende Semester verwenden zu wollen.

Eine bessere Kur gegen den Gefängnisblues war doch einfach nicht vorstellbar.

Als ich im Kleinbus auf dem Weg zum Flughafen durch den *Crimson* blätterte, fand ich einen weiteren interessanten Artikel - den Kommentar. Der Autor nahm mich in die Mangel, weil ich seiner Ansicht nach für die »Zuschauer einen Affenzirkus veranstaltet« und dabei versäumt hatte, meine »Argumente sauber darzulegen«. Wenn man Menschen davon überzeugen wolle, keine Pelze mehr zu tragen, schlug der Kommentator allen Ernstes vor, dann müsse man ihnen lediglich die grausame Praxis der Pelzzucht und das Leiden der Tiere vorführen - und nicht ein öffentliches Spektakel aufführen, wie wir es getan hatten. »PETA hat doch wiederholt mit solchen Schockeffekten gearbeitet, um die eigene Botschaft zu verbreiten«, hieß es weiter. »Und deshalb ist es wirklich beklagenswert, dass Mathews eine extreme, aber ehrliche Form des Tierschutzaktivismus erst dann präsentieren wird, wenn Palmer ihm wirklich einen neuen Termin anbieten sollte. Mathews und seine Gefolgsleute haben der Sache des Tierschutzes mehr geschadet als genutzt.«

Auf dem Flug von Boston nach Norfolk las ich den Kommentar noch ein zweites Mal - und erkannte plötzlich, welch großartige Gelegenheit sich durch diese Kritik ergeben hatte. Kaum war der Flieger gelandet, rief ich wieder bei Professor Palmer an.

»Brian, erst einmal vielen Dank, dass Sie mich verteidigt haben, und natürlich komme ich nur zu gerne und hole meinen Vortrag nach, wenn der Gerichtstermin ansteht. Aber vorher würde ich gerne wieder eine Aktion organisieren.«

»Na, wenigstens wird es beim nächsten Mal wärmer sein«, antwortete er diplomatisch. »Vielleicht ziehen sich dann noch mehr Leute aus.«

»Nein, dieses Mal will ich eine andere Taktik versuchen. Haben Sie den Kommentar zu unserer Aktion gelesen? Dass wir ein »ernstes Thema trivialisiert< hätten?«

»ja, habe ich, aber machen Sie sich deswegen keine Sorgen. Das ist jemand, der es im Grunde gut meint, ein Idealist eben.«

»Keine Panik - ich bin absolut begeistert, weil es für Ihre Eliteuniversität geradezu eine Einladung ist, die PETA-Strategie genauer unter die Lupe zu nehmen. Wenn ich das nächste Mal komme und spreche, dann nicht über die Episode im Gefängnis. Ich will stattdessen zeigen, was passiert, wenn wir eine ernsthafte Demonstration veranstalten. Wir treffen uns wieder an der >Grube< mit derselben Anzahl Aktivisten, nur dass wir dieses Mal vollständig bekleidet sein werden und Plakate mitbringen, auf denen Tiere zu sehen sind, wie sie in Fallen malträtiert und auf den Pelzfarmen mit Elektroschocks getötet werden. Ich glaube, der Vergleich wird für Ihre Studenten sehr aufschlussreich werden: Wie groß ist das öffentliche Interesse bei einem ernsten Aufmarsch? Wie reagieren die Menschen auf eine lustige Vorstellung? Ich wage mal zu behaupten, dass *Saturday Night Live* und CNN über unseren zweiten Anlauf nicht berichten werden.«

»Das ist einfach ideal«, jubelte der Professor.

Die breit gestreute Ankündigung unserer eher konventionellen Demonstration löste ein ohrenbetäubendes Schnarchen bei allen Medien aus - mit Ausnahme des *Harvard Crimson.* Das Blatt meldete immerhin, dass nur wenige Menschen Notiz nahmen von uns sechs Aktivisten und unseren anschaulichen PETA-Plakaten. Wenn doch einmal Passanten auf unsere Schilder guckten, wendeten sie meist schnell den Blick ab. Sie gingen dann noch einen Schritt schneller

und weigerten sich standhaft, eines von unseren Flugblättern zu nehmen. Sie hatten wahrscheinlich sogar Verständnis für unser Anliegen, aber sie wollten sich ihren hektischen Alltag nicht auch noch mit den Grausamkeiten der Wirklichkeit vermiesen. Es kamen keine Schaulustigen mit Handy-Kameras, keine Fotografen von den Nachrichtenagenturen und nicht einmal besonders viele Studenten. Während unsere verrückte Matratzennummer nicht nur *das* Thema in der gesamten Stadt war, sondern die Aufmerksamkeit von Millionen weckte, in Amerika und überall auf der Welt, wo man sie in den Nachrichten sah, erreichte unser ernsthafter Ansatz gerade einmal ein paar Dutzend Seelen. Es war das einzige Mal in meiner Karriere, dass ich mich über einen Flop so richtig freuen konnte; er lieferte den perfekten Einstieg für meinen viel zu späten Auftritt vor den Studenten.

Vor dem gut gefüllten Auditorium fühlte ich mich dann allerdings eher wie bei Oprah Winfrey als in einem Hörsaal. Professor Palmer gab eine kurze und muntere Einführung, dann begab sich ein Kollege wie bei einer Live-Talkshow mit einem Mikrofon auf Wanderschaft durch den Saal, damit die Studenten ihre Fragen stellen konnten, die sie während ihrer wochenlangen PETA-Vorbereitung im Sinne eines Advocatus Diaboli formuliert hatten. Wie immer, wenn ich ganz förmlich einen Vortrag halten soll, gab ich mir alle Mühe, die großartige Kulisse zu ignorieren und nicht abzuheben, damit ich ehrlich und direkt sprechen konnte. Ich wollte so klingen, als würde ich mit Freunden auf einer Party reden, und nicht wie einer der Schwafelköpfe in den Nachrichtensendungen am Sonntagmorgen. Die erste Frage kam dann von der Feministinnengruppe im Seminar, die ein höfliches und unscheinbares 19-jähriges Mädchen aus New York als ihre Sprecherin vorschickte.

»Warum hatten Sie nicht mehr Männer im Bett?«, fragte sie. Sie stand etwas weiter hinten im Saal, am Gang. »Finden Sie nicht, dass es sexistisch ist, so viele nackte Frauen vorzuführen?«

»Das ist ein Einwand, den ich oft höre, und er ist berechtigt«, erwiderte ich. »Aber erstens muss ich als Schwuler sagen, dass wahrscheinlich niemand gerne mehr Männer im Bett gehabt hätte als ich.« Ein Spruch, der immerhin fast den gesamten Hörsaal zum Toben brachte, aber auch der Studentin den Respekt der Zuhörer raubte, was nicht meine Absicht war. Also setzte ich gar nicht erst nach und fuhr fort: »Zweitens ist es ein echtes Problem, Männer für solche Aufgaben zu rekrutieren. Frauen haben häufig eben doch eher die Eier, sich für ihre Überzeugungen aus dem Fenster zu lehnen. Ich habe genau diese Diskussion auch schon einmal mit Gloria Steinern geführt, und sie hat gesagt, dass sie kein Problem hat mit unseren Aktionen, solange die Kampagnen auch genügend Männer zeigen. Das Problem ist leider nur, dass Männer nicht annähernd die Aufmerksamkeit bekommen wie Frauen, wahrscheinlich weil die meisten Redakteure bei den Zeitungen Männer sind. Aber man darf dabei auch nicht *sexy* mit *sexistisch* verwechseln. Ich glaube, dass viele von uns Nordamerikanern ihre puritanischen Wurzeln nicht verleugnen können und Sex, wie überhaupt Körperlichkeit, immer noch peinlich finden. Mir ging es ganz genauso, obwohl das möglicherweise auch damit zu tun hatte, dass ich sehr fett war, bevor ich zum Vegetarier wurde - und dass ich als Schwuler anfangs mit allen möglichen Spielarten der Scham zu kämpfen hatte. Es ist tatsächlich geradezu befreiend, nackt zu demonstrieren, und viele Leute sagen uns, dass sie es lieber sehen, wenn ein menschlicher Körper für eine politische Botschaft wirbt als für irgendein Produkt.«

Zögernd bedankte sie sich für meine Antwort und setzte sich wieder hin. Richtig zufrieden wirkte sie immer noch nicht. Der Mann mit dem Mikrofon hastete die Stufen hoch zu einem Mann, der noch weiter hinten saß.

»Wie und wann haben Sie begonnen, diese sensationslüsternen Strategien einzusetzen?«, fragte er.

»Ich war eigentlich immer schon der Ansicht, dass unser Stil bei den Kampagnen, die überzeugen sollen, genauso wichtig ist wie bei einer Werbung, die Konsumenten gewinnen soll. Die Sache mit dem Nacktprotest begann, als wir von einer großen Pelzmesse hörten, die 1992 in Tokio geplant war. Die Tierschützer vor Ort wollten damals nicht protestieren, weil das, wie sie uns erklärten, in der japanischen Gesellschaft für unkultiviert gehalten wurde. Aber so eine Riesenversammlung wollten wir einfach nicht unbehelligt durchgehen lassen; also sind eine sehr mutige Freundin von mir namens Julia Sloan und ich in ein Flugzeug gestiegen und da hingeflogen. Während des gesamten Fluges haben wir gegrübelt, was wir beide ohne Budget in einer der teuersten Städte der Welt gegen eine Multi-Milliarden-Dollar-Industrie wohl würden ausrichten können. Nur aus Jux entschieden wir uns, überall zu verkünden, dass wir ein amerikanisches Stripper-Paar waren, das nach Tokio gereist war, um seine Show vor der Pelzmesse abzuziehen - und zwar mit einem Plakat und dem Motto: LIEBER NACKT ALS IM PELZ. Nun kann sich PETA keine teuren ausländischen PR-Firmen leisten, also haben wir im Telefonbuch geblättert, alle wichtigen Medienvertreter rausgeschrieben und ihnen unseren Forderungskatalog zugeschickt, den ein paar aufrührerische Jugendliche aus unserer japanischen Tierschützergruppe für uns übersetzt hatten. Als wir mit unserer bunt gemischten Truppe aus der U-Bahn stiegen, hofften wir noch, dass wenigstens ein lokaler Radiosender erscheinen und unser Plädoyer für die Tiere anhören würde. Doch dann waren die Reporter gleich zu Dutzenden da, und wir dachten erst, wir wären vielleicht in eine Rede des Premierministers reingeplatzt. Sie waren aber alle nur wegen Julia und mir gekommen, weil wir strippen wollten. Julias Familie wusste bis dahin noch nicht einmal, dass sie überhaupt im Ausland war, aber jetzt sahen sie ihre Tochter nackt in den *Headline News.* Erstaunlicherweise war unsere kleine Aktion in der ganzen Welt eine Supergeschichte, und es dauerte nicht lange, bis auch

Tierschützer in anderen Ländern unsere Strategie übernahmen, um dem Thema die notwendige Aufmerksamkeit zu verschaffen. Sogar die schüchternen Aktivisten aus Japan zogen sich ein Jahr später vor den Toren der Pelzmesse aus. Mir gefällt an dieser Taktik übrigens besonders gut, dass sie uns als Gruppe etabliert hat, die mit Spaß bei der Sache ist und nicht einfach wütend protestiert.«

In der ersten Reihe des Hörsaals stand jetzt ein junger Mann im Sweatshirt auf. »Nach dem zu urteilen, was wir über Sie gelesen haben, sind Sie doch ein sehr seriöser Mensch. Haben Sie nicht Angst, dass man Ihr Anliegen nicht mehr ernst nimmt, wenn Sie nackt demonstrieren oder in ein sonderbares Kostüm schlüpfen?«

»Doch, das ist immer eine Gefahr. Aber mir ist es wichtiger, meine Botschaft mit einer gewissen Leichtigkeit zu senden, als gar nicht wahrgenommen zu werden. Nichts liegt uns mehr am Herzen, als eine öffentliche Debatte in Gang zu setzen, nur interessieren sich die Medien eben mehr für Sex und Skandale als für die Grausamkeit gegen Tiere.«

»Aber verwässern Sie damit nicht Ihre Botschaft?«

»Zweifellos, doch die meisten Menschen wollen auch gar keine Botschaft, sie möchten unterhalten werden und nicht aufgeklärt - wir müssen sie jedoch trotzdem irgendwie locken. Nehmen wir doch einmal unser Beispiel: Wie viele von Ihnen sind zur Bett-Demo gekommen?«

Verlegen gingen Hunderte von Händen in die Höhe.

»Und wie viele sind heute zu der eher aufklärerischen Demonstration erschienen?«

Kaum jemand.

»Es ist doch so, dass es einen Riesenwettbewerb um die Aufmerksamkeit der Leute gibt. Wer wahrgenommen werden will, muss kreativ sein - und das gilt für eine nicht kommerzielle Organisation ohne großes Budget erst fccht. Warum PETA in diesem Wettbewerb besteht? Weil uns immer schmerzlich bewusst ist, was

die Reize sind, auf die unsere Gesellschaft reagiert. Manchmal heißt das eben, dass wir uns nackt ausziehen müssen oder alberne Kostüme anziehen oder jemanden frontal angreifen. Aus demselbem Grund rekrutieren wir auch gerne Promis, weil viele Menschen sich mehr für das Leben der Stars interessieren als für ihr eigenes. Ich sage damit nicht, dass ich darüber besonders glücklich bin, aber da die Fernsehsender unsere ernsthaften Exposes zurückgewiesen haben, weil sie angeblich ›zu drastisch‹ waren für die Zuschauer, haben wir eben einen anderen Kurs eingeschlagen, um öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen.«

So ging es noch eine Stunde weiter, und nach der eigentlichen Veranstaltung blieben Dutzende Studenten, die Sympathien für unsere Arbeit hegten, noch da, um weiter Fragen zu stellen, oder auch einfach nur zum Quatschen. Darunter waren etliche Frauen, die am liebsten sofort ein Praktikum bei uns anfangen wollten, eine schöne Asiatin zum Beispiel, die darauf bestand, mich »Mr Mathews« zu nennen. Außerdem sprach ich mit einem coolen, etwas abgerissenen Anthropologiestudenten, der mir einen handgeschriebenen Brief überreichte. Kein anderer Redner, sagte er, hätte dieses jähr im Studentenwohnheim solche nächtelangen Diskussionen entfacht. Und auch wenn es vor allem um den Tierschutz gegangen sei, hätte der Umstand, dass ich so offen mit meiner Homosexualität umging, bei einigen seiner homophoben Freunde ein Umdenken eingeleitet - und sogar ein paar Leute im Grundstudium ermuntert, ihr Coming-out zu wagen.

»Danke«, erwiderte ich, »ist mir immer wieder ein Vergnügen, Minderjährige zur Straffälligkeit zu verleiten.« Er lachte, und dann redeten wir über unsere jeweilige Lieblingsmusik, Bands wie die Fläming Lips, Grandaddy und Goldfrapp.

Als die Versammlung sich dann endgültig auflöste, lud mich eine Gruppe von Theologiestudenten noch zum Dinner in der Mensa ein, einem grandiosen Gebäude aus rotem Ziegelstein auf dem

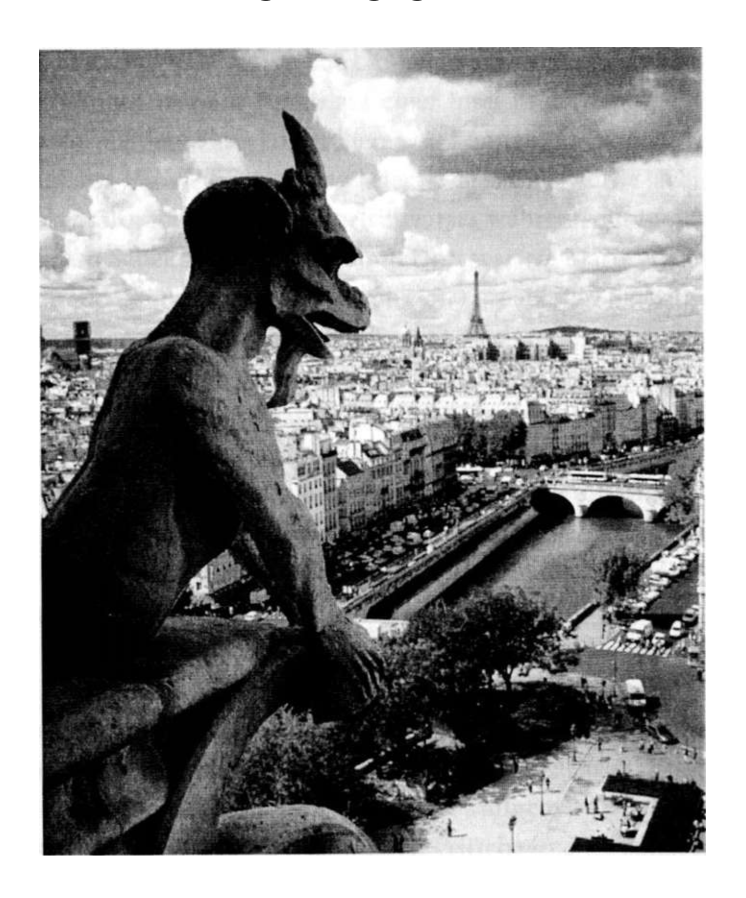
Harvard-Campus. Ich nahm die Einladung an und betete zugleich, dass sie nicht von mir erwarteten, das Tischgebet zu sprechen. Mein Flehen wurden erhört: Das einzige göttliche Wesen, dem ich für meinen vegetarischen Hotdog danken musste, war die nette schwarze Frau, die ihn mir servierte. Es war übrigens großartig zu sehen, wie viele fleischlose Gerichte jetzt zur Verfügung standen im Vergleich zu der Zeit, als ich selbst noch in der Mensa aß. Und es war außerdem auf eine seltsame Weise beruhigend zu sehen, dass ich 20 Jahre nach meinem Abschluss in einer College-Cafeteria sitzen konnte und mir immer noch vorkam wie die unreifste Person am Tisch.

Eine noch größere Erleichterung bescherte mir der nächste Tag vor Gericht, wo sich der distinguierte Richter George Sprague fast schon genervt zeigte, dass die fadenscheinige Anklage, wir hätten ein Sexualdelikt begangen, nicht längst abgewiesen worden war. Was er dann umgehend erledigte. Und als der altkluge Staatsanwalt dann noch versuchte zu argumentieren, dass ich mir ähnliche Vergehen bereits in zahlreichen anderen Bundesstaaten hatte zuschulden kommen lassen, womit er offenbar eine längere Bewährungsfrist herausschinden wollte, schüttelte der Richter nur den Kopf - abgelehnt. Ich bekam lediglich eine Strafzahlung von 300 Dollar aufgebrummt. PETA ist es von Gesetzes wegen nicht erlaubt, für solche Geldbußen oder Kautionen aufzukommen, aber wenigstens durfte ich mit meiner Kreditkarte bezahlen. Ich beglich dann gleich auch noch Kristins Geldstrafe und ihre Gerichtskosten, weil ich mir überlegt hatte, dass es eigentlich fast dasselbe ist - ob man jemanden zum Abendessen einlädt oder zu einem Besuch im Gefängnis.

Am nächsten Morgen stand die Geschichte im *Boston Herald* unter der schönen, doppeldeutigen Zeile LEGAL BRIEFS, die man als »Kurzdarstellung eines Rechtsfalls« lesen kann-aber eben am Ii als »legale Unterwäsche«. Das Blatt schrieb: »Nach langem Hickhack,

bei dem Unterwäsche aus jedem rechtlichen Winkel betrachtet wurde, entschied ein Richter in Cambridge, dass in der Unterhose zu demonstrieren vielleicht die öffentliche Ordnung stören mag, aber keinesfalls den Tatbestand der Erregung öffentlichen Ärgernisses durch unsittliches Entblößen erfüllt.« Der *Boston Globe* brachte sogar gleich zwei Artikel, die zum einen SpongeBob erwähnten und zum anderen zu berichten wussten, dass die Damen und ich nach der Gerichtsverhandlung zusammen essen gegangen waren - es gab Calzone. Vegetarische natürlich.

Garantiert geistig gesund



Der fratzenhafte gotische Wasserspeier auf dem Dach von Notre-Dame war von meinem Fenster in der Irrenanstalt aus gut zu sehen.

Um 250 vor Christus landete ein Völkchen von Bootsflüchtlingen namens Parisii auf einer Insel in der Seine, um den Handel auf dem Fluss kontrollieren zu können; das waren die Anfänge von Paris. Auf dieser Insel, der Ile de la Cite, wurde Jacques de Molay, Großmeister der Tempelritter, 1314 während der Inquisition auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Dort wartete Marie Antoinette während der Französischen Revolution 1793 auf ihre Enthauptung. Und an einem ungewöhnlich schwülen Nachmittag im April 2003 fand auch ich mich auf diesem Fleckchen Erde wieder. Ich war im ältesten öffentlichen Krankenhaus der Stadt an einer Stange angekettet und sollte meine geistige Gesundheit nachweisen. Was mir umso schwerer fiel, als ich es auf Französisch tun musste. Und unglücklicherweise spreche ich diese Sprache ungefähr ähnlich fließend, wie die berühmteste Namensvetterin der Stadt der Liebe, Paris Hilton, Englisch spricht.

Anfangs, als mich der junge Gendarm in der gelb gekachelten Zelle anglotzte, an seine Stirn tippte und die international gültige Geste für »plemplem« vollführte, dachte ich noch, er mache sich einen Spaß. Ich rang mir nervös ein höfliches Lachen ab. Eine Stunde später allerdings platzten mehrere bewaffnete Polizisten herein, zerrten mich von der blutbefleckten Pritsche und fesselten meine Hände mit Handschellen hinter meinem schweißnassen Rücken. Dann schleppten sie mich von der Polizeiwache in der Nähe der Place des Innocents zu einem hastig arrangierten Psychotest. Da dämmerte mir, dass das alles kein Witz war.

Der Polizeiwagen draußen vor der Tür hatte seine Sirene an-

geschaltet, drum herum hatten sich Anwohner und Touristen auf dem Kopfsteinpflaster versammelt, um den blamierten Gefangenen anzugaffen. Sie sahen an mir hoch und runter auf der Suche nach der klaffenden Wunde, die die roten Sprenkel auf meinem weißen T-Shirt und meinen hellen Baumwollhosen verursacht haben könnte. Im Stillen fragten sie sich wohl, ob ich jemanden ermordet hatte. Ich zitterte ein wenig, aber ich hielt meinen Kopf hoch und tat so, als interessiere mich dieser ganze Wirbel nicht. Ich kam mir vor wie ein unsicheres junges Model auf dem Laufsteg. Oder wie ein majestätischer alter Collie beim Kacken im Park.

Auch mit Sirenengeheul kamen wir auf dem Boulevard de Sebastopol nur langsam voran, es war Stau. Ich unternahm einen Versuch, auf Englisch Smalltalk mit meinen Gastgebern zu machen, kam aber nicht weit; zwei von ihnen kicherten bloß, und der Grimmigere sagte einfach in seiner Muttersprache: »Wir haben dich Französisch sprechen hören, also hör auf, dich blöd zu stellen.« Die einzige angenehme Gestalt war eine stämmige schwarze Polizistin, doch selbst die sah mich nur freundlich an, sagte aber keinen Ton.

Mein Chauffeur - so nennt man doch uniformierte Fahrer, oder? - fuhr in den malerischen Innenhof des Krankenhauses. Hoch oben vom Turm der Kathedrale Notre-Dame, die direkt nebenan lag, starrten die grüblerischen fratzenhaften Wasserspeier herab. Wir machten bei der Ankunft so einen Krach, dass noch mehr verdutzte Passanten auf uns aufmerksam wurden, darunter ein betrunkener bärtiger alter Mann, der aussah, als schliefe er unter dem Pont Neuf. Er blickte mitfühlend zu mir herüber, als ich, noch immer gefesselt, aus dem Wagen gezerrt wurde. In einer berührenden Geste der Solidarität boxte er ungelenk in die Luft.

»Liberte!«, brüllte er, seine Stimme klang heiser. Dann verlor er durch die Wucht seiner unsicher fliegenden Faust das Gleichgewicht, purzelte zu Boden und blieb wie ein Häuflein Elend liegen. Gepriesen sei er; ich hätte ihm gern einen Drink spendiert.

Das Krankenhaus heißt Hötel-Dieu, was so viel heißt wie »Herberge Gottes«. Es wurde im Jahr 651 nach Christus auf der Insel erbaut. Obwohl viele fähige Architekten das Gebäude über die Jahrhunderte immer wieder erweitert haben, so hat es doch immer noch etwas von seinem zwielichtigen gotischen Charme behalten. Der Himmel war strahlend blau, und als man mich im Handumdrehen durch die imposante Tür hineinbeförderte, dachte ich, dass ich wohl kaum an einem malerischeren Ort hätte eingebuchtet werden können.

Meine Handgelenke wurden mit Stahlringen an einer kleinen gebogenen Stange angeschlossen, die wiederum an einer dunklen Holzbank befestigt war. Die Bank stand in einem überfüllten Aufenthaltsraum, in dem sich Vertreter aller möglichen Pariser Randgruppen befanden. Einige hatten offene Wunden und andere waren einfach nur irre. Der nasale Singsang des Französischen kommt mir immer eher exzentrisch als romantisch vor. Dabei zuzuhören, wie klinisch Irre diese Sprache förmlich herausrotzen, versetzte mich in einen tranceähnlichen Zustand. Ich hatte allerdings rasch genug davon, als mir klar wurde, dass ich hier nicht der neutrale Beobachter war, sondern als einer von ihnen angesehen wurde. Wobei mir dieser Gedanke, auch wenn ich jetzt langsam wieder nüchtern wurde, nicht gänzlich unangenehm war.

Erstens: Wenn man dich für verrückt erklärt, bist du für das, was du tust, nicht mehr verantwortlich. Was für eine Erleichterung. Zweitens: Ich habe schon seit meiner Kindheit ein Herz für geistig Verwirrte. Damals erzählte meine Mom mir ergreifende Geschichten, wenn sie abends von ihrem Aushilfsjob beim Neuropsychiatrischen Institut in Long Beach zurückkam, und sie ging mit mir ins Kino, um *Einerßog über das Kuckucksnest* anzusehen. Meine Sympathie wuchs noch mehr, als ich noch zu Highschool-Zeiten im Wörterbuch die Definition von *Demenz* nachschlug: »ein Geisteszustand, in dem der Patient Personen sieht, hört und mit ihnen spricht, die

nicht existieren«. Und das trifft so natürlich auch auf die Menschen in jeder Kirche zu, die ich jemals besucht habe - und darunter sind auch einige enge Freunde. Ich habe früh gelernt, all diejenigen mit Nachsicht zu behandeln, die sich selbst in einer Fantasiewelt verlieren. Und selbst ich weiß bekanntermaßen die eine oder andere Halluzination durchaus zu schätzen.

Irgendwann entspannte ich meine wunden Handgelenke und kam zur Ruhe. Es konnte noch ewig dauern, bis ein Arzt vorbeikommen würde, der dann entscheiden musste, ob ich den Abend mit alten Freunden beim Abendessen in der Nähe des Triumphbogens verbringen könnte - oder mit neuen Bekannten in einer Gummizelle. Ich atmete tief durch und konnte endlich über die eigentümlichen Umstände nachdenken, die mich hierhergeführt hatten.

Die meisten Amerikaner kommen nach Paris, um die klassische Architektur rund um die Place de la Concorde zu bewundern oder sich die moderne Kunst im Centre Pompidou anzusehen. Ich hingegen war hingefahren, um einen Aufstand bei Kentucky Fried Chicken anzuzetteln. Die Aktion war Teil unseres Masterplans, die Fast-Food-Ketten insgesamt so unter Druck zu setzen, dass sie ihre grausamen Prozeduren im Umgang mit Tieren abschafften. Erst nach unseren aggressiven Kampagnen erklärten sich die Bosse von McDonald's, Burger King und Wendy's bereit, mit dem PETA-Experten für Massentierhaltung, Bruce Friedrich, zu verhandeln. Mit von der Partie waren dann der Verhaltensbiologe Temple Grandin und der professionelle Mediator Steve Gross. Die bahnbrechenden Schlachthofreformen von McDonald's, die das Leben von Millionen Tieren verbesserten, kamen nur deswegen zustande, weil wir im Ronald-McDonald-Spielparadies »Unhappy Meal«-Kartons an Kinder verteilt hatten. In den Boxen waren enthauptete Kuh-Spielzeugfiguren und schaurige Puzzles, auf denen zu sehen ist, was mit Tieren passiert, bevor sie zu Big Macs und McNuggets werden.

Weil wir allen Beteiligten das Theater weiterer Kampagnen dieser Art ersparen wollten, hatten wir uns bemüht, mit Kentucky Fried Chicken zu reden, bevor wir auch nur ein einziges Plakat gedruckt hatten. Aber das Unternehmen wies jede vernünftige Auseinandersetzung zurück, was dazu führte, dass der firmeneigene Beirat für tiergerechte Haltung unter Protest zurücktrat.

Wir bestanden ja nicht einmal darauf, dass die ihr gesamtes Geschäft auf den Kopf stellen und das geheime Rezept des Kentucky-Fried-Chicken-Gründers Colonel Sanders nur noch für gebratenen Tofu verwenden sollten. Wir wollten nur, dass sie ihre teilweise archaischen Praktiken modernisierten. Die mächtige Geflügelbranche hatte es nämlich durchsetzen können, dass Vögel vom Gesetz zur tiergerechten Schlachtung ausgenommen worden waren. Truthähne und vor allem Hühner werden also Ritualen unterworfen, die so grausam sind, dass selbst die Praktiken eines Marquis de Sade dagegen verblassen. Ohne ein Gesetz, auf das wir uns berufen konnten, hatten wir jedoch keine Möglichkeit, bei der Regierung Beschwerde einzulegen. Also blieb uns kein anderer Weg, als möglichst viel Druck aufzubauen und die Industrie zu zwingen, sich verantwortungsbewusster zu verhalten. Und Marktführer in dieser Branche ist eben Kentucky Fried Chicken. Unsere Forderungen waren einfach: Tötet die Vögel mit einem effizienteren Verfahren, damit sie im Entfederungsbecken nicht bei lebendigem Leib verbrüht werden; legt euch mechanische Vorrichtungen zum Einfangen zu, damit brutale Arbeiter, wie man sie in einigen verkommenen Geflügelhöfen antrifft, den Vögeln nicht routinemäßig Flügel und Beine brechen, als wären es Essstäbchen; und hört auf, sie mit gefährlichen Medikamenten vollzupumpen und auf eine schnelle Gewichtszunahme zu trimmen, sodass die Beine der Tiere am Ende unter der Last zusammenbrechen. Hoffentlich werden sich alle Menschen irgendwann so weit entwickelt haben, dass sie den Appetit auf Fleisch verlieren. Aber bis es so weit ist, sollten die Tiere, die wir essen, zumindest

ungefähr so leben, wie es die Natur eigentlich vorgesehen hat. Sogar die Hühner - die übrigens, wie Verhaltensbiologen herausgefunden haben wollen, cleverer sind als Hunde.

Wir starteten unseren Aufstand gegen den Kentucky-Fried-Chicken-Colonel mit einem breit angelegten Überraschungsangriff. PETA-Mitglieder aus dem ganzen Land, darunter viele tapfere Seelen aus den Kleinstädten, machten bei unseren Protesten mit. Das Motto für die Kampagne hatten wir uns bei der Standardfrage eines im englischen Sprachraum weit verbreiteten Witzklassikers geliehen: »Why Did the Chicken Cross the Road?« Um todsicher auf uns aufmerksam zu machen, ließen wir Freiwillige in Hühnerkostümen vor KFC-Filialen patrouillieren. Wir setzten sie mit »gebrochenen Beinen« in Rollstühle und schickten sie ins Gewühl vor, um Handzettel zu verteilen. Der Kabarettist Andy Dick rollte eines von diesen »verkrüppelten« Hühnern bei der Premiere seiner neuen MTV-Show über den roten Teppich und erklärte der Presse, warum er ein Hühnchen mit der schmierigen Fast-Food-Kette zu rupfen hatte. Ein weiterer MTV-Star, Pink, stellte die grässlichen Details, die wir in Kentucky-Fried-Chicken-Schlachthäusern dokumentiert hatten, auf ihre Website. Außerdem konnten ihre Fans dort eine Petition unter dem Titel »Kick the bücket« weiterverbreiten. Das spielt einerseits auf den Kentucky-Fried-Chicken-Bucket an, den klassischen Pappeimer, in dem die Kette ihre Hühnergerichte verkauft - und den man laut Pinks Aufforderung aus seinem Leben verbannen sollte. Andererseits bedeutet die Redewendung so viel wie »den Löffel abgeben«. Das Unternehmen mochte sich dennoch nicht beugen. Doch Pinks Aufforderung zeigte Wirkung: Wir hörten von etlichen Tausend jugendlichen, dass sie überhaupt nie wieder Huhn essen wollten.

Da Kentucky Fried Chicken besonders in der schwarzen Community für sich wirbt, holten wir den veganen Hip-Hop-Mogul Russell Simmons mit ins Boot, der unseren Boykott in ganzseitigen Anzeigen unterstützte. Außerdem konnten wir den Aktivisten und

Radiotalkmaster Reverend Al Sharpton gewinnen. Er sollte ein drastisches Enthüllungsvideo moderieren, das wir vor Kentucky-Fried-Chicken-Filialen in den Innenstädten zeigen wollten. In dem Video, das die Kunden in Scharen davontreiben sollte, schloss der engagierte Reverend jeden einzelnen Abschnitt mit dem Kommentar: »Kentucky Fried Chicken, das ist echt ekelhaft!« Reverend Sharpton und Russell schafften es, Kentucky Fried Chicken zum ersten Mal nach zwei Jahren an den Verhandlungstisch zu bringen. Aber die Firma war geizig und sperrte sich weiter gegen grundlegende Veränderungen. Also mussten wir wieder zu den Waffen greifen.

Als Nächstes schickten wir PETAs Massenbetörungswaffe Pamela Anderson ins Feld. Sie schrieb dem Gouverneur von Kentucky und bat ihn, die Büste von Colonel Sanders aus dem Parlament des Bundesstaats zu entfernen - mit der Begründung, sie sei gewaltverherrlichend. Der Gouverneur lehnte das natürlich ab, aber die landesweite Berichterstattung über die »Büstenschlacht« führte wieder ein paar Hunderttausend Neugierige auf unsere Website PETA.org. Um den Druck auf lokaler Ebene aufrechtzuerhalten, stellten sich PETA-Unterstützer jeden Sonntag mit Kentucky-Fried-Cruelty-Postern vor die kuschelige Fundamentalistenkirche, in die der Eigentümer von Kentucky Fried Chicken, der millionenschwere Jonathan Blum, zu gehen pflegte. Doch auch dieser Hinweis auf die Grausamkeiten der Fast-Food-Kette fruchtete nichts: Der Hühnertycoon machte einen auf Vogel Strauß und steckte den Kopf in den Sand. So war für die Tiere nichts gewonnen, und wir beschlossen, unsere Anstrengungen abermals zu verstärken.

Als die erste Kentucky-Fried-Chicken-Filiale in Paris eröffnete, gab es einen vorhersehbaren Aufschrei, dass schon wieder eine amerikanische Fast-Food-Kette über Frankreich hereingebrochen war. Das war natürlich eine ideale Ausgangsposition für uns, und wir schmiedeten Pläne für eine größere Offensive. Wir wollten ein Riesentamtam veranstalten, das die Menschen im ganzen Land be-

merken sollten - und vielleicht sogar über dessen Grenzen hinaus. Daher wollten wir dieses Mal nicht nur unser Video zeigen und Broschüren verteilen, sondern den Laden zur belebten Mittagsstunde komplett stilllegen. Eine derartige Eskalation würde der hochmütigen Kette ordentlich Stoff zum Nachdenken liefern. Und weil sich die Leute mehr für eine Aktion interessieren, wenn ein Promi beteiligt ist, studierten wir den örtlichen Veranstaltungskalender. Wie es der Zufall wollte, sollten die Pretenders bei einem großen Frühjahrsfestival auftreten. Sängerin Chrissie Hynde war seit den Achtzigerjahren PETA-Mitglied und erklärte sich sofort bereit, am Tag vor ihrem Auftritt zu unserer Truppe zu stoßen.

Chrissie kam in den Fünfzigerjahren als Kind sehr konservativer Eltern in Akron, Ohio, zur Welt. In den späten Sechzigern - da war sie ein mit sich selbst beschäftigter Teenager - sah sie Russ Meyers Film *Die Satansweiber von Tittfield.* Kurz darauf trat sie zum ersten Mal mit dem dunklen Pony, der dicken Wimperntusche und der selbstsicheren Pose der umwerfenden Filmschurkin auf, der mordenden Nachtclubtänzerin Varia. In den frühen Siebzigerjahren schrieb sich Chrissie an der Kent State University ein, als die Nationalgarde dort gerade demonstrierende Studenten über den Haufen schoss. Kurz darauf flüchtete sie aus Nixons Amerika nach England, wo sie sich als Schriftstellerin über Wasser hielt. Chrissie war unter den ersten Partygängern der Londoner Punkrockszene und hätte beinahe den Sex-Pistols-Bassisten Sid Vicious geheiratet, um im Land bleiben zu können. Sie brachte sich selbst das Gitarrespielen bei und gründete 1979 die Pretenders. Ihre erste Single *Brass in Pocket* landete in den Charts auf Platz eins. Später musste Chrissie den Tod zweier Bandmitglieder verarbeiten, die an einer Überdosis starben, sie veröffentlichte mehrere weitere Hitalben und entwickelte sich zu einer wilden Ikone des Pop, die schließlich sogar in die legendäre Rock & Roll Hall of Fame aufgenommen wurde.

»Ich nehme an, das ist eine Ehre, aber für meine Begriffe geht es beim Rock doch immer mehr darum, ein Loser zu sein als ein Siegertyp«, sagte sie in der ursprünglichen Version ihrer Dankesrede, die ich noch mit ihr zusammen auf dem Hotelzimmer eingeübt hatte. Doch auf dem Podium rückte sie davon ab - zugunsten eines routiniert-gelangweilten »Danke«.

Meine erste »Erfahrung« mit Chrissie hatte ich 1980, als ich an der Highschool mittags mit meiner Punkfreundin Mary Fisher Platten auflegte. Die meisten Kids in unserer sonnigen Vorstadt mochten fröhlichere Künstler wie Captain & Tennille und Olivia Newton-John lieber als Emporkömmlinge wie Devo and the Plasmatics, und unser DJ-Gastspiel wurde mit lauten Buhrufen bedacht. Dann spielten wir *Tattooed Love Boys* von den Pretenders. Der Song ist sexy und schräg, eine Komposition von Chrissie. Wr handelte von einer Frau, die Gruppensex mit ein Paar Bikern hat, die sie im Aufzug angemacht hat. Und als die Liedzeile »I shot my mouth off and you showed me what that hole is for« - »Ich riss meine Klappe auf, und ihr habt mir gezeigt, wozu das Loch gut ist« - durch die Kantine schallte, fingen die Schüler an, mit Essen nach uns zu werfen. Unser angewiderter Direktor drehte uns den Saft ab, und Sicherheitsleute mussten Mary und mich hinausgeleiten, während uns Burritos und Milchkartons um die Ohren flogen. Niemals hätte ich mir damals träumen lassen, dass ich später in eine noch spektakulärere Essensschlacht verwickelt sein würde - mit Chrissie höchstselbst in Paris.

»Es könnte sein, dass wir ein bisschen übertreiben müssen, um den Laden wirklich lahmzulegen«, erzählte ich ihr in einem sanft ausgeleuchteten Cafe mit Holzvertäfelung, das in der Nähe ihrer Wohnung auf dem Montmartre lag. Es war der Morgen vor unserer Aktion bei Kentucky Fried Chicken. »Ich glaube nicht, dass die Demo komplett friedlich bleiben wird.«

»Meinetwegen«, sagte Chrissie, die seit ihren Teenagertagen militante Vegetarierin ist. »Meine einzige Sorge ist, dass ich morgen

noch Gitarre spielen können muss, also darf ich mir nicht mein Handgelenk versauen. Wenn es handgreiflich wird, klettere ich einfach wieder auf deine Schultern. Bist du nicht auch froh, dass ich nicht fett bin?«

Dabei ist Chrissie unser »Mann«, wenn wir einen echten Straßenkämpfer brauchen. Wir sind zusammen schon in einige Raufereien geraten, in Amsterdam, Cincinnati, Vancouver und Washington D. C. In New York stand Chrissie in vorderster Reihe, als wir den Flagship-Store von Gap besetzten, weil das Unternehmen auf dem Schwarzmarkt in Indien zu Schleuderpreisen Leder gekauft hatte. Obwohl die Gesetze dort Kühe so schützen, wie es für Hunde in der westlichen Welt gilt. Paradoxerweise hatte Gap Chrissie zuvor 100000 Dollar angeboten, um einen ihrer Songs in ihren allgegenwärtigen »jedermann in Leder«-Werbespots benutzen zu dürfen. Sie verzichtete auf die Kohle - und eroberte stattdessen ein Gap-Schaufenster, um mit dem Taschenmesser die Lederjacken der Schaufensterpuppen aufzuschlitzen. Chrissie, Ingrid Newkirk, mein Kollege Paul Haje und der Rest des Überfallkommandos landeten im Knast; die Schlagzeile im Magazin *Time* lautete: »IN HANDSCHELLEN ABGEFÜHRT«. Da ich zu der Zeit noch auf Bewährung war, hatte man mich zum Sprecher und Kautionsonkel herabgestuft. Binnen weniger Tage stoppte Gap den Lederhandel mit Indien. Das wiederum brachte die Regierungen in Madras und Mumbai an einen Tisch mit PETA-Indien, um dafür zu sorgen, dass sich die Staatsbediensteten fortan an ihre wundervollen Gesetze hielten. Und es eben nicht zuließen, wenn korrupte Beamte auf dem Land Bestechungsgelder von jedem Exporteur annahmen, sobald der mit Dollarscheinen wedelte. So blieb es Hunderttausenden von ausgemergelten Kühen erspart, dass man ihnen Chili in die Augen rieb und ihnen die Schwänze brach, nur damit sie auf die Beine kamen und man sie über die Grenze schmuggeln konnte, um Billigklamotten aus ihnen zu machen, die sich dann ziellos shoppende

Teenies in Amerika schnappten. Chrissie kam noch rechtzeitig aus dem Gewahrsam frei, um ihr ausverkauftes Konzert in Roseland zu gehen, wo sie einen ihrer größten Hits, *Back on the Chain Gang,* prompt den Beamten widmete, die sie festgenommen hatten.

Ich traf Chrissie in den späten Achtzigerjahren zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht, als ich sie für das PETA-Blatt *Animal Times* interviewte. Wir begannen, bei verschiedenen Kampagnen zusammenzuarbeiten, und schon bald kam sie mir wie eine barsche ältere Schwester vor. Manchmal übernachte ich bei Chrissie und ihren aufgeweckten Töchtern, wenn die Arbeit mich nach London führt. Und gelegentlich treffen wir beide uns irgendwo unterwegs, nur so zum Spaß. Zu ihrem Geburtstag veranstalteten wir im kleinen Kreis einen *Strangers with* Candy-Fernsehserienmarathon in einem Hotelzimmer in Boise. Häufig gelingt es uns, Arbeit und Vergnügen miteinander verbinden. Etwa als wir uns in Brüssel bei der Europäischen Union für das Verbot von Tierversuchen in der Kosmetikindustrie starkmachten. Da verbrachten wir die Nacht mit weinseligem Karaoke und landeten schließlich im Haus irgendeines bulligen Belgiers auf halbem Weg nach Antwerpen. Er nutzte die dreiste Ausrede, er müsse sein neues Tattoo eincremen, um sein Hemd auszuziehen.

Wie schon in New York war Ingrid auch bei unserem Pariser Protest mit dabei - inklusive eines Teams von der BBC, das sich ihr an die Fersen geheftet hatte und ihr auch in das Cafe am Montmartre gefolgt war. Die Journalisten wollten bei unserem Demo-Kriegsrat Mäuschen spielen. Wie Chrissie und ich mag auch Ingrid lustige, flapsige Anekdoten, vor allem wenn sie im Stress ist. Doch diesmal mussten wir uns schwer zurückhalten, weil der britische Reporter ihr für den Tag ein kleines drahtloses Mikro ans Revers gepinnt hatte. Diese lästigen versteckten Mikros übersieht man leicht; während wir drei über unserem Kaffee saßen, fingen Chrissie und ich ein- oder zweimal an, uns gegenseitig mit irgendwelchen

geschmacklosen persönlichen Heldentaten der letzten Zeit aufzuziehen. Ingrid starrte uns warnend an und deutete dezent auf ihr Revers. Bloß nichts Unanständiges ausplappern, was die Produzenten am anderen Ende von der eigentlichen Nachrichtengeschichte hätte ablenken können.

»Ich kann es gar nicht abwarten, bei einem Cocktail auf den neuesten Stand gebracht zu werden - *heute Abend«,* sagte Ingrid und rang sich ein Lächeln ab.

Wir stiegen in ein Taxi und fuhren eine Viertelstunde bis in die Innenstadt von Paris. An der Place du Châtelet hielten wir, wenige Häuserblocks von der Kentucky-Fried-Chicken-Filiale entfernt, die an einer pittoresken Ecke lag (und inzwischen geschlossen hat). Dort wartete mein Freund Eric Ritter auf uns, ein junger, braun gebrannter, charmanter französischer Publizist mit Brille, den ich mal auf einer Party kennengelernt hatte. Eric ist immer gern bereit, seinen regulären Job hinten anzustellen (er organisiert überkanditelte Events für das Filmfestival in Cannes), und stattdessen eine provokante Straßenaktion für PETA zu organisieren.

»Hallo, Freunde!«, sagte Eric mit seinem bezaubernden Akzent und drückte jedem von uns ein Küsschen auf die Wange. »Da warten schon viele Journalisten auf euch.« Er sah uns alle an, wandte sich aber an Chrissie. »Und ein paar Polizisten sind ist auch schon da«, sagte er und blickte dabei eher in meine Richtung.

Wir gingen die Straße hoch und nahmen die Menschenmenge in Augenschein, die sich zu unserem Mittags-Happening eingefunden hatte: ein paar Dutzend schilderschwingende Demonstranten (darunter einer im Hühnerkostüm), rund ein Dutzend Reporter und Kamerateams und schließlich am Rand der übliche Pulk dienstbeflissener Cops, die das Ganze im Auge behalten sollten.

Wie eine Fußballmannschaft, die aufs Spielfeld stolziert, mischten wir uns unter die Leute und begannen die Zeremonie mit unserem nervtötendem Sprechchor: »Boy-kot-tez K-F-C«. Die Kameras

klickten, als Chrissie Passanten mit unseren Flugblättern begrüßte, und wir alle bekamen Mikrofone vors Gesicht gehalten. Für jede Aktion, die im Ausland steigt, pauke ich ein paar Schlüsselsätze in der jeweiligen Sprache. Denn die Leute, die sich die Nachrichten ansehen, stehen unserem Anliegen viel offener gegenüber, wenn sie sehen, dass wir uns die Mühe gemacht haben, ihre Sprache zu lernen. Manchmal, in Moskau, Hongkong, Tokio oder Rio zum Beispiel, musste ich die Statements nach dem Klang auswendig lernen, und jähre später ertappe ich mich noch immer dabei, wie ich die Sätze zitiere-ohne irgendeinen Anlass. Französisch fällt mir leichter, weil es dem Italienischen so sehr ähnelt, das ich noch aus meinen Jahren in Rom kann. In Italien kann ich sogar an TV-Debatten teilnehmen, auf Französisch allerdings nur einfache Gedankengänge wiedergeben, so was wie »Le Louvre n'est pas mal, mais *j'adore* Euro Disney«.

Nach dem ersten Schwung Interviews bahnten wir uns unseren Weg über die Kentucky-Fried-Chicken-Terrasse und platzten in das voll besetzte Restaurant hinein. Wir wollten den verdutzten Kunden Flugblätter in die Hand drücken. Aber eine Gruppe schrankförmiger Aufpasser, die eigens für diesen Tag engagiert worden waren, schob uns umgehend durch die Glastüren wieder nach draußen. *Quel Reinfall.* Sie bezogen am Eingang Stellung, um uns daran zu hindern, es erneut zu versuchen. Gleichzeitig bemühten sie sich, tröpfchenweise Kunden hereinzulassen, die auf einen Eimer knuspriger Kentucky-Fried-Chicken-Flügelchen aus waren.

Das war der ideale Moment, um unser Rebellengeheul anzustimmen und zu versuchen, die Kunden damit gleich ganz zu verscheuchen. Ingrid langte in die Tasche ihrer weiten Hose und zog eine schmale Kunststoffflasche mit wasserlöslicher roter Farbe hervor. Wir matschten uns die Farbe auf die Handflächen und trugen sie so großzügig auf, wie man es mit Desinfektionsmittel tun würde, wenn man einem Obdachlosen das Haar gekrault hat. Dann sprangen wir in Richtung Eingang, schmierten Farbe über die Tür und ric-

fen »Mangez les morts!« Die bulligen Wachmänner wichen zurück, um nicht vollgekleckst zu werden. Aber als wir anfingen, gegen die Ladenfront zu bollern, gingen sie schnell wieder in Position. Sie griffen uns an den rot gefärbten Handgelenken und stießen uns zurück in die Menschenmenge. Die Polizei sah aus der Ferne zu.

»Dan, die dürfen mir nicht die Handgelenke umdrehen!«, schnaufte Chrissie. »Nimm mich auf deine Schultern!«

In diesem Augenblick wurde unsere Kentucky-Fried-Chicken-Demo zu einem aggressiven Alles oder Nichts. Chrissie sprang auf meinen Rücken und zog sich auf meine Schultern hoch. Wir drehten um Richtung Tür und Richtung Wachleute. In solchen Momenten ist es praktisch, wenn man fast zwei Meter groß ist. Die Türsteher konnten unseren Angriff zwar abwehren, aber Chrissie schaffte es immerhin, gegen die Fenster über unseren Köpfen zu hämmern, noch mehr Farbe zu verschmieren und die Leute drinnen anzuschreien, dass sie rauskommen sollten. Während die Wachmänner auf uns losgingen, schlüpfte Ingrid an ihnen vorbei. Mit ihren »blutigen« Händen näherte sie sich bedrohlich der Theke und schmiss mit Flugblättern um sich. Die Situation war so beängstigend, dass die meisten Gäste das Lokal verließen, so schnell ihre *petit pieds* sie tragen konnten. Nun rückte auch die Polizei an, und einige Beamte brüllten uns an, wir sollten aufhören. »Arretez! Arretez!«, riefen sie unserem Trupp zu, der die Tür versperrte.

Unsere Antwort war nur: »C'est ferme!«

Das wurde dann prompt der neue Slogan, mit dem wir der Menge draußen klarmachen wollten, dass der Laden jetzt geschlossen war. Die Demonstranten, die noch in der Gegend verstreut herumliefen, sorgten dafür, dass auch wirklich jeder erfuhr, warum das so war. Dennoch wagten einige Unbeirrbare, auf die Terrasse der Filiale vorzudringen und sich von den Wachmännern nach drinnen begleiten zu lassen, wo sie ihre Bestellungen aufgeben konnten. Ich weiß wirklich nicht, wer verzweifelter war: wir oder die auf Krautsalat

versessenen Pariser. Eric, der das Ganze sozusagen von der Seitenlinie beobachtet hatte, wo die Kameras standen, näherte sich mir nachdenklich, so wie ein Football-Trainer mitten in einem aufregenden Spiel auf seinen Quarterback zugeht. Ein Quarterback in diesem Fall, der einen kreischenden Verteidiger auf den Schultern trug.

»Dan«, flüsterte er eindringlich, »ich glaube, solange noch der Aufsteller und alle Tische und Stühle draußen stehen, sieht der Laden nicht besonders geschlossen aus, und die Leute werden deswegen reingehen.«

»Hervorragend beobachtet«, wisperte ich begeistert zurück und nickte.

Ich bewegte mich rückwärts auf eine grüne Mülltonne zu und deponierte Chrissie auf dem Deckel. Einer der Aktivisten reichte ihr ein Megafon und ein Flugblatt auf Französisch, das sie den rund hundert Schaulustigen vorlas, die den Platz verstopften. Sie sah aus wie die lebendig gewordene Statue eines Kriegshelden, wie sie da auf ihrer Plattform über dem Platz thronte. Jetzt konnte ich Amok laufen und alle Tische und Stühle auf der KFC-Terrasse umschmeißen, damit endlich jeder potenzielle Hühnerfresser einen großen Bogen um den Laden machen würde.

Das Scheppern war ohrenbetäubend. Wie ich später im Fernsehen feststellen konnte, sah ich aus wie ein marodierender Irrer, wie Godzilla, der durch Tokio stampft. Schließlich war das Einzige, das in den Trümmern noch übrig war, der schwere rote Kentucky-Fried-Chicken-Gehwegaufsteller aus Stahl. Ich musste mit der vollen Wucht meiner Segelschuhe - Größe 48 übrigens - dagegen treten, damit er endlich umkippte. Er schlug mit einem donnernden »Gong!« auf dem Boden auf - ein Gong, der wie durch Zauberhand plötzlich überall Polizisten erscheinen ließ.

Der Einsatzleiter, einige Beamte im Schlepptau, näherte sich mir tete-ä-tete und fing sofort an zu brüllen. Aber zeitgleich bahnte sich eine Gruppe Jugendlicher mit Schultaschen ihren Weg durch

die Menge. Sie waren durch Chrissies Vortrag von der Mülltonne herab auf uns aufmerksam geworden und wollten wissen, was los war. Ich ignorierte die Polizisten und gab jedem Schüler ein Flugblatt. Halb keuchend erklärte ich in meinem Pseudofranzösisch, dass wir gekommen waren, weil Kentucky Fried Chicken einfach nicht damit aufhören wollte, Vögel bei lebendigem Leib zu kochen, dass wir den Laden lahmlegen wollten und dass sie sich uns gern anschließen könnten. Sie verzogen ihre Gesichter, als sie die schauerlichen Beschreibungen auf dem Flugblatt lasen, und studierten die Fotos.

Ich begann wieder mit meinem Sprechchor: »C'est ferme!«

Ein Mädchen aus der Gruppe, um die 15 mit olivfarbener Haut und dunklen Locken, war von dem, was sie gelesen hatte, richtig mitgenommen. Sie stimmte schnell in meinen Sprechchor ein. Es dauerte nicht lange, und ihre ganze Bande schloss sich unserem Trupp auf der Terrasse an; sie verstellte mit uns die Türen und ging jeden an, der reinwollte. Dieser spontane Entschluss der französischen Jugendlichen war einer der großen Momente meiner Karriere, über die ich mich besonders gefreut habe.

Die Menge schwoll dermaßen an, dass der Verkehr auf dem Boulevard de Sebastopol komplett zusammenbrach. Das war zu viel für die frustrierten Gendarmen. Der Polizeihauptmann gab es auf, ein Gespräch mit mir führen zu wollen, drehte sich um und schrie seiner Truppe Befehle zu.

Das Nächste, woran ich mich erinnere, ist, dass ich auf dem Boden lag. Dann wurde ich mit viel Gebrüll hochgehoben und in der Horizontalen von mehreren Polizisten vom Ort des Geschehens weggetragen. Mir haben ja schon einige Franzosen den Boden unter den Füßen weggezogen, aber so was ist mir noch nie passiert. Es gab ein Mordssirenengeheul, lärmende Sprechchöre, und Reporter riefen irgendwelche Fragen. Aber außer dem Schnaufen und Keuchen der Ordnungshüter, die mich wegschleppten, konnte ich kaum etwas verstehen. Sie hatten mich an den Beinen und an den Schultern

gepackt, mein Körper hing knapp über dem Boden, und sie rannten in einem Tempo die Straße hinunter, als nähmen sie an irgendeinem komischen Wettbewerb auf einem Volksfest teil. Ich machte mir Sorgen, mein Hintern könne über den Asphalt schleifen, aber sie hielten mich mit höchstem Geschick oben. Der seltsame Spurt ging über eine Distanz von drei Häuserblocks, den ganzen Weg bis zur Polizeiwache. Jetzt war der Straßenlärm plötzlich nicht mehr zu hören, ich registrierte noch das metallische Echo des Türriegels, und dann saß ich allein in der Stille meiner Zelle.

Andere Demonstranten, darunter Chrissie, Ingrid und die Person im Hühnerkostüm, wurden nur kurz festgehalten. Die Polizei nahm ihre Personalien auf und ließ sie wieder ziehen. Nur auf mich war der Einsatzleiter offenbar richtig sauer. Er habe ja schon einiges an Zerstörungswut gesehen, bellte er mich an, speziell in der Gegend von Les Halles, aber das seien verlotterte Trunkenbolde gewesen. Es gehe ihm einfach nicht in den Kopf, wie jemand, der noch ganz bei Trost und nüchtern sei, solche Verwüstungen anrichten könne, und dann auch noch im Namen der Hühner! Er betrachte mich als Gefahr für die Straßen von Paris und werde mich nicht gehen lassen, bevor ich mich nicht einer psychiatrischen Untersuchung unterzogen hätte. Ich konnte hören, wie Ingrid und Chrissie am Eingang der Polizeiwache nach mir fragten, aber der Hauptmann der Gendarmerie gab keine Informationen preis, sondern ließ mich, gefesselt wie der Film-Psychopath Hannibal Lecter, zur Ile de la Cite schaffen.

Im kargen Aufenthaltsbereich des Hötel-Dieu wünschte mir eine freundliche Schwester *bonjour* und maß meinen Blutdruck. Ich warf einen Blick auf einige Insassen am anderen Ende der Halle. Jeder von ihnen schien sich zu überlegen, warum die anderen wohl hier waren, aber keiner wagte es, auch nur einen Ton zu sagen. Stunden vergingen, und in mir keimte ein düsterer Gedanke: Was mochte das

für ein Psychotest sein? Und wenn ich ihn nicht bestand? Wie ging es dann weiter? Würde man mich in einem riesigen Kübel gefangen halten, so wie Neely O'Hara in *Das Tal der Puppen?* Niemand wusste, wo ich war, geschweige denn, wo ich am Ende landen würde.

Ich kam mir vor wie die Hauptperson in einem alten Hitchcock-Film: Ernsthafter Amerikaner benimmt sich im Ausland daneben und verliert die Kontrolle über sein Leben. Ich war in eine Situation geraten, die für die meisten Leute der absolute Albtraum sein musste - aber ewig neugierig, wie ich war, empfand ich das Ganze auch als Herausforderung. Es war auf jeden Fall spannender, als von der Spitze des Eiffelturms herunterzuspucken. Vielleicht würde ich sogar in einer Zwangsjacke in einem gruseligen französischen Irrenhaus landen - welcher Tourist macht schon eine solche Erfahrung?

Aus irgendeinem Grund begeistern mich Dinge und Orte, die andere Leute verunsichern. Clowns zum Beispiel, der rote Flur in meiner Wohnung hängt voll mit Clownsbildern vom Flohmarkt. Ich gehe auch gerne auf Friedhöfe. Gibt es eine schönere Nachmittagsbeschäftigung, als mit Freunden über den weitläufigen Nationalfriedhof von Arlington zu spazieren und nach Parzellen zu suchen, auf denen der eigene Name steht, und sich dann gegenseitig zu fotografieren? Einmal habe ich einen Mathews-Grabstein entdeckt - korrekt mit nur einem »t« geschrieben - und ein Bild davon gemacht. Ich habe es schwarz-weiß als Postkarte drucken lassen und verschicke es seither immer dann, wenn ich eine Adressänderung bekannt geben will. Der Tod hat mich schon immer eher fasziniert als verängstigt. Und ich kann Leute nicht verstehen, die dieses ultimative Abenteuer nicht vollkommen wach erfahren wollen, vor allem dann nicht, wenn sie an ein Leben nach dem Tod glauben.

Eine zweite Schwester kam und unterhielt sich mit meiner Polizeieskorte. Dann lösten sie meine Fesseln und führten mich den Flur entlang in einen leeren Behandlungsraum, wo sie mich an ein Bett ketteten. Das gab mir zumindest ein kleines bisschen das

Gefühl, zu Hause zu sein. Durch das geöffnete Fenster konnte ich Notre-Dame sehen. Ich starrte die Kirche aus Langeweile an, und meine Gedanken schweiften wieder ab. Ich ließ mein Leben an mir vorüberziehen, vom aufgewühlten Teenager im Büro des Direktors bis zum Mann mittleren Alters im Irrenhaus, der versucht, in diesem Wahnsinn eine Methode zu entdecken. Ich dachte über die zahllosen Momente in meinem Leben nach, in denen Leute mich ernsthaft für bekloppt hielten, plemplem, für nicht ganz dicht. Ich musste mich mit der unangenehmen Frage auseinandersetzen: War ich wirklich verrückt, und brauchte es jetzt nur noch die Franzosen, die mir das bewiesen?

Wie konnte ich mich einem Arzt gegenüber am besten verteidigen? Welche Erklärung für meinen Einsatz im Namen des Tierschutzes klang am glaubhaftesten? Franzosen können sehr esoterisch sei, also zog ich eine eigentümliche Äußerung in Betracht, die einst die Komödiantin Mary Tyler Moore von sich gegeben hatte: »Ich möchte nicht für eine Wahnsinnige gehalten werden«, so Moore, »aber ich bin der Überzeugung, dass Tiere genau die Außerirdischen sind, von denen alle glauben, dass sie einmal in einer fliegenden Untertasse kommen werden. Wir reden alle darüber, was wäre, wenn wir eine fremde Kreatur träfen, die mit einer anderen Art von Intelligenz ausgestattet ist und vielleicht ganz anders aussieht, die aber dennoch eine Gestalt hat und Rückenmark, die Gefühle hat und mit ihresgleichen kommunizieren kann.« Obwohl mir dieser Gedanke durchaus gefällt, scheint mir eine Variation dieser Idee noch plausibler: Wenn ich mir ansehe, wie vernünftig die Natur über Millionen jähre funktioniert hat, und dann darüber nachdenke, wie zerstörerisch die Menschheit in den vergangenen paar Jahrtausenden gewütet hat, kommt es mir vor, als seien wir die missratene Art. Unersättliche Außerirdische, die den Planeten seiner Ressourcen berauben und seine Bewohner unterwerfen, um Profit daraus zu schlagen oder zum reinen Vergnügen. Wenn ich diese Hypothese

gelegentlich auf einer Party zum Besten gebe, starren mich die allermeisten Leute einfach nur ungläubig an. Welchen Eindruck musste es dann erst machen, wenn jemand damit rauskam, der in einer psychiatrischen Anstalt an ein Bett gekettet war?

Die Erinnerungen an zufällige Ereignisse, die ich vorher für unbedenklich gehalten hatte, stiegen nun wieder in mir hoch. Mir fiel die verstörte Fratze des Schauspielers Henry Winkler wieder ein, den ich mal auf einer Party für die Darsteller einer Broadway-Show getroffen hatte. Die berühmte schwarze Lederjacke, die er in seiner Rolle als Fonzie in der TV-Serie *Happy Days* trug, war Thema in den Nachrichten gewesen, weil sie in einer Ausstellung der Smithsonian Institution gezeigt wurde - als Symbol der Popkultur. »Ich arbeite für PETA«, erklärte ich ihm also aufgeregt, als wir uns zum ersten Mal begegneten. »Wir sind immer auf der Suche nach guten Ideen, wie wir die Leute dazu kriegen können, ihre Lederjacken auszumustern - könnten Sie vielleicht beim Smithsonian anfragen, ob die uns Fonzies Lederjacke für unsere KÜHE-SIND-COOL-Demo borgen würden?« Dem entgeisterten Ausdruck seiner Visage nach zu urteilen, schien er auf eine Pointe zu warten. Aber die gab es nicht, und so glotzte er mich an, als hätte er es mit einem Verrückten zu tun.

Ich fühlte mich irgendwie einsam und verlassen auf meinem Bett, flankiert von Polizisten, die inzwischen ebenso ratlose wie genervte Mienen machten. Und dabei fiel mir der ernsthafteste bekloppte Blick ein, den mir jemals jemand zugeworfen hatte. Es war im Büro des italienischen Erzbischofs Severino Poletto, wo die finsteren Wächter des Turiner Grabtuchs mich allesamt mit heruntergeklappten Unterkiefern anstarrten.

Der Hintergrund dieser Episode war folgender: Jesus war mit den Essenern unterwegs, einer jüdischen Sekte, die Tieropfer und den Genuss von Fleisch mieden; daraus hatten einige Bibelgelehrte den Schluss gezogen, dass Er möglicherweise Vegetarier gewesen sein könnte. Also nahm PETA ein Foto vom Gesicht Jesu auf dem

Turiner Grabtuch und machte daraus eine Anzeige mit der Überschrift: HINTERLASSEN SIE BLEIBENDEN EINDRUCK - WERDEN SIE VEGETARIER. Roms größte Zeitung, *La Repubblica,* brachte eine sehr faire ganzseitige Geschichte über unsere Initiative. Und ich machte mich auf nach Turin, um die Kampagne vor der Kathedrale, in der das Grabtuch aufbewahrt wurde, offiziell vorzustellen. Kaum hatten wir uns auf der malerischen Piazza zu erkennen gegeben, tauchten ein paar Männer in Schwarz auf. Es waren Mitarbeiter aus dem Büro des Erzbischofs, die uns mitteilten, dass wir nicht beweisen könnten, dass Jesus Vegetarier gewesen war - und wir außerdem kein Recht hätten, Sein Abbild von besagtem Leichentuch zu verwenden. Die Presseleute lauschten respektvoll, murmelten sich gegenseitig etwas zu und kamen dann zurück zu unserer Plakate schwenkenden Meute, um Stellungnahmen einzuholen. Wie es die Vorsehung wollte, stand ein paar Meter weiter ein schäbiger Stand mit Souvenirs auf dem Kopfsteinpflaster, der Kaffeetassen, Strandlaken, Mauspads und Stifte verhökerte, auf denen das Grabtuch abgebildet war.

»Wollen Sie etwa sagen, dass dieser Händler Sein Abbild benutzen darf, um damit Geld zu machen, es uns hingegen nicht erlaubt sein soll, obwohl wir nur unser Mitgefühl mit Gottes Geschöpfen ausdrücken wollen?« Die Reporter wirbelten herum und wandten sich in der Erwartung einer klaren Ansage wieder den Kirchenleuten zu, aber es kam keine Replik; offenbar wollten sie es nicht auf einen theologischen Schlagabtausch ankommen lassen. Stattdessen luden mich die Männer in Schwarz zu einem vertraulichen Gespräch in die Kathedrale ein. Meine italienischen Kollegen würden die Aktion auch ohne mich abschließen können, und so machte ich mich bereitwillig auf den Weg in die Kirche. Ich war erleichtert, dass ich am Vortag nicht für ein teures Grabtuchticket geblecht hatte.

Im Inneren der gewaltigen Kirche kamen wir direkt an der berühmten Reliquie vorbei, von der sowohl die Vorder- als auch die

Hinterseite zu sehen sind. Ich konnte die Blutspritzer an den Stellen sehen, wo Seine Hände und Füße das Tuch berührt haben müssen. Dann bemerkte ich zu meinem größten Erstaunen kleine und doch deutliche Bremsspuren, wo sich Sein Hinterteil befunden haben musste.

Heilige Scheiße.

Es traf mich wie ein Schlag - und ich hatte sofort eine zündende Idee: Ötzi, der Eiszeitmensch, dessen Überreste gerade erst in den Alpen gefunden worden waren, hatte sich nachweislich ausschließlich von Obst und Nüssen ernährt, wie Wissenschaftler anhand von Ausschabungen aus seinem Darm feststellen konnten. Ob das beschmutzte Grabtuch einen ähnlichen Hinweis auf die Ernährung seines Trägers liefern konnte?

Ich konnte meine Begeisterung kaum im Zaum halten, während ich den ängstlichen Grabtuchwächtern über die dunklen Stufen ins Allerheiligste folgte. Mit aller Macht versuchte ich, Formulierungen aus meinen Gedanken zu tilgen, die irgendwie anstößig klingen könnten. Auf keinen Fall durfte ich etwas sagen wie: »So, jetzt gehen wir die Sache mal von hinten an.« Stattdessen trug ich mein Anliegen so geschäftsmäßig und neutral vor wie möglich. Dass PETA keine Kosten und Mühen scheuen würde, um eine unabhängige wissenschaftliche Untersuchung der Exkremente Christi zu ermöglichen. Wir würden die weltberühmtesten Skatologen dazuholen, um ein für alle Mal zu klären, ob Er ein Fleischesser gewesen war. Meine Gesprächspartner verzogen ihre Gesichter zu einer Grimasse, für die Henry Winkler in der Schauspielwerkstatt *Actor's Studio* ein Jahrzehnt hätte trainieren müssen. Die Handlanger des Erzbischofs lehnten das Angebot ab, und ich gelobte, dass ich dann einen Antrag beim Papst stellen wollte. Was ich tatsächlich versuchte, und zwar in einem ernsthaft und wissenschaftlich gehaltenen Brief, den ich mit Federal Express verschickte. Eine Antwort habe ich bis heute nicht; ich wittere eine Vertuschungsaktion.

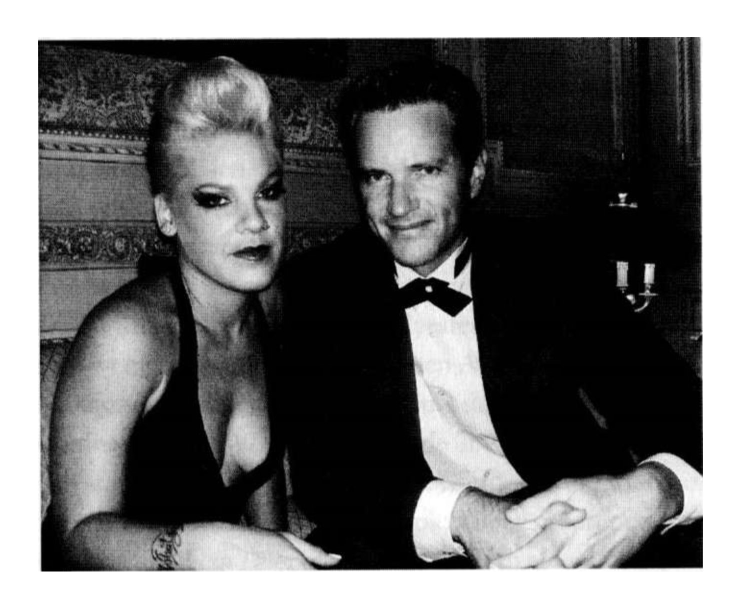
In der Pariser Anstalt heiterte mich die Erinnerung an diesen Fehltritt ein wenig auf. Ich musste lachen. Dann hörte ich Schritte, die sich meiner Tür näherten. Ich gab keinen Mucks mehr von mir, weil mir klar war, dass man es als Zeichen von Irrsinn hätte werten können, wenn ich so in mich hineinlachte. Ein Arzt um die fünfzig und eine Krankenschwester betraten den Raum. Der Arzt stammte aus Nordafrika, hatte dunkelbraune Haut, weiß blitzende Zähne - und zu meinem Glück ein lässiges Temperament.

»So, was haben wir denn hier?«, fragte er höflich in der Sprache derer, die einst das Land seines Volkes besetzt hatten. Ich antwortete ruhig in gebrochenem Französisch, dass ich ein Tierschutzaktivist sei, mit dem die Pferde durchgegangen waren. Ich stellte den stets wichtigen So-jemand-kann-gar-nicht-irre-sein-Augenkontakt her. Während ich noch faselte, nickte er verständnisvoll und sagte mir, dass er Brigitte Bardots Einsatz für den Tierschutz immer bewundert habe.

»Ich glaube, Sie sind nicht nur geistig gesund«, verkündete er vor der mitschreibenden Schwester und meiner Polizeieskorte, »sondern auch ein vorbildlicher Staatsbürger.« Die Untersuchung dauerte gut zwei Minuten, dann unterschrieb er das Formular, schüttelte mir die Hand und sagte: »Sie können gehen.«

Einige Monate später bekam ich einen offiziell anmutenden Brief aus Paris. Ich riss ihn auf und stellte fest, dass es eine Rechnung vom Hötel-Dieu war. Für den schnellen Blick in meine Psyche berechnete man mir 34,30 Euro, was damals umgerechnet rund 30 Dollar waren; bei mir zu Hause kriegt man davon nicht mal ein Busticket zum Bellevue, einer Klinik in New York, die für ihre psychiatrische Abteilung berühmt ist. Dieser Fetzen Papier ist Balsam für meine Seele, und ich habe ihn immer bei mir. Jedes Mal, wenn mich jemand anguckt, als hätte ich sie nicht alle, wedle ich stolz damit und verkünde, dass ich erwiesenermaßen geistig gesund bin. Jedenfalls in Frankreich.

Pfui Spinne



Mit Pink in Monaco

Als das Flugzeug seine Reisehöhe von 10 000 Metern erreicht hatte, war mein Fieber auf 40 Grad gestiegen. Vor dem Start hatte ich mir die Decke über den verschwitzten Kopf gezogen und war eingeschlafen, in der vagen Hoffnung, dass die Antibiotika endlich wirkten. Wenigstens würde ich bei meiner Landung in einem Land aufwachen, in dem der nächste Englisch sprechende Arzt nicht mehr ganz so fern war. Ein paar Stunden später kam ich wieder zu mir und zog die blaue Polyesterdecke so weit herunter, dass ich wenigstens mit einem geröteten Auge die grellbunte Karte fixieren konnte, auf der unsere Flugroute und das Gebiet unter uns zu erkennen waren. Wir zischten gerade über Afghanistan hinweg, und ich starrte wie im Delirium auf die Grafik. Es fühlte sich an, als würde ich auf einem fliegenden Teppich über die mit exotischen Namen beschrifteten Täler gleiten und nicht in einer Boeing 777.

Es dauerte nicht lange, und ich musste über diese Halluzinationen lachen. Ich ließ meinen Kopf pendelnd dem ständig wechselnden Kurs der Karte folgen. Dann entdeckte ich ein paar Sitzreihen weiter eine nervöse alte Dame, die besorgt zu mir zitterndem langem Elend herüberschaute. Ich zog mir die Decke wieder über den Kopf und drehte mich zum Fenster. Wenn ich mich doch bloß für den Rest dieses Elf-Stunden-Fluges in meinem engen Sitz irgendwie gemütlich zusammenrollen könnte.

Ich war an Bord des Thai-Airways-Fluges 941 von Mailand nach Bangkok, wo ich in den nächsten Flug, weitere neun Stunden lang, nach Sydney umsteigen sollte. Wobei mir mein Fieber und meine

generelle Verwirrung nicht halb so viele Sorgen bereiteten wie der stechende Schmerz, der sich von der Leistengegend aus in mein linkes Bein bohrte. Ich schob es ständig weiter hinaus, endlich einmal zur Toilette zu gehen, weil es mir inzwischen wie eine Herkulesaufgabe vorkam, auch nur aufzustehen. Wie ich es in diesem Zustand mit meiner Tasche am Flughafen von Bangkok von einem Gate zum anderen schaffen sollte, war mir ein Rätsel. Ich traute mich auch nicht, die Fluggesellschaft um Hilfe zu bitten, aus Angst, dass man mich dann möglicherweise aus Gesundheitsgründen gar nicht mehr in den nächsten Flieger lassen würde.

Das Bein war noch nicht so schlimm gewesen, als ich in Mailand zur Notaufnahme gegangen war, wo die hübsche Ärztin mir ein Mittel namens Cipro verschrieben hatte, das angeblich binnen zweier Tage Besserung bringen sollte. Hätte ich geahnt, dass es nicht wirkte, wäre ich gleich nach England weitergereist und hätte meinen Trip nach Australien verschoben, wo ich wegen einer Multi-Millionen-Klage der Schafzüchter vor Gericht erscheinen musste.

Allerdings kann ich mich bei der pflichtbewussten italienischen Ärztin nicht beschweren; sie hatte mir tatsächlich geraten, über Nacht zur Beobachtung zu bleiben. Und das wollte ich nicht, weil das Krankenhaus knallvoll war und ich auf einer Trage im Flur hätte übernachten müssen, mit meinen Siebensachen irgendwo im Gewühl. Es waren vor allem schnaufende und würgende italienische Rentner und ihre Ehepartner - wie etwa die gesprächige Signora, die mir ständig erzählte, dass sie eine liebreizende Tochter habe, die fast so groß sei wie ich. Es war Februar, und ich wurde förmlich von Krämpfen geschüttelt, als ich mich in dem eisig kalten Hospital vorstellte. Ich sagte dem glatzköpfigen Krankenpfleger, der übrigens weniger männlich wirkte als die Ambulanzärztin, dass ich mir offenbar eine schreckliche Grippe oder sogar eine Lungenentzündung eingefangen hatte. Die Experten meinten allerdings, dass es für sie eher nach der Reaktion auf ein Gift aussah, wie nach einem

Spinnenbiss, und sie nahmen mich regelrecht ins Kreuzverhör, welche einsamen Inseln oder tiefen Wälder ich zuletzt besucht hatte.

»Ich war wirklich nur in Paris«, erklärte ich. »Und es blies ein solcher Wind, dass man nicht viel mehr machen konnte, als schnell mal über die Straße zu hasten.« Es war so kalt in der Notaufnahme, dass ich auch während der Untersuchung lieber die Socken anbehielt.

Ich war nach Europa gekommen, um mit Giorgio Armani zu verhandeln, dessen Repräsentanten ich jetzt schon fast ein jähr bearbeitet hatte, um sie davon zu überzeugen, Pelze endgültig aus ihren diversen Kollektionen zu nehmen. Und in Paris war es mir endlich gelungen, den supergebräunten Herrn Armani höchstselbst zu treffen, und zwar am Vorabend seiner großen Haute-Couture-Show, aus der er schon einmal alle Pelze verbannt hatte - eine erste Geste des guten Willens. Aber es kam noch besser: Er lud mich ein, nach Mailand zu kommen und sein gesamtes Designteam kennenzulernen, um seinen Leuten das PETA-Video über die Pelzindustrie vorzuführen. Mit dem löblichen Hintergedanken, die Mannschaft, die an seinen übrigen Kollektionen arbeitete, ebenfalls für das Thema zu sensibilisieren. Weil Armani ohne Zweifel zu den erfolgreichsten und am besten angesehenen Modehäusern der Welt zählt, war das natürlich eine phänomenale Wendung, und ich musste in Höchstform für dieses Meeting sein, zu dem seine zahlreichen Vizedirektoren aus fernen Filialen angereist waren. Um sicherzustellen, dass auch wirklich alle seine Häuptlinge den Termin einhalten konnten, wurde die Sitzung noch einmal um eine Woche vertagt, was für mich bedeutete, dass ich meine sowieso schon komplizierten Reisepläne noch einmal umwerfen musste. Dann ging es eben nicht mehr nach Hause, sondern von Mailand direkt in Richtung Sydney weiter. Aber weil uns nur selten Designer ihr Ohr schenken, um sich anzuhören, wie viel Tierquälerei in ihren Pelzkollektionen steckt, wäre ich sogar auf einem Krabbenkutter und einem Umweg

über Tasmanien weitergereist, damit bei diesem wichtigen Gipfel bloß nichts mehr dazwischenkam.

Der alles entscheidende Termin war also auf einen Montag angesetzt. Nur leider kündigten sich meine Beschwerden am Samstag davor an; ich fühlte mich schlapp und fiebrig - und ging extra früh ins Bett, um den Virus, oder was auch immer es war, auszuschwitzen. Doch am Sonntagmorgen ging das Elend erst richtig los. Mein Bettzeug war komplett durchgeschwitzt, und mein großer Körper wand sich vor Schmerzen wie Linda Blair im *Exorzisten* in ihrem Himmelbett. Wirklich schade, dass mein Handy keine Videos aufnehmen kann.

Ich rief also ein Taxi und fuhr ins nächste Krankenhaus. Nachdem die erste Untersuchung zu keinem Ergebnis geführt hatte, versuchte der Krankenpfleger, mir einen Aspirin-Tropf zu legen. Er brauchte etliche Stiche mit seiner Kanüle, bis er endlich eine Vene gefunden hatte. Ich habe leider »rollende Venen«, was Krankenschwestern regelmäßig zur Verzweiflung bringt; wobei ein befreundeter Junkie immer behauptet hatte, er würde meine Venen sogar mit einem Kanülen-Weitwurf punktgenau treffen, wenn man ihn nur ließe. Gott hab ihn selig. Mit dem Tropf ging das Fieber tatsächlich runter, endlich, und es kam mir vor, als hätte ich das Schlimmste überstanden. Auch das war ein Grund, warum ich lieber in mein ruhiges, bescheidenes Hotel zurückkehren wollte, als bei den Elenden und Siechen auf dem Flur des Krankenhauses zu nächtigen. Ich hatte immerhin ein absolut unschwänzbares Gipfeltreffen am nächsten Tag und brauchte vorher noch eine ungestörte Erholungspause. Außerdem nahm ich an, dass das Breitband-Antibiotikum, das die Ärztin verordnet hatte, schon alles richten würde.

Am nächsten Morgen wurde mir langsam klar, dass es keine einfache Grippe oder Ähnliches war, weil auf das anfängliche Fieber kein Husten und keine verstopfte Nase folgten, sondern ein abso-

lut unerklärlicher, intensiver Schmerz ganz oben in meinem linken Bein. Aber ich musste unbedingt zu diesem Armani-Meeting, und deshalb wälzte ich mich herum und ließ meine Beine vorsichtig über die Bettkante gleiten, um dann wie ein Invalide ins Badezimmer zu humpeln, noch mehr Aspirin zu schlucken und mich zu rasieren. Ich hatte Monate geschuftet für dieses Treffen, und eine Absage kam überhaupt nicht infrage, selbst wenn ich in den Konferenzsaal hinken musste. Aber ich war so durch den Wind, dass ich ganz ohne Geld losging und meinen Taxifahrer bitten musste, noch einmal um den Block zu fahren, damit ich mich wieder zu meinem Zimmer schleppen konnte, um noch ein paar Euro einzustecken. Dann endlich chauffierte er mich zur Hausnummer 18 in der Via Borgonuovo.

Die Armani-Zentrale ist ein stattlicher Palazzo mit hohen Holztüren und einem sonnigen Innenhof. Ich wurde ein paar Treppen hoch zu einem Konferenzsaal geführt, wo mich ein liebenswürdiger Brite namens Robert Triefus, mein wichtigster Kontakt bei Armani, den versammelten Modegurus vorstellte - und zwar auf Italienisch, der Sprache dieses Treffens. Allein die paar Stufen zu gehen hatte mich so sehr ins Schwitzen gebracht, dass ich aussah wie ein Auto, das mit offenen Fenstern durch eine Waschstraße gefahren ist. Selbstbewusstsein ist alles in solchen Konferenzen, und der Gedanke war für mich eine echte Qual, dass die Leute aus meinem verschwitzten Gesicht möglicherweise schlössen, dass ich nervös war. Was mich erst recht zum Nervenbündel machte.

»Salve a tutti!«, fing ich also mit der Standardbegrüßung an, bevor ich auf Italienisch mit meiner eben ausgedachten Lüge herausplatzte: »Ich komme direkt aus dem Fitnessstudio, heute ist nämlich der einzige Tag in dieser Woche, an dem ich trainieren kann. Hab dabei wohl etwas übertrieben und mir nicht genügend Zeit zum Abkühlen gegeben. Sorry, dass ich hier so verschwitzt auflaufe.«

Die Stilgurus nickten eifrig und schienen die Ausrede zu schlucken.

Nach ein wenig Small Talk zeigte ich ihnen unser aktuelles PETA-Anti-Pelz-Video. Durch die Sendung führte die erfolgreiche Geschäftsfrau und TV-Moderatorin Martha Stewart, die früher einmal Pelze getragen hatte, und ihre Auftritte sorgten dafür, dass die Zuschauer sich zwischen den grässlichen Bildern immer wieder kurz erholen und die Dokumentation so leichter verdauen konnten. Trotzdem, das Gemetzel unter Robben, Füchsen, Nerzen, Waschbären, Bibern und Kojoten ließ die Modemenschen stets aufs Neue zusammenzucken; manche vergruben ihr Gesicht in den Händen, sie konnten nicht hinsehen. Und dann wischte ich mir jedes Mal mit einem Taschentuch schnell die Schweißtropfen von der Stirn - in der Hoffnung, dass keiner etwas merkte.

Wegen meines miserablen Zustands war es das traumatischste Meeting, das ich je erlebt habe. Ich hatte gedacht, dass die Gruppe nach diesem Video ein für alle Mal der Verarbeitung von Pelz abschwören würde, aber stattdessen klammerten sie sich an das Fell des einen Tieres, dessen Leiden im Film nicht gezeigt wurde: Kaninchen. Was mich schon ein wenig verwunderte, denn Kaninchen galt eigentlich immer als die billigste, trashigste Art, Pelz zu tragen. Schwindelig, wie mir war, wollte ich sie fast schon fragen, ob sie dann nicht gleich einen Armani-Shop in den Wohnwagenkolonien der amerikanischen Unterschicht eröffnen wollten, aber ich atmete stattdessen einmal tief durch und schlug vor, dass ich ihnen Muster eines neuen hochwertigen »falschen« Hasen zusenden könnte. Kaninchen lasse sich nämlich wegen seines kurzen Fells sehr gut mit Kunstfasern nachahmen. Ich wünschte, ich hätte mit größerer Überzeugung und Ausdauer argumentieren können, doch unglücklicherweise musste ich das Treffen vorzeitig beenden - bevor ich so vor Fieberschweiß triefte, dass sie einen Hausmeister rufen mussten, um unter meinen Füßen aufzuwischen.

Nachdem ich meine Geschäfte in Mailand abgewickelt hatte, wenigstens vorübergehend, stieg ich in ein Taxi zum Flughafen Mal-

pensa und schloss die Augen. Ich fühlte mich elend und war doch gleichzeitig froh, dass ich mich jetzt während der 24 Stunden Flug nach Sydney gesundschlafen konnte.

Australien stand schon lange auf der Liste der Länder, die ich dringend einmal besuchen wollte - und das gleich aus einer Reihe von Gründen. Erstens weil alle Australier, die ich kannte oder mit denen ich mal zusammen war, einen sehr entspannten Eindruck machten. Sie waren unvoreingenommen, clever - und kannten ihre Prioritäten genau: Das Wichtigste war, es sich gut gehen zu lassen und Spaß zu haben. Zweitens war da Dame Edna. Drittens ist Australien eines der wenigen Länder auf der Erde mit echten Wüsten, und ich liebe Wüsten. Und viertens hatte ich schon immer eine Schwäche für den Gegenpol. Außerdem ist Australien von Straftätern gegründet worden, und unter meinesgleichen muss ich mich einfach wohlfühlen. Allerdings hatte ich mir meine Ankunft eher so vorgestellt, dass ich vor Aufregung fast platzen und so immun gegen jede Form von Jetlag sein würde, dass ich gleich in die nächste Kneipe gehen konnte, um mein erstes Foster's runterzukippen.

Als ich schließlich in einer schwülen Februarnacht in Sydney landete, hatte ich es überhaupt nicht mehr eilig, einen Pub von innen zu sehen. Mir kam es eher so vor, als würde ich nie wieder einen von innen sehen und sehr bald sterben. Oder fast sterben. Ich werde eigentlich nie krank, doch jetzt war ich so krank wie noch nie. Es war schon eine sonderbare Vorstellung, dass ich allein auf die andere Seite der Welt geflogen war, um dort aus rätselhaften Gründen den Löffel abzugeben. Aber irgendwie auch ein passendes Ende für einen Rumtreiber wie mich.

Wie einer der bewegungsgestörten Zombies aus *Night of the Living Dead* torkelte ich aus dem Flieger und zu einem Taxi. Ich ließ den afrikanischen Fahrer vor meinem Hotel warten, während ich schnell eincheckte und mein Gepäck abwarf. Dann rasten wir zu

Reggaeklängen aus dem Autoradio durch die dunklen Straßen Sydneys zum wuseligen Royal Alfred Public Hospital.

»Das ist eine Vergiftung, Sie sind von irgendetwas gebissen worden«, verkündete der schicke dunkelhaarige Arzt in der Notaufnahme. Einmal abgesehen von dem starken australischen Akzent, klang es für mich wie ein Echo dessen, was ich vor ein paar Tagen erst gehört hatte. »Das haben sie in Mailand auch gesagt«, stöhnte ich. »Aber ich habe nie etwas bemerkt.«

»Runter mit den Klamotten - sofort!« Ich stand vielleicht kurz vor dem Exitus, aber so eine Aufforderung von so einem Typen hauchte mir sofort wieder Leben ein. Ich schaffte es, mein Hemd über den Kopf zu ziehen und meine Hose aufzuknöpfen, aber wegen der unbeschreiblichen Schmerzen in meinem Bein kriegte ich sie einfach nicht runtergezogen. Der Doktor war dann so freundlich, mir zu helfen.

»Himmel, jetzt guck dir das mal an!«, sagte er zu einer der Krankenschwestern.

Meine Hose hing auf den Fußgelenken, ich riskierte einen Blick nach unten - und japste vor Schreck. Auf meinem blütenweißen linken Bein verlief ein riesiger burgunderfarbener Streifen, der zum Oberschenkel hin, wo der Schmerz am stärksten war, in ein sattes Blau überging. »Das war aber noch nicht da, als ich in Italien losgeflogen bin!«, sagte ich entsetzt und fing an zu zittern. »Was ist denn das bloß?«

Der Arzt nahm einen schwarzen Filzstift und malte einen dicken Strich auf mein Bein, einmal rund um die Entzündung. Ich dachte sofort an ein medizinisches Exponat, das ich einmal mit Grauen in einem Bürgerkriegsmuseum betrachtet hatte: Da markierten die Ärzte das Bein eines verwundeten Soldaten an der Stelle, wo sie amputieren wollten.

»Was machen Sie da?«

»Wir müssen wissen, ob es sich ausbreitet oder zurückgeht.«

»Gut - aber ich sehe keinen Biss, warum ist es bloß so rot?«

Er zog meine Hose ganz von meinen Füßen und dann - was die Ärztin in Italien eben nicht getan hatte - auch meine Socken. An meinem linken Fuß, ziemlich genau in der Mitte, war eine wunde Stelle, etwa so groß wie eine Zehn-Cent-Münze, dunkel und krustig in der Mitte und von einem roten und pinkfarbenen Entzündungsrand umgeben.

»Na, da haben wir es doch.«

»Aber was ist dann mit meinem Oberschenkel los, wenn mich das Vieh in den Fuß gebissen hat?«

»Wenn das Gift in den Blutkreislauf gerät, staut es sich am nächstgelegenen Lymphknoten und wird davon abgehalten, wichtige Organe zu schädigen«, erklärte er geduldig, während ich versuchte, mich zusammenzureißen. »Wenn man aber nicht das richtige Gegenmittel einsetzt, kann es einen Abszess im Lymphknoten geben oder wenigstens eine Entzündung - und genau das ist in Ihrem Fall passiert. Cipro ist nicht das richtige Medikament - wir müssen Sie stationär behandeln und an den Tropf hängen. Sie haben das vier Tage lang nicht behandeln lassen. Das hätte Sie das Bein kosten können - oder wer weiß was.«

»Das heißt, ich muss über Nacht bleiben?«

»Sie werden eine Woche bleiben.«

Das war's dann mit dem Bier im Pub.

Sinn und Zweck meiner Reise nach Sydney war eigentlich, mich mit der australischen Wollindustrie anzulegen - erstens vor Gericht und zweitens über den Äther. Im Zentrum der Debatte stand eine umstrittene Verstümmelung, die jedes Jahr millionenfach an jungen Merinoschafen durchgeführt wird. Von Merino haben Sie wahrscheinlich schon einmal gehört, es handelt sich dabei um die weltweit am häufigsten verwendete Wolle, und bestimmt haben auch Sie Socken oder einen Pullover aus diesem Material in Ihrer Schublade. Ich selbst habe über die Jahre einige Pullover aus Merino

besessen, aber die Faser nie besonders gemocht, weil sie kratzig ist und nach nassem Hund riecht, wenn sie feucht wird. Nichtsdestotrotz ist die Merino-Industrie ein Milliardengeschäft, das von Handelsvertretungen auf der ganzen Welt aggressiv vermarktet wird.

Weil Australien heute etwa ein Drittel des Weltbedarfs an Wolle produziert, glauben nicht wenige, dass Schafe wie Kängurus naturgemäß zum fünften Kontinent gehören. Aber weit gefehlt - Schafe stammen ursprünglich aus Spanien, das viele Jahrhunderte lang der wichtigste Lieferant für Wolle war. Ironischerweise haben die Rancher, nachdem sie die ersten Schafe eingeführt hatten, damit begonnen, Kängurus abzuknallen, wenn sie auf die Schafweiden hoppelten. *Pest Control* nannten die Schafzüchter das, Schädlingsbekämpfung.

Merinoschafe sind berühmt wegen ihrer dicken Wolle, die den Tieren in Spanien einen guten Dienst erwies, wo sie im Winter auf den Ebenen im Süden lebten und sommers im Hochland des Nordens. Sie kamen damit auch in den relativ kühlen Regionen Englands, Irlands, Argentiniens oder Neuseelands gut zurecht, wohin sich das Wollgewerbe im Laufe des 19. Jahrhunderts ausgebreitet hatte. Aber in Australien, wo die Durchschnittstemperaturen deutlich höher liegen, und dort vor allem im Südwesten, der um 1900 zum Schwerpunkt der Merino-Produktion wurde, kochten die Schafe unter ihrer dicken Wolldecke.

Die Merino-Zucht in den Westen des Kontinents zu verlegen, wo die Temperaturen schon mal über 50 Grad Celsius klettern können, ist ungefähr so sinnvoll wie unbehaarte Chihuahuas in Sibirien aufzuziehen.

Was die Angelegenheit aber noch verschlimmerte, waren die Versuche der Rancher, mittels künstlicher Befruchtung und Embryotransfer solche Tiere zu züchten, die eine besonders faltige Haut besaßen - und bei größerer Oberfläche mehr Wolle und Profite

produzierten. Was die Schafe in der Hitze noch stärker leiden ließ. In den Falten war es heiß und feucht, was Fliegen anlockte, die zwischen den Hautlappen ihre Eier ablegten und so einen tödlichen Madenbefall verursachten - ein Leiden, das die Rancher als *Flystrike* bezeichnen, wörtlich übersetzt Fliegenschlag. Am Hinterteil der Schafe, und das war vielleicht die ärgste Folge dieser Züchtungen, war der Faltenwuchs so dicht, dass die Tiere nicht mehr richtig kötteln konnten. Ihr dreckiger Hintern lockte die Fliegen erst recht an - was wiederum zu einem stärkeren Madenbefall führte.

Manche Züchter lösten das Problem, indem sie die Partien um den Schwanz der Schafe öfter Schoren. Andere züchteten neue Arten, darunter auch Merinos mit nacktem Hinterteil, was die Beschwerden der Schafe reduzierte. Wieder andere kontrollierten ihre Herden während der Zeiten, in denen Fliegenbefall am häufigsten auftrat, besonders genau und säuberten ihre Tiere mit speziellen Mitteln, um Entzündungen vorzubeugen. Aber in dem Maße, wie die Wollindustrie wuchs und kleine Familienbetriebe von gigantischen, unüberschaubaren Megaherden verdrängt wurden, konzentrierten sich die Rancher zunehmend darauf, die Arbeitskosten zu reduzieren - und vergaßen, worauf es ankam, wenn man ein »guter Hirte« sein wollte. 1801 gab es in ganz Australien 34 000 Schafe; 1813 waren es zwei Millionen; 1901 war die Zahl schon auf 72 Millionen angestiegen, und heute sind es 100 Millionen Tiere.

je größer die Herden, desto problematischer der Umgang mit *Flystrike* - bis ein Farmer namens john Mules in den Dreißigerjahren eine neue Behandlung entwickelte, die zwar äußerst brutal war, aber dafür billig und deshalb bald weit verbreitet. Mr Mules nahm ganz einfach seine Gartenschere und schnitt damit vom Hinterteil der Schafe große Stücke rund um den Anus einfach weg (und bei den weiblichen Tieren die Vulva). In England wurde diese schmerzvolle Amputation verboten, aber in Australien, wo die Praxis nach dem Erfinder *Mulesing* getauft wurde, ist sie bis heute Standard. So

werden jedes jähr Millionen Lämmer in einem Metallrahmen fixiert und verstümmelt. Ohne Betäubung.

Im Laufe der Jahre wurde zwar ein entsprechendes Schmerzmittel entwickelt, das jedoch kaum Verwendung fand, weil es den meisten Farmern als unnötiger Kostenfaktor erschien. Man stellte dann bald fest, dass die blutige Wunde den Tieren andere Probleme bescherte, unter anderem Befall mit Organismen, die Arthritis verursachen. Schafe, die nach der Mules-Methode behandelt wurden, erkranken sieben Mal häufiger an Arthritis als Tiere, die nicht verstümmelt wurden. Doch weil die Krankheit die Wollproduktion nicht beeinträchtigt, hat man dem zusätzlichen Leid der Schafe keine weitere Beachtung geschenkt. Das mag schockierend klingen, aber in dieser Prozedur spiegelt sich das Grundproblem jeder Industrie, die Tiere nutzt: Sie wird immer nach Abkürzungen suchen, die ihre Profite mehren, egal welches Leid sie den Tieren damit zufügt.

Das zweite alarmierende Verfahren, das sich die Schafzüchter ausgedacht haben, ist der massenhafte Export von Lebendvieh, der vor allem ältere Tiere trifft. Denn nach vielen Jahren der Schur durch Arbeiter, die im Akkord arbeiten (ein System, bei dem die Schafe immer wieder Verletzungen davontragen, die man einfach mit heißem Teer »verschweißt«), werden die Tiere nach Übersee zum Schlachten geschickt. Die Schafe werden zu Zehntausenden in Spezialschiffe gepfercht und in den Nahen Osten und nach Nordafrika verschifft. Weil sie so dicht gedrängt stehen, bekommen viele Tiere weder Futter noch Wasser und verhungern und verdursten. Andere werden zu Tode getrampelt oder gehen ein, weil Wunden oder Krankheiten nicht behandelt werden. Die Crew wirft kranke Tiere entweder bei lebendigem Leib in die wirbelnden Stahlmesser einer Apparatur, die aussieht wie eine überdimensionale Küchenmaschine - oder gleich über Bord, wo sie ertrinken und von Haien gefressen werden. Die Schafe, die diese monatelange Transporttortur überlebt haben, werden im Bestimmungshafen vom Schiff

gezerrt und verkauft. Entweder um in religiösen Opferritualen zu enden oder in schmutzstarrenden Schlachthöfen, die keinem der gängigen Standards entsprechen, wo ihnen mit stumpfer Klinge die Köpfe abgehackt werden.

Die Menschen können sich in der Regel nicht vorstellen, dass es in der Wollindustrie zu Exzessen kommt, die den Grausamkeiten der Pelzindustrie in nichts nachstehen. Die Schafe werden ja nicht gehäutet, man verpasst ihnen lediglich einen neuen Haarschnitt. Das mag früher einmal so gewesen sein; die Wirklichkeit von heute sieht allerdings anders aus.

Erste Bedenken wegen der Leiden, die das *Mulesing* bereitete, wurden schon in den Vierzigerjahren laut, sowohl vonseiten der Farmer wie auch von der britischen Tierschutzgesellschaft (Royal Society for the Prevention of Cruelty to Animals). Aber es geschah nichts - was möglicherweise auch daran lag, dass auch Schafzüchter im Vorstand der RSPCA saßen, in den Siebzigern nahm sich dann der australische Philosoph und Ethiker Peter Singer, der mit *Die Befreiung der Tiere* 1976 die Bibel der Tierschutzbewegung verfasste, des Themas an. Aber man beschied ihm kurz und heftig, er möge sich raushalten. 1985 veranlasste ein Unterausschuss des australischen Senats, dass die Praxis unter die Lupe genommen wurde, und in den Neunzigern gelang es den wagemutigen Tierschützern Patty Mark und Mark Pearson von Animal Liberation, die ekelerregende Prozedur des *Mulesing* zu filmen. Das hat zwar entscheidend dazu beigetragen, die Menschen für das Leiden der Schafe zu sensibilisieren - aber die Wollindustrie hat sich dennoch keinen Zentimeter bewegt. Schließlich haben die australischen Tierschutzorganisationen 2003 PETA gebeten, sich einzuschalten und das Thema weltweit publik zu machen. Und wie im Fall der Pelzindustrie die großen Modehäuser in die Debatte einzubeziehen.

Zuerst hatten wir überlegt, die Firmen davon zu überzeugen, in Australien künftig nur noch Wolle zu kaufen, die von Farmern

stammte, die ohne *Mulesing* arbeiten - um erstens die wenigen Rancher zu unterstützen, die sich noch einer Ethik verpflichtet fühlten, und zweitens den Verbrauchern die Wahl zu lassen. Das schien uns jedenfalls fairer und effizienter als ein vollständiger Boykott. Nur wollte die Wollindustrie leider nichts davon wissen, bei ihrem Rohstoff künftig zwei Arten zu unterscheiden, wahrscheinlich aus Angst, dass sie bei der billigen Variante Rückgänge hinnehmen müssten, wenn sie dem Verbraucher wirklich die Entscheidung ließen - so wie es ja auch bei den Eiern geschehen ist, wo die Freiland-Hühner ihren Artgenossen in den Käfigen Umsatz streitig gemacht haben. Es wurde uns schnell klar, dass es keine andere Lösung gab als den totalen Boykott australischer Wolle, bis die Rancher das *Mulesing* komplett einstellen.

Plötzlich standen sich damit zwei Gegner von internationalem Format im Ring gegenüber: Auf der einen Seite die Handelsvertretung der australischen Rancher, die *Australian Wool Innovation,* kurz AW1, deren Ziel es war, ihre Wolle in jeder Modekollektion unterzubringen; und auf der anderen Seite, der der Tiere, wir von PETA. Und wir hatten uns vorgenommen, die schmutzige Wäsche der Wollindustrie in aller Öffentlichkeit zu waschen. Also konkurrierten die Hochglanz-Werbebroschüren für Merinowolle nun mit dem verstörenden Material von PETA, das offenlegte, was hinter der schicken Kulisse mit den Tieren geschah. Unbeteiligten Beobachtern muss dieses Wie-du-mir-so-ich-dir-Gezänk gelegentlich geradezu komisch erschienen sein, wenn PETA beispielsweise eine Website mit dem Namen *WoolIsBaaad.com* ins Leben rief - und die AW1 mit WoolJsBest.com konterte.

Eine Reihe von Modeunternehmen, die offenbar fürchteten, zur Zielscheibe von PETA zu werden, luden uns zu Gesprächen ein, um das Thema weiter zu diskutieren, und das führte uns wieder einmal vor Augen, wie wertvoll unser Ruf als Megaquerulant ist. Innerhalb weniger Monate konnten wir Abercrombie & Fitch, Nordstrom,

H&M, Eddie Bauer, American Eagle, Liz Claiborne und andere Kaufhausketten in Amerika und Europa überzeugen, keine Wolle mehr aus Australien zu beziehen. Und die Nachricht von diesem Boykott brachte auch die AWI ins Wanken.

In einem Versuch, weitere Unternehmen von einem solchen Einkaufsstopp abzubringen, erklärte die AWI 2004, man wolle die Praxis des *Mulesing* bis 2010 auslaufen lassen. Damit einherging die Hoffnung, dass mit dieser Ankündigung auch PETA seine Kampagne abblasen würde. Aber weil die Wollindustrie schon einmal solche unverbindlichen Zusagen abgegeben hatte, hielten wir es für besser, den Druck aufrechtzuhalten, um zu gewährleisten, dass das Versprechen dieses Mal eingehalten wurde.

Als Nächstes flog PETA-Gründerin Ingrid Newkirk zu einem Treffen mit Ranchern nach Australien, um mit ihnen unter anderem live in 60 *Minutes* über den Fortschritt im Kampf gegen das *Mulesing* zu diskutieren. Ein Schafzüchter, den sie in Wagga Wagga besuchte, hatte eine Rundtour für Ingrid so organisiert, dass sie ein Tier sah, das gerade an *Flystrike* verendet war - es war sein Versuch zu zeigen, wie wichtig das *Mulesing* tatsächlich war. Ingrid untersuchte den Kadaver und stellte fest, dass dieses Tier in Wahrheit sogar in der gängigen Weise beschnitten worden war. Doch der Rancher zog seinen Sermon stoisch durch und beschrieb die Beziehung der Züchter zu ihren Tieren als eine »Partnerschaft«. Ingrid gab ihre Antwort zur besten Sendezeit im Fernsehen: »Das ist genauso, als würde man Vergewaltigung als Partnerschaft bezeichnen.«

Während Ingrid auf dem fünften Kontinent in die Meinungsschlacht zog, jettete ich ins italienische Treviso, um mich sehr diskret mit den Leuten von Benetton zu treffen - dem mit 5000 Geschäften in 120 Ländern weltgrößten Aufkäufer von Wolle. Wenn Benetton sich unserem Boykott anschloss, würden die Rancher gezwungen sein, ihre Methoden zu verbessern. Mit großem Murren arrangierte man für mich ein Gespräch mit Paolo Landi, dem Kom-

munikationschef des Unternehmens, dem allerdings so gar nicht nach Kommunikation zumute war. Landi, der übrigens auch für die »soziale Verantwortung des Unternehmens« verantwortlich zeichnete, zuckte zwar zusammen, als ich ihm die grässlichen Bilder vom *Mulesing* vorführte, blieb aber komplett regungslos, als ich meinen Vorschlag unterbreitete, dass auch Benetton keine Wolle in Australien mehr kaufen solle, solange das Problem nicht gelöst war.

»Die Bilder sind wirklich sehr bewegend«, stotterte er, »aber das ist, glaube ich, ein Streitfall, in den wir nicht hineingezogen werden wollen. Wir tun doch schon eine Menge, um das Bewusstsein für die Aids-Problematik zu verstärken ... und das harmonisiert, denke ich, doch besser mit unserer Zielgruppe.« Dann stand Landi auf, wünschte mir alles Gute und verabschiedete sich mit dem Hinweis, dass viele seiner Mitarbeiter im Urlaub seien und er zurück an die Arbeit müsse.

»Ob Sie es wollen und gutheißen oder nicht, als weltgrößter Abnehmer von Wolle stecken Sie sowieso schon mitten drin in dieser Angelegenheit«, entgegnete ich ihm. »Und ich bin hier zu Ihnen gekommen, um auszuloten, ob sich das Problem allein dadurch lösen lässt, dass Benetton sich einverstanden erklärt, bestimmte Praktiken einzustellen - was doch ohne Zweifel angenehmer sein muss, als das Ziel einer internationalen Protestkampagne zu werden.«

Und dann zeigte ich ihm weitere Fotos von blutverschmierten Lämmern und schilderte ihm, wie eindrucksvoll sie auf Postern wirken würden, die den Werbespruch des Unternehmens in leicht abgewandelter Form als Titel tragen könnten - etwa: *The True Colors of Benetton.* Signore Landi wirkte jetzt noch fassungsloser als zuvor und sagte mir, er werde sehen, was sich tun ließe, bevor er mich genauso schnell wie diskret aus seinem Büro geleitete.

Benetton hatte nichts Besseres zu tun, als meine Papiere direkt an die Wollhändler der AWI weiterzuleiten. Die Anwälte des Verbands nahmen diese Unterlagen und diverse Aussagen von Ingrid,

um nach den Buchstaben eines antiquierten Handelsgesetzes eine Multi-Millionen-Dollar-Klage gegen Ingrid und mich persönlich einzureichen - und gegen PETA als Organisation sowieso. Sie machten auf ihrem Jahrestreffen jedenfalls eine Riesensache daraus.

»Wenn die Barbaren vor dem Tor stehen und versuchen, deine Industrie zu zerstören, dann musst du standhaft sein und kämpfen - und nicht verhandeln«, dröhnte Ian McLachlan, der Tycoon unter den Schafzüchtern und Chef der AWI. McLachlan ist ein Mann von grimmiger Entschlossenheit - mit Brille, einer kantigen Stirn und kurzem, dunklem Resthaar, das auf seinem Kopf sitzt wie eine Kippa. Mit ihm hatten wir uns einen beeindruckenden Gegner ausgewählt: McLachlan saß früher als Verteidigungsminister im Kabinett, er war Abgeordneter im Parlament und fand neben seinen Pflichten als AWI-Chef noch die Zeit, als ehrenamtlicher Präsident des Cricketverbands von Südaustralien aufzutreten.

»Wir haben dieses Jahr in Italien, Irland, England und den Vereinigten Staaten viel Zeit damit verbracht, den Einzelhandel zu besänftigen, der von den Tierschützern regelrecht unter Dauerfeuer genommen worden ist«, fuhr er fort. »Ich freue mich jedoch, Ihnen mitteilen zu dürfen, dass es uns gelungen ist, nicht zuletzt dank der großzügigen Hilfe aus dem Außenministerium und von den australischen Botschaften in den betroffenen Ländern, eine Erklärung zu unterzeichnen und dem Einzelhandel damit zu garantieren, dass wir ihn jederzeit über alle Aspekte informieren werden, die das Wohlergehen unserer Schafe im Allgemeinen und das *Mulesing* im Besonderen betreffen. Diese Erklärung sieht keine Rolle für PETA vor, und das Geschäft mit Schafen in Australien wird auch künftig ausschließlich von Australiern bestimmt werden!«

Und damit kam dieser oberste Bock des Zuchtwesens erst so richtig in Fahrt.

»Bei der AWI liegt die Verantwortung für das Management in der Krise, und ich werde mich nicht eine Sekunde dafür rechtfer-

tigen, dass ich unsere Industrie in dieses Gerichtsverfahren gegen PETA führe. Es hat uns bereits ein paar Millionen Dollar gekostet - und es wird uns möglicherweise weitere Millionen kosten. Aber dass die Tierschutzorganisationen glauben, in die Viehhaltung eingreifen zu können, werden wir mit großem Widerstand zu verhindern wissen. Die AWI hat am vergangenen Dienstag beschlossen, eine gerichtliche Verfügung gegen diese Gruppe zu erwirken, die unserer Einschätzung nach auch über die Grenzen dieses Landes hinaus Gültigkeit hat.«

Der *Trade Practices Act,* also das Gesetz über die Gepflogenheiten im Handel, wird von australischen Unternehmen dann angeführt, wenn sie einen Konkurrenten verklagen wollen, der etwa irreführende Werbung betreibt, oder auch von Reedereien, die einen Streik der Hafenarbeiter unterbinden möchten. Wie die Wollindustrie diese Waffe gegen PETA in Anschlag bringen wollte, war eine Frage, die unter Anwälten große Verwunderung auslöste. Doch auch wenn die eigentliche Klage rechtlich fragwürdig sein mochte, so hoffte die AWI, dass sie PETA damit zumindest einschüchtern oder über die Gerichtskosten finanziell in Schwierigkeiten bringen könnte.

Obwohl einige Rancher die Klage unterstützten, beschwerten sich andere, die AWI sollte die Millionen für die Gerichtsverfahren besser darauf verwenden, den für 2010 versprochenen Bann des *Mulesings* auch praktisch durchzusetzen.

Ingrid wurde die Klage durch einen Gerichtsvollzieher in Sydney zugestellt - während einer Fernsehdebatte; und ich bekam meine Vorladung von einem plumpen Paar, das sich als UPS-Fahrer ausgab, im Hauptquartier von PETA in Virginia zugestellt, als ich mir gerade bei Starbucks einen Kaffee holen wollte.

Ich bin bisher nur ein paar Mal verklagt worden, aber der Schock, eine Vorladung präsentiert zu bekommen, ist bei mir immer schnell der gespannten Neugier gewichen, was ich wohl getan haben mag, dass jemand sich so sehr darüber aufgeregt und mir

seinen Anwalt auf den Hals gehetzt hat. Ich riss den Umschlag auf, als gelte es auf großer Bühne zu verkünden, wer den Oscar für den besten Spielfilm gewonnen hat. Das juristische Kauderwelsch las sich sehr verwirrend, aber es schien, als ob meine nicht ganz so subtilen Versuche, Benetton auf unsere Seite zu ziehen, die Woll-industrie dazu veranlasst hätten, mich als Erpresser vor Gericht zu bringen. Wie spannend! Und endlich meine Chance, nach Austra-lien zu reisen.

Wenn man viel unterwegs ist, kommt es schon mal vor, dass man aufwacht und sich mit geschlossenen Augen fragt, wo man gerade ist. Und zwar erst recht, wenn man besonders müde und kaputt ist, da kann es einige Sekunden dauern, bis man die Orien-tierung wiedergefunden hat. Ich war jedenfalls so erledigt und mit Medikamenten vollgepumpt, dass Minuten vergingen, bevor ich mich auch nur traute, die Augen zu öffnen. Aber selbst das half nichts, weil es um mich herum völlig dunkel war-und nass. Befand ich mich eventuell in einer Art Entspannungsbad? In so einem Well-ness-Schwebetank? Ich lag auf dem Rücken und konnte mich kaum bewegen. Wenn ich versuchte, mich auf die linke Seite zu wälzen, fühlte es sich an, als würde jemand unterhalb der Hüfte mit einem Schwert herumbohren - so stark waren die brennenden Schmer-zen in meinem linken Bein. Nach rechts drehen ging auch nicht, da spürte ich ein komisches Ziehen in der Armbeuge. Das lag an einem Schlauch, der in der Dunkelheit schimmerte und zu einem Tropf führte, der über mir an einem Ständer hing.

Scheiße. Was ich für einen erschreckend lebensnahen Albtraum mit endlosen Flügen, fremden Airports und giftigen Spinnenbissen gehalten hatte, war offenbar doch die Wirklichkeit. Ich lag tatsäch-lich irgendwo in Sydney in einem Krankenhausbett, es war mitten in der Nacht, und ich hatte einen Betäubungsmittel-Cocktail intus, der selbst Courtney Love niedergestreckt hätte.

Ich hob meinen verschwitzten Kopf, um nach einer Ruftaste zu

suchen, aber ich konnte nichts klar erkennen. Bis auf ein schwaches kleines Licht, das in einiger Entfernung tanzte wie Tinkerbell vor dem Nachthimmel und langsam näher kam. Dann hörte ich, wie das Licht von sanften Schritten begleitet wurde; es war die Nachtschwester, die mit einer Taschenlampe ihre Runde machte.

»Ach, Sie Armer. Lassen Sie mich das Bettzeug schnell wechseln!« Die Nachtschwester war eine große, herzensgute Frau mit schulterlangem grauem Haar. Ich bekam einfach keine Antwort heraus und nickte stumm, als sie mich an die Bettkante bugsierte, um das Laken zu wechseln - eine peinliche und schmerzhafte Prozedur, die sich in den nächsten Tagen drei Mal die Nacht wiederholen sollte.

Weil mein Termin vor Gericht für Anfang Februar anberaumt war, fiel er genau in die Karnevalssaison, und eigentlich hatte ich das erste Wochenende mit ein paar Freunden aus New York verbringen wollen. Strandparty, Dinner in einem Haus an den Klippen, dann zu einem Vergnügungspark, der in eine Freiluft-Disco verwandelt worden war. Stattdessen begann ich meinen lang ersehnten Trip in die sonnige Südhemisphäre als Gefangener in einem düsteren Krankenzimmer, dessen Jalousien nicht funktionierten und dessen Fenster sich nicht öffnen ließen.

Aber immerhin hatte ich einen interessanten Zimmernachbarn. Der alte Mann im Bett gegenüber grinste mich albern an; er hatte kaum Zähne im Mund und einen witzigen Sprachfehler, der mich an den pelzigen Riesen Chewbacca aus *Star Wars* erinnerte. Seine Füße sahen schrecklich verunstaltet aus, was ich für den Grund hielt, warum er im Krankenhaus war. Als ich einen der Ärzte diskret fragte, antwortete der: »Machen Sie sich keine Sorgen um die Füße, am nächsten Montag kommen beide Beine ab.« Gelegentlich grunzte der alte Mann den Schwestern etwas zu, worauf die Frauen jedes Mal erwiderten: »Jetzt noch nicht, mein Süßer, aber wir rollen dich später noch vor die Tür, damit du eine rauchen kannst.« Trotz seiner nicht unerheblichen Probleme war Chewbacca viel besser drauf als

die Patienten, denen ich ein Stockwerk tiefer in der Ambulanz begegnete, wo beispielsweise eine alte Frau mit verdrehter, verkrampfter Haltung nonstop über ihre Rückenschmerzen lamentierte und ein elendes Mädchen gerade ihren Heroin-Entzug durchlitt. Letztere war mit Handschellen an ihr Bett gefesselt, und weil sie nicht aufhören wollte, die Krankenschwestern zu verfluchen, wurde sie schließlich von der Polizei ins Gefängnis verfrachtet.

Nicht gerade die ideale Umgebung, um zu arbeiten, aber ich hatte ein paar dringende Sachen zu erledigen.

Todd Phillips, ein amerikanischer Freund von mir, der nach Sydney gezogen war, um bei MTV als Boss der Unternehmenskommunikation zu arbeiten, hatte für mich schon eine Serie von Interviews für meinen einwöchigen Aufenthalt gebucht, der mit dem Auftritt vor Gericht enden sollte. Ich hatte ihm gesagt, dass ich mit absolut jedem sprechen würde, sogar mit feindlich gesinnten Landwirtschaftsreportern oder Radiomoderatoren, die einzig darauf aus waren, ihr Publikum zu schockieren. Ich musste die Position von PETA optimal verbreiten - und damit gleichzeitig den Ranchern beweisen, dass ihre Taktik, uns per Gerichtsverfahren abzuwimmeln, versagt hatte. Ganz im Gegenteil war das Verfahren für uns ein besonders guter Ansatzpunkt, um unsere Kampagne noch größer aufzuziehen. Die Herausforderung war jetzt, das alles von meinem Krankenbett aus zu bewerkstelligen. Als die Sonne aufging und ich die Megadosis an Betäubungsmitteln aus der ersten Nacht endlich verdaut hatte, kam Todd zu Besuch, und wir überlegten uns gemeinsam, wie wir weiter vorgehen wollten.

»Dan, ich werde versuchen, deinen Auftritt in den TV- und Radiosendungen auf Montag und Dienstag zu verschieben, aber wenn du es schaffst, sollten wir die Telefoninterviews schon heute und morgen in Angriff nehmen. Was soll ich also den Fernsehfritzen sagen, warum wir den Termin verschieben?«

»Sag ihnen einfach die Wahrheit - dass ich mich im Kranken-

haus von den Folgen einer hässlichen Spinnenattacke erhole. Und dass wir zwar nicht wissen, was es für ein Viech war, aber auf keinen Fall *Flystrike.*« Am nächsten Morgen brachte der *Daily Telegraph* genau dieses Zitat in seiner Klatschspalte und dazu eine nette Geschichte mit der Überschrift: A BUG IN PETA's SYSTEM. *Bug* bedeutet Insekt - aber eben auch Fehler im System. Mit der Ausrede konnten sich glücklicherweise nicht nur die TV-Leute anfreunden - sie war auch interessant genug, um weitere Journalisten anzulocken.

Das spannende Thema war dabei nicht allein das AWI-Gerichtsverfahren, sondern auch unsere jüngste Salve im Wollkrieg: ein sensationelles fünf Minuten langes Video, das wir auf PETATV.com ins Netz gestellt hatten. Zu sehen waren die verstörenden Bilder vom *Mulesing* und vom Lebendexport der Schafe, die wir auch in den Führungsetagen der Modehäuser vorgeführt hatten. Nur dass sich das Video dieses Mal direkt an den Verbraucher richtete und eine freche junge Sängerin aus Philadelphia durch das Programm führte. Ihr Name war Alecia Moore, besser bekannt unter ihrem Künstlernamen - Pink.

»Wenn ihr seid wie die meisten Leute, dann weigert ihr euch, Pelze zu tragen, weil dafür ganz offensichtlich Tiere leiden müssen«, sagt Pink in dem Video. »Und vielleicht sucht ihr ja wie ich auch nach einer schicken Alternative zu Leder. Aber was ist eigentlich mit Wolle? Die meisten Menschen haben wahrscheinlich noch nicht einen Gedanken daran verschwendet. Aber leider kommen in der Wollindustrie derart sadistische Methoden zum Einsatz, dass man am liebsten alle Klamotten aus seinem Kleiderschrank verbannen würde, die irgendwie von Tieren stammen. Seht es euch selbst an und trefft eure eigene Entscheidung. Aber ich warne euch: Ihr solltet eure Kotztüte griffbereit haben.«

Binnen weniger Tage hatten Hunderttausende das Video angeklickt, und es folgten unzählige Artikel und Kommentare auf Musik- und Modeseiten. Endlich hatte dieses eher komplizierte

Thema seinen Platz auf der Weltkarte der Popkultur gefunden. Natürlich sorgte unser Video in Australien für eine Riesenaufregung; Schafzüchter und AWI-Vertreter hatten Schaum vor dem Mund. Wütend gingen sie auf Pink los und setzten die Sponsoren ihrer Konzerttournee in Australien unter Druck - genauso wie es die Rechte in Amerika mit den Dixie Chicks getan hatte, nachdem die Country-Musikerinnen sich verächtlich über Präsident Bush geäußert hatten.

Pinks Manager konnte sich wahrscheinlich gut vorstellen, *Mulesing* einmal an mir auszuprobieren.

Ich kannte Pink seit 2001, als ihre Hymne *Get the Party started* sie gerade als globale Popikone etabliert hatte. Als Assistentin hatte sie nämlich eine coole Punkerin namens Laura Wilson engagiert - eine Vegetarierin, die ich noch aus den Zeiten kannte, als sie in einem Laden für Secondhandklamotten arbeitete. Pink hatte schon immer ein Herz für Tiere gehabt, doch dank Laura gelangte sie zu der Entscheidung, dass sie sich aktiv für PETA einsetzen wollte. Ich traf die beiden auf Pinks Geburtstagsparty, die sie auf einer Rollschuhbahn in Hollywood feierte. Ein DJ forderte die Partygäste heraus, bei bestimmten Songs nur rückwärts zu fahren, und bei einem tollpatschigen Staffellauf landeten schließlich die meisten von uns auf dem Hintern. Umso mehr war ich von Pink beeindruckt, die mühelos über die Bahn sauste, vorwärts, rückwärts und sogar seitwärts, wie mir schien. Seither beknie ich sie, doch endlich einmal ein Musikvideo zu machen, in dem ein Rollschuh-Derby vorkommt. Als wir später bei vegetarischen Hotdogs und Wodka zusammensaßen, erwähnte Alecia (wie ihre Freunde sie nennen) beiläufig, dass Prinz William sie gebeten habe, auf seiner bevorstehenden Geburtstagsorgie live zu spielen.

»Du weißt aber, dass er gerade erst von einem Jagdausflug aus Afrika zurückgekommen ist?«, sagte ich, als ich meine Rollschuhe aufschnürte.

»Du willst mich doch verarschen - wie ekelhaft ist das denn?«, erwiderte Alecia.

»Sag ihm doch einfach, dass du nur dann für ihn spielst, wenn er dir verspricht, Tiere künftig nur noch mit der Kamera abzuschießen und nicht mehr mit der Knarre«, lautete meine als Witz gemeinte Antwort.

»Wir schreiben einen Brief, jetzt sofort!«

Mit ihrer Botschaft an Prinz William schaffte es Pink in England auf die Titelseiten aller Blätter, und auf den Pressekonferenzen ihrer Europatournee im folgenden Monat gab es kein anderes Thema.

»Ist doch viel cooler, als die üblichen Fragen zu beantworten nach dem Muster: »Sie nennen sich Pink, dabei sind Sie doch blond - können Sie uns sagen warum?‹«, schrieb Alecia mir in einer E-Mail aus London. »Lass uns so etwas öfter machen! Und wie findest du die Idee, bei meinen Konzerten PETA-Stände aufzubauen?«

Und so widerfuhr mir das Riesenglück, eine spontane und subversive Freundschaft anzufangen, wie ich es nur selten erlebt habe. Alecia war jetzt wild entschlossen, ihre Position in der Öffentlichkeit zu nutzen, um für Tierschutz zu werben; und ich war begeistert von der Aussicht, Kampagnen für eine Frau zu entwickeln, die so frech war und dabei noch einen solch tollen Stil an den Tag legte. Es gab uns beiden einen echten Schub, dass wir die Leute gemeinsam so richtig schön provozieren konnten - dabei war das Thema fast egal. Sie war genauso wie meine dreiste Punkfreundin Connie Pearson aus Highschool-Zeiten. Wir hatten nie irgendwelche förmlichen Termine; wir treffen uns einfach irgendwo unterwegs oder bei ihr zu Hause in Kalifornien, wir trinken was und gucken dann, wie sich die Dinge entwickeln.

Als ich Alecia eines Abends zu einem Untergrund-Kabarett in Los Angeles begleitete, wo sie in Netzstrümpfen auftrat und zusammen mit den Pussycat Dolls *Fever* sang, erzählte sie mir von der zahmen Ratte, die sie einmal als Haustier hatte. So kam ich darauf,

ihr zu berichten, dass die Haustierkette Petco, ein Unternehmen, das wir schon lange auf dem Kieker hatten, gerade von der Polizei durchsucht worden war; offenbar waren viele der Tiere im Sortiment, also etwa zahme Ratten, Schildkröten oder exotische Vögel, so krank und vernachlässigt, dass sie schnell starben. Es stellte sich heraus, dass man kranke Tiere dort nicht behandelte, sondern sie in den Tiefkühlschrank steckte, damit sie schneller verendeten. Pink setzte sich wieder hin und schrieb einen offenen Brief an die Unternehmenszentrale, in dem sie den Fall aus L. A. schilderte sowie andere Vorfälle, die PETA dokumentiert hatte. Das Schreiben endete mit einem Appell, den Verkauf von Tieren komplett einzustellen, worauf Petco leider nicht eingehen wollte. Aber immerhin nahmen sie daraufhin die exotischen Vögel aus dem Angebot, was Tausenden von Tieren das Schicksal erspart hat, in der Wildnis gejagt und gefangen zu werden und später ein miserables Leben hinter Käfigstangen zu führen. An diesen Erfolg muss ich jedes Mal denken, wenn ich das irre Foto auf der Rückseite ihres Albums *TryThis* betrachte, das sie in Strümpfen und Corsage zeigt - eingesperrt in einen Vogelkäfig.

Als Pink in New York ihr Album *l'm Not Dead* aufnahm, lud sie mich in ihre Wohnung ein. Wir hörten uns ein paar von den neuen Stücken an, auch meinen persönlichen Lieblingssong *Leave me Alone,* und dann führte ich ihr eine DVD mit den neuesten Aufnahmen einer verdeckten PETA-Operation vor: Unsere Leute hatten auf einer Mega-Hühnerfarm gefilmt, beim »Lieferanten des Jahres« von Kentucky Fried Chicken, wo sie den Vögeln Flügel und Beine brechen, um sie in Kisten zu quetschen, bevor die Hühner bei vollem Bewusstsein zur Entfederung in brühend heißes Wasser getaucht werden. Alecia stiegen die Tränen in die Augen, als sie die Bilder sah, und sie entschied auf der Stelle, Geflügelprodukte für immer von ihrem Speiseplan zu streichen. Dann überlegten wir, wie man das Video verwenden könnte. Weil ihr neues Album *l'm Not Dead* hei-

ßen sollte, beschloss sie, die *Kick-the-Bucket*-Kampagne gegen Kentucky Fried Chicken auf ihrer Website zu übernehmen - und darauf auch das neue Hühnervideo zu zeigen. Es wurde die erfolgreichste PETA-Online-Aktion aller Zeiten.

Dank ihres Engagements war Pink 2005 die unbestrittene Kandidatin für den *Humanitarian Award,* den PETA jedes jähr für besondere Einsätze im Tierschutz auf einer großen Gala verleiht. Begleitet von ihrem strahlenden Ehemann und ihrer stolzen Mutter nahm sie den Preis entgegen.

Pink garantierte also massenweise Klicks im Netz, wenn sie nur ein Video auf ihre Website stellte. Wie musste das erst laufen, wenn sie selbst durch ein PETA-Video führte? Wir sahen in ihr die ideale Besetzung für unseren Film über die Wollindustrie, schon allein deshalb, weil sie der Trendsetter für eine Generation war, die Pelz längst abgehakt hatte und bereit war, sich mit komplexeren Themen zu befassen. Ich habe zum ersten Mal mit Alecia bei ihr zu Hause im Garten darüber gesprochen - zwischen einer hübschen Sammlung von Grabsteinen. Es war ihr 27. Geburtstag, und weil viele ihrer musikalischen Vorbilder schon mit 27 das Zeitliche gesegnet hatten - Janis Joplin zum Beispiel, jimi Hendrix und jim Morrison -, wählte sie den Tod als Thema für ihre Party und ließ Gedenksteine mit den Namen ihrer Idole aufstellen.

»Klar mache ich das«, sagte sie bereitwillig wie immer. »Sofern ihr es nicht verlogen findet, dass in meinem Kleiderschrank noch Sachen aus Wolle hängen.«

»Überhaupt nicht«, entgegnete ich. »Es geht uns nicht um moralische Perfektion, sondern darum, die Aufmerksamkeit auf eine besondere Grausamkeit zu lenken, mit der Millionen von Tieren gequält werden - und von der die meisten Menschen noch nie etwas gehört haben.«

Als das Video dann rauskam, blieb es nicht unbemerkt, vor

allem natürlich in Australien, und die vehemente Gegenreaktion kam nicht nur aus der Wollindustrie, sondern jetzt auch von der Regierung. Australiens Finanzminister Peter Costello nutzte seine Stellung, um Pinks Kampagne für PETA als Angriff auf die Wirtschaftsinteressen der Nation zu geißeln. Außerdem drohte er, man wolle Wege finden, es künftig »für die Australische Verbraucherschutz-Kommission leichter zu machen, juristisch gegen diese Gruppe vorzugehen«. Weil Pink gerade erst eine Konzertreise mit 33 Stationen in Australien angekündigt hatte, fragten erboste Kommentatoren, wie sie es wagen könne, in einem Land aufzutreten, in dem sie just ein solches Chaos angerichtet habe. Natürlich schrieben Tierschützer fleißig Leserbriefe, in denen sie Pinks Engagement priesen, aber die offizielle Wut stellte alles andere in den Schatten. Da entschied Pinks Manager, ein cleverer Mann, dass die Zeit für Schadensbegrenzung gekommen war. Er wollte unbedingt verhindern, dass die Geschichte als eine Generalabrechnung mit Australien interpretiert wurde, und verabredete ein Exklusiv-Fernsehinterview mit den Machern von der australischen Nachrichtensendung *Today*.

»Meine Botschaft lautet: Boykottiert Tierquälerei - und nicht Australien«, erklärte Pink den Zuschauern. »Ich will keine Farmer schädigen, sondern dafür werben, dass Tiere weniger leiden müssen.«

»Würden Sie sagen, dass PETA Sie benutzt hat?«, fragte der Moderator.

»Natürlich. PETA benutzt Prominente und schockierende Bilder, das ist ihre Strategie und der Grund, warum ich lieber PETA unterstütze als Organisationen, die komplett unsichtbar bleiben. Und ich mache ihnen keinen Vorwurf, dass wir diese Kontroverse ausgelöst haben; die Verantwortung dafür trage ich selbst. Normalerweise bin ich auch 150-prozentig auf solche Reaktionen vorbereitet … nur dieses Mal hätte ich nicht einen solchen Aufruhr erwartet.«

Die Klarstellung, dass es nicht um einen grundsätzlichen Boykott gegen Australien ging, deuteten nun manche Kommentatoren als Rückzugsgefecht. Doch Pink hatte nicht mit einer Silbe gesagt, dass wir unsere Forderungen abschwächen sollten, was das *Mulesing* betraf, oder dass sie auch nur in Erwägung ziehen würde, das Video von ihrer Website zu entfernen; es ist dort übrigens auch heute noch zu sehen. Trotzdem hatte ihr Auftritt insofern den gewünschten Effekt, als dass die Regierung sich jetzt vor Pinks Tour durch die Stadien etwas gelassener gab. Die Konzerte waren sämtlich ausverkauft, alle 200 000 Tickets gingen weg, und als sie die Tournee verlängerte, kamen noch ein paar Tausend Leute mehr.

Der australischen *Today Show* galt auch mein erster Auftritt nach dem Krankenlager. Am Sonntagabend wurde ich aus dem Royal Alfred Hospital in Sydney entlassen - und schon vor Sonnenaufgang am Montagmorgen saß ich in der landesweit ausgestrahlten Nachrichtensendung. Nachdem ich so lange eingesperrt gewesen war, erst auf ewigen Flügen und dann in einem düsteren Krankenzimmer, war es schon ein komisches Gefühl, als ich auf die Bühne humpelte und meinen Platz unter den grellen Studiolichtern einnahm. Es gab erst ein wenig Small Talk über meinen Spinnenbiss und die Wiederholungen der Simpsons, die ich mir im Krankenhaus angesehen hatte, und dann nahm mich der unbekümmerte Talkmaster der Show, Richard Wilkins, wegen Pinks Video ins Kreuzverhör. Allerdings bekam ich dabei ausführlich Gelegenheit, PETAs Positionen darzustellen. Ich konnte erklären, worum es in dem Gerichtsverfahren überhaupt ging - und ausdrücklich die Familienbetriebe auf dem Land loben, die sich weigerten, ihre Schafe nach der Mulesing-Methode zu verstümmeln.

»Wir werden diese Sache durchstehen und gewinnen, weil die Öffentlichkeit genau wie wir längst verlangt, dass ein menschlicherer Umgang mit Tieren selbstverständlich wird«, schloss ich mein Plädoyer etwas erschöpft.

Der Tag vor Gericht war dann so langweilig, dass ich mir fast wünschte, ich würde wieder am Drogentropf im Krankenhaus hängen. Zum einen, weil der Richter keine Perücke trug, und zweitens, weil man vor Gericht nicht lachen darf, wodurch mir alles erst recht lächerlich vorkam. Am ersten Tag ging es vor allem darum, dass die AWI von PETA verlangte, seine Mitgliedskartei herauszurücken - wahrscheinlich damit die Lobbyisten unsere Spender anschreiben konnten, um von unseren Ungezogenheiten zu berichten. Wir lehnten das natürlich ab, mit der Begründung, dass diese Informationen durch die Grundrechte geschützt sind, die freie Meinungsäußerung und Vereinigungsfreiheit garantieren. Woraufhin die AWI-Anwälte entgegneten, man solle doch bitte internationale Gesetze in Betracht ziehen, mit denen sich die Paragrafen der US-Verfassung umgehen ließen. Der Richter, der ohnehin so aussah, als würde er am liebsten demonstrativ mit den Augen rollen, lehnte den Antrag als irrelevant für das Verfahren ab.

Damit endete mein Abenteuer Down Under, für den Augenblick wenigstens. Wenn jemand in Australien den Gerichtssaal verlässt, so will es die Etikette, muss man sich vor dem Richter verneigen. Weil ich noch immer nicht in der Lage war, mein lahmes Bein richtig zu bewegen, sah meine Verbeugung wahrscheinlich eher aus wie ein Knicks.

Nach drei Jahren vor Gericht - und entgegen der kernigen Aussage des AWI-Chefs McLachlan, man würde niemals mit den Barbaren vor den Toren in Verhandlungen treten - erklärte man sich dann doch zu einem 14-tägigen Woll-Gipfel mit PETA bereit. Und es kam tatsächlich zu einer Einigung: Im Gegenzug für unseren Schwur, den Einzelhandel bis 2010 zum Auslaufen der Frist für das *Mulesing* nicht weiter zu terrorisieren, verpflichtete sich die AWI, die Kennzeichnung von Wolle, die ohne *Mulesing* hergestellt worden ist, nicht länger zu blockieren - und darüber hinaus, PETA in den Prozess einzubeziehen, Alternativen zu dieser Verstümmelung zu

finden. Am wichtigsten aber war wohl die Zusage, dass man weiter an der Zucht von Merinoschafen mit einem glatten Hinterteil arbeiten wollte, wie sie bei manchen Ranchern schon auf der Weide standen. Bald werden Millionen von Lämmern zur Welt kommen, denen nicht sofort der Arsch weggesäbelt wird.

Und wir können uns dann endlich auf das Problem mit dem Lebendexport konzentrieren.

Das Ding aus dem Sumpf



Schlechte Aussichten: Perry (alias Mary Ellen alias Mom) während des Hurrikans Bonnie

My Bonnie lies over the ocean,
my Bonnie lies over the sea,
my Bonnie lies over the Ocean,
oh bring back my Bonnie to me!

Der leiernde Singsang meiner Mutter war so laut, dass er sogar das Poltern der heftigen Windstöße und den Platzregen übertönte, der gegen die Scheiben meines silbernen Ford Festiva klatschte. Trotz der widrigen Bedingungen auf dem überschwemmten Highway hätte ich am liebsten meine Hände vom Lenkrad genommen, um mir die Ohren zuzuhalten.

Last night as I lay on my pillow
last night as I lay on my bed,
last night as I lay on my pillow,
I dreamt that my Bonnie was deadl

»Jetzt sag mir bitte nicht, dass du jede einzelne Strophe auswendig kennst«, flehte ich.

Oh blowye winds over the ocean,
oh blowye winds over the sea,
oh blowye winds over the ocean,
and bring back my Bonnie to me!

Man kann nie genau vorhersagen, welche Begebenheiten aus der Familiengeschichte einmal zur Tradition werden. Mehr als vier Jahrzehnte war es her, dass sich meine Mom (mit mir schwanger) an den Strand von Newport Beach geschlichen hatte, weil sie den Tsunami beobachten wollte, vor dem sie im Radio gewarnt hatten. Und nun rasten wir nach Virginia Beach, um an der Küste eine neue Katastrophe willkommen zu heißen: Hurrikan Bonnie. Nur diesmal ging ich eben auf die vierzig zu, und meine Mom war schon über siebzig. Das angekündigte Desaster war allerdings noch keine wirkliche Bedrohung, denn wir wussten, als wir an diesem dramatischen Tag im August so dahinsausten, dass das Auge des Sturms noch Stunden von uns entfernt war. Genügend Zeit, um uns noch ein bisschen Spaß zu gönnen. Wir erreichten den sturmgepeitschten Strand am frühen Nachmittag, der uns vorkam wie die Dämmerung, weil sich die dunklen Wolken schon bedrohlich über uns türmten. In Virginia Beach rechnete man nicht damit, direkt vom Sturm getroffen zu werden. Daher waren viele der großen Hotelneubauten, die den künstlich verbreiterten Küstenstreifen wie hässliche Legogebilde säumten, noch geöffnet. Die meisten wirkten allerdings ziemlich verlassen. Einen Parkplatz zu finden war ein Kinderspiel. An den meisten Sommertagen sieht das anders aus, dann überrennen Touristen aus beiden Virginias und beiden Carolinas dieses Erholungsgebiet, das besonders bei Arbeitern sehr beliebt ist. Wir kämpften gegen Nebelfetzen und Böen, Sandkörner peitschten uns ins Gesicht, doch wir stapften barfuß geradewegs über die Strandpromenade bis zum Wasser.

Als die ersten Ausläufer von Bonnie begannen, an Land zu donnern, tauchten wir gerade unsere Zehenspitzen in die brodelnde Gischt. Mehr wollten wir gar nicht. Wir spritzten uns gegenseitig nass und hielten unsere Arme in die Höhe, um auszuprobieren, wie lange wir so das Gleichgewicht halten konnten, bevor wir uns aneinander festklammern mussten, um nicht einfach in die Brandung

zu purzeln. Wir genossen den wütenden Atlantik noch ein paar Minuten länger - und machten uns dann wieder auf den Weg in Richtung Küste, Schritt für Schritt.

Mom, die mit ihren in alle Richtungen flatternden weißen Haaren aussah wie eine Medusa, hielt kurz an, um mit ihrem Zeh etwas in den Sand zu schreiben. Es war ein Name. Zuerst dachte ich, sie habe »Bonnie« geschrieben. Aber dann hörte ich, wie sie ein Schluchzen unterdrückte, und sah, dass sie den sintflutartigen Regenfällen noch ein paar Tränen hinzufügte. Ich las den Namen noch einmal, den sie gekrakelt hatte: Da stand nicht »Bonnie«, sondern »Donnie«. Er war ihre erste Liebe in den Vierzigerjahren gewesen. Sie war gerade aus dem Waisenhaus gekommen, und er war ein junger Soldat. Sie trafen sich an den romantischen Ecken, die während der Kriegsjahre in Washington bei Liebespaaren besonders angesagt waren, und schmusten. Doch dann wurde er abkommandiert, um Nazi-Deutschland zu erobern, und der Kontakt brach ab. Monate später, als die Alliierten gerade die deutsche Westgrenze überquerten, fand man Donnies Leiche. Sie lag, in einen Postsack gestopft, in einem Kriegsgefangenenlager in der Nähe von Aachen.

Als wir über die Strandpromenade marschierten und Arm in Arm den Naturgewalten trotzten, war Mom wieder ganz die Alte. Völlig durchnässt dockten wir an einem stählernen Mast an, um zu Atem zu kommen. Als wir nach oben sahen, stellten wir fest, dass es sich um ein Schild mit der Aufforderung handelte, keine Schimpfwörter zu benutzen, wie es sie in dieser konservativen Gegend noch massenweise gibt. Da steht dann fett gedruckt: NO @&#$*. Obszönes Benehmen in der Öffentlichkeit ist in Virginia ein Vergehen der Stufe 4, was bedeutet, dass man dafür ein Bußgeld von bis zu 250 Dollar blechen muss. Häufig belassen es die Ordnungshüter allerdings bei einer schriftlichen Verwarnung, wie etwa in dem Fall, als ein Mann einer schrulligen alten Frau im Altenheim sagte, sie könne ihn mal am Arsch lecken. Mom las die Strafandrohung, die

über unseren triefenden Köpfen im Wind bebte, und rief: »O Scheiße!« Dann hasteten wir zurück zum Auto.

Als Kenner von Naturkatastrophen an beiden US-Küsten muss ich sagen, dass es viel spannender ist, in der Zugbahn von Hurrikanen zu leben als in einem Erdbebengebiet. Bei der Tektonik geht es nur um das Danach; kein Vorspiel, nichts. Bei Hurrikanen hat man schon Tage vorher was davon. Du verfolgst die Zugbahn des Sturms, klebst deine Fenster zu und kramst Kerzen hervor. Wenn der Sturm weniger als die mittelschwere Kategorie 3 erreicht und du nicht mal evakuiert wirst, stockst du deine Bourbon-Vorräte auf und organisierst eine Party. Weil Hurrikane immer einen Namen bekommen, nehmen sie auch tatsächlich eine Identität an. Die Leute sprühen dann Botschaften auf ihre verrammelten Häuser und Geschäfte, so etwas wie »Bonnie, verzieh dich« oder »Ivan, uns geht's bestens«. Mein Lieblingsspruch stammt von einer Baustelle: »Wilma: Lay off our bed rock«, also »Wilma, verschone unser Fundament«. Er ist auch eine Anspielung auf Wilma Feuerstein, die in einer Stadt namens »Bedrock« lebt. Solche Sprüche erinnern mich an die verspielten Heiden, die ich während meines Geschichtsstudiums in Rom kennenlernte. Denn die richteten ähnliche Botschaften und Fürbitten an ihre Wettergötter und -göttinnen. Ich finde es auch total faszinierend, mir die Lokalnachrichten anzusehen, wenn sich ein Sturm zusammenbraut. Die zeigen dann immer lange Schlangen von fetten Supermarktkunden, die Einkaufswagen um Einkaufswagen mit Essen und Klopapier vollladen. Als ob sie in den sieben Stunden, die man sich ducken muss, wenn ein Sturm tatsächlich einmal so weit nach Norden vordringt, einen derart enormen Appetit entwickeln und ihr Gedärm zu solchen Höchstleistungen treiben könnten.

Obwohl Hurrikan Bonnie zum ersten Mal ziemlich weit südlich von uns bei Cape Fear an Land tobte, und das auch noch mit weniger Wucht als Kategorie 3, überraschte sie alle Meteorologen: Sie wirbelte nämlich zunächst um Nags Head herum und rollte dann

mit voller Wucht auf die Tidewater-Region zu, den Osten Virginias. Vielleicht hatte Bonnie ja Mom und mich gesehen, wie wir ihr von Virginia Beach aus zuwinkten, und da sie ja ein leidenschaftlicher Sturm aus dem Süden war, wollte sie uns wohl einen dicken feuchten Kuss verpassen. Bonnie blieb gleich über Nacht und hinterließ deutliche Spuren. Sie entwurzelte riesige Eichen, als seien sie Unkraut, deckte Dächer von Apartmentanlagen ab, riss Boote aus ihren Verankerungen und richtete Schäden in Höhe von 720 Millionen Dollar an. 1,3 Millionen Menschen waren von der Stromversorgung abgeschnitten, und mir gelang es endlich, ein paar dicke Bücher bis zum Ende durchzulesen, die ich in Antiquariaten gefunden hatte. Eines beschäftigte sich auf besondere Weise mit »Winden«. Es hieß *Le Petomane* und handelte von einem gefeierten Entertainer, der um 1900 im Moulin Rouge auftrat. Er zog einen roten Umhang und weiße Handschuhe an, dann beugte er sich vor, um Lieder wie O *sole mio* zu furzen. Das Werk gehört jedenfalls zu den Büchern, die ich niemals weggeben würde; es teilt sich ein Regal mit signierten Ausgaben von *My Facefor the World to See* von Kultfilmstar und Stripperin Liz Renay, *Vestal!* von der Gospelsängerin Vestal Goodman, *Still Woman Enough* von Country-Star Loretta Lynn und *Wunnerful, Wunnerful* von dem Musiker und Moderator Lawrence Welk. Diese hoch geschätzten Schinken sind der einzige Grund, warum ich eine Hausratversicherung habe.

Nach einem ordentlichen Sturm gehe ich am liebsten Kanufahren, und zwar im naturbelassenen Merchant's Millpond an der Südspitze des Great Dismal Swamp, eines Sumpfgebietes, das an der Grenze zwischen Virginia und North Carolina liegt. In der Stadt sind Hurrikane schon sehr gefährlich, aber im Sumpf sind sie bloß eine gewaltsame Reinigungsaktion. Das ausgeklügelte Wurzelsystem der Pflanzen, das sich über Jahrtausende entwickelt hat, kommt weitaus besser weg als die viel jüngeren Bauten einer Stadt. Wenn man hier an einem ruhigen klaren Morgen entlangpaddelt,

unter einem Dach aus Dschungelmoos, an den üppigen Zypressen vorbei, und die einzigen Geräusche sind das Gezwitscher eines Rotkehlchens, das sich mit einem Wacholderlaubsänger unterhält, oder das Platschen einer Schildkröte, die sich in ihr eigenes Spiegelbild auf dem glatten, dunklen Wasser gleiten lässt, dann fühlt es sich an wie der Anbeginn der Zeiten. Dieses Paradies ist außerdem das Zuhause von Tierarten wie Fuchs, Nerz und Waschbär. Wenn ich höre, wie unzivilisierte Modedesigner rufen »Wie wäre es denn um diese Tiere bestellt, wenn wir sie nicht auf unseren Pelzfarmen züchten würden?«, dann würde ich sie am liebsten hierher verfrachten, damit sie sich das selbst ansehen können. Genauer gesagt würde ich sie dann auf einem farnüberwucherten Baumstamm absetzen, wo sich der geduldige 1,80-Meter-Alligator schon das Maul leckt.

Ich finde es dort wirklich toll, und sollte ich jemals eine E-Mail-Adresse außerhalb von PETA haben, würde sie DismalSwampThing heißen, »Das Ding aus dem trostlosen Sumpf«. Obwohl Spuren der Zivilisation im Sumpf kaum auszumachen sind, hat er eine aufregende Geschichte menschlicher Besiedelung zu bieten, die zum Großteil mit Revoluzzern oder Alkoholikern auf der Flucht vor dem Gesetz zu tun hat. Beides inspiriert mich. Vor dem Bürgerkrieg versteckten sich dort entflohene Sklaven, und während der Prohibition bauten Schwarzbrenner im Sumpf ihre Destillen auf. Solcherart Geschichten erzähle ich jedem, den ich ins Kanu locken kann, darunter auch meiner in Ehrfurcht erstarrten Nichte Paige und meinen Neffen Mason und Grant. Doch der Great Dismal Swamp ist nicht nur ein Zufluchtsort für Ausgestoßene; er hat seinen Namen von George Washington erhalten, der damals von Norfolk aus, das seiner Ansicht nach einmal der größte Hafen an der Ostküste sein würde, eine Wasserstraße ins Binnenland bauen wollte. Leider vergeblich, denn der Sumpf war in der Tat so grässlich und trostlos, dass die Arbeiten ins Stocken gerieten und das Konkurrenzprojekt Erie-Kanal zuerst fertiggestellt wurde - weshalb New York zur

Drehscheibe im Osten aufrückte. Norfolk kam danach nicht so richtig aus dem Quark, erst im 20. Jahrhundert kam Leben in die Stadt: Die Marine richtete sich hier ein, die Einzelhandelskette Dollar Tree, Pat Robertsons christlicher Fernsehsender CBN und PETA. Während der Happy Hour kann das Publikum in unseren Pubs also ziemlich gemischt ausfallen.

Doch warum, werden Sie sich fragen, hat die unkonventionellste Organisation des Landes ihr Hauptquartier ausgerechnet in diese Stadt verlegt? In eine Stadt, die so puritanisch ist, dass der Fernsehsender, der Wiederholungen der Comedyserie *I Love Lucy* zeigt, sich weigert, die Folge mit der Seance auszustrahlen, weil darin Okkultismus vorkommt.

Die Lösung? *Geld regiert die Welt.*

Das helle Gebäude am Elizabeth River zu kaufen kostete PETA weniger als die Miete unserer gammeligen Lagerhalle im Raum Washington D.C. Und die Lebenshaltungskosten sind in Norfolk so niedrig, dass man sich sogar mit dem Gehalt eines gemeinnützigen Arbeitgebers zwischen all den liebenswürdigen Einheimischen einigermaßen mittelklassemäßig fühlen kann. Mir gelang es, eine große Wohnung aus der wirtschaftlichen Blütezeit um die Jahrhundertwende zu ergattern. Sie hatte bemerkenswert verzogene Holzdielen, deckenhohe Fenster, umrahmt mit dick geriffelten Leisten, und einen schmiedeeisernen Balkon, der über einer ruhigen kopfsteingepflasterten Straße liegt - und das alles für 530 Dollar im Monat. An Sommerabenden glitzern Libellen auf dem Balkon, dazu veranstalten die Grillen ein Symphoniekonzert. Im Winter hört man nur das Zischen der alten Heizung und ein tiefes Tuten, das vom Hafen herüberschallt und anzeigt, dass die Spätschicht in der Schiffswerft von Portsmouth zu Ende ist. Einen Winter lang kündigte die Tute auch gleichzeitig an, dass in Kürze ein in mich verschossener, bierliebender Werftarbeiter im schmutzigen Overall vor meiner Tür stehen würde. In der Tidewater-Region erkennt man Schwule übri-

gens nicht am rosa Winkel wie einst in Nazi-Deutschland, sondern am Blaumann.

»Ich habe gelesen, dass in Virginia jedes Jahr vier Millionen Tonnen Müll aus anderen Bundesstaaten ankommen«, erzählte mir ein Freund auf einer Dinnerparty in New York. »Jetzt, wo du da hingezogen bist, ist die Ladung bestimmt noch mal um 200 Pfund angewachsen.«

Ich war sehr froh, in den Süden umziehen zu können, nachdem ich zuvor in diversen hektischen Hauptstädten überall auf der Welt gelebt hatte, wo ich ständig von verbissenen Szenetypen umgeben war. Norfolk ist so unprätentiös, dass eine überquellende Müllkippe, die in eine Grünanlage umgewandelt wurde, einfach auf den Namen Mount Trashmore getauft wurde. Die Leute schieben Kinderwagen über die Anlage und gehen da mit ihren Hunden spazieren. Ab und zu stellt die Gesundheitsbehörde fest, dass giftige Gase durch die künstliche Oberfläche dringen, und sperrt das gesamte Areal ab. Eine beunruhigende Erinnerung an all den Schmodder, der sich da unten angesammelt hat. Das Gelände wird aber eigentlich immer pünktlich für die Feierlichkeiten zum Nationalfeiertag am 4. Juli wieder freigegeben, weil dort das offizielle Feuerwerk abgebrannt werden soll. Ein Rentner hat dabei einmal im Scherz gesagt, dass vermutlich ein verirrter Funke ausreichen würde, um das Ganze in die Luft zu jagen.

Ingrid machte sich anfangs Sorgen, dass wir durch den Umzug möglicherweise einige Mitarbeiter verlieren würden, aber alle wichtigen Leute kamen mit, unter anderem auch Marybeth Sweetland, eine drollige Person und Chefstrategin aller verdeckten Operationen, die PETA durchführt. Sie fand ein schönes Haus, das buchstäblich im Schatten des Mount Trashmore liegt. Und Gott sei dank zog auch Jenny Woods mit um, die im Büro gleich neben mir sitzt. Sie ergatterte eine Neubauwohnung in Strandnähe direkt gegenüber einer Bingohalle.

Jenny und ich sind seit 1988 unzertrennlich. Damals war sie eine junge Freiwillige, die eines Abends zuckersüß behauptete, sie könne nicht an einer Demo im Zirkus teilnehmen, weil sie ihre kranke Oma pflegen müsse. Ich war dann sehr erstaunt, sie am selben Abend bei einem Mötley-Crüe-Konzert zu sehen: Sie tanzte direkt vor mir auf ihrem Stuhl und schwang ihre schwarze Mähne. Verstehen Sie mich nicht falsch: Jenny steht voll hinter dem, was sie tut. Wir sind sogar ein paar Mal bei Demos zusammen festgenommen worden. Einmal waren wir alle in einem Polizeiwagen eingesperrt, die Arme hinterm Rücken mit Handschellen fixiert. Die gelenkige Jenny fummelte ihre gefesselten Hände unter ihren Füßen durch, zog jemandem eine Schachtel American Spirit aus der Tasche und steckte jedem Demonstranten eine Zigarette zwischen die Lippen, sich selbst eingeschlossen. Als der verwirrte Sheriff die Tür öffnete, um die vermeintlich unbeweglichen Gefangenen auszuladen, hockte die bildhübsche Spaßmacherin längst wieder auf ihrem Platz, die Hände wieder da, wo sie gewesen waren.

Jenny ist einer der wenigen Menschen, die mich zu Hooters begleiten. Wir gehen da nicht wegen des Essens hin - auch wenn ich die frittierten Essiggurken gern mag, die sie manchmal auf der Sonderkarte haben -, sondern wegen des Ambientes. Das Ganze ähnelt einer Transenbar, nur dass die Mädchen echt sind. Bei einem unserer Besuche sauste eine vollbusige blonde Kellnerin auf einem Riesendreirad durch den voll besetzten Essbereich. Sie krachte in die Stühle der Gäste, warf den Kopf in den Nacken und lachte lauthals, dann strampelte sie weiter und rammte einen weiteren nichts ahnenden Kunden. Für diese Performance muss man nicht mal Eintritt zahlen. Obwohl Hooters wirklich kein Laden für Schwule ist, habe ich dort mal eine denkwürdige Anmache zu hören bekommen, die mir ein heiserer Rettungssanitäter an der lackierten Bar zuflüsterte: »Weißt du, was Mund-zu-Mund-Beatmung ist? Wenn nicht, könnte ich's dir zeigen.« In den warmen Sommermonaten

kann man ein Wassertaxi vom PETA-Anleger quer durch den Hafen bis zur Hooters-Filiale nehmen. Einmal stellte das Lokal eine Reklametafel auf, die sich an die Marinesoldaten wandte und auf der ein Hooters-Girl in einem bauchfreien Oberteil zu sehen war. Der Slogan: »Check Out Our Navel Force.« Also die Macht des Bauchnabels statt der der Seestreitkräfte. Und das passt natürlich zu Norfolk, der Stadt mit dem gigantischen Marinestützpunkt. Leider, leider gab es so viele Beschwerden, dass sich alle Hooters-Zweigstellen in der Tidewater-Region verpflichten mussten, ihre Kellnerinnen nicht mehr bauchfrei herumlaufen zu lassen.

Womit wir beim nächsten Lokalthema wären: dem Militär. Norfolk beherbergt nicht nur den größten Marinestützpunkt der Welt, sondern verfügt auch über ziemlich ansehnliche Anlagen von Heer, Luftwaffe und Marineinfanterie. Seit dem Untergang der *Lusitania* 1915 haben in der Region Rekruten Station gemacht, die in den Krieg zogen oder von dort heimkehrten. Das hatte zur Folge, dass sich hier etliche Etablissements angesiedelt haben, wo man sich den Arm tätowieren oder eine Beinprothese anfertigen lassen kann, um danach Tänzerinnen dabei zuzusehen, wie sie mit anderen Körperteilen wackeln. Eine der Hauptdurchgangsstraßen in Norfolk heißt tatsächlich Pleasurehouse Road - Freudenhausstraße.

Ein populäres Striplokal ist JB's Gallery of Girls, wo ich eine Tänzerin namens Allison kennenlernte. Sie hat fluffige kastanienbraune Locken, die Körperhaltung eines edlen Pferdes und einen irischen Charme, der Männer betört, egal ob jung oder alt. Immer mal wieder sitze ich samstagabends vor ihrer kleinen Bühne und bitte sie, neue Tanzfiguren auszuprobieren, in die man etwas hineininterpretieren kann, etwa einen erzieherischen Mehrwert - wie zum Beispiel, die Brust auf möglichst erotische Weise nach Knötchen abzusuchen. Obwohl ich selbst meine Vorschläge äußerst plausibel finde, lehnt sie immer ab. Wenn sie Pause hat, erzählt sie mir bei einem billigen Bier lustige Backstage-Geschichten. Und wenn ein

besonders lästiger Widerling des Weges kommt, muss ich immer so tun, als seien wir ein Paar. Aber die meisten Kunden sind harmlos.

Das einzige Mal, dass ich in Virginia im Knast war, war mit Allison - um die Kaution für sie zu zahlen. Wir waren an einem Freitagabend zusammen in Cheasapeake im Kino gewesen, um uns *Die Bourne-Verschwörung* anzugucken. Als sie sich in den Gang zwängte, um noch schnell Popcorn zu holen, rutschte sie auf dem schmierigen Boden aus und krachte auf eine stählerne Rückenlehne. Sie humpelte auf die Toilette, ließ ihre Unterhose herunter und starrte entsetzt auf die anschwellenden Umrisse ihrer Verletzung, die sich in Kürze zu einem blauen Fleck in Größe und Farbe einer Aubergine verwandeln würde. Als ihr dämmerte, dass sie wochenlang nicht würde tanzen können, dampfte Allison in die Lobby ab und ergoss ihre irische Wut über den fassungslosen Geschäftsführer des Kinos, der kaum älter als ein Teenager zu sein schien. Sie benutzte dabei eine Reihe sehr unanständiger Wörter. Unglücklicherweise war eine Polizistin anwesend, die Allison auf frischer Tat ertappte, wie sie gegen dieses verflixte und zugenähte Gesetz zur Vermeidung von Obszönitäten verstieß. Sie wurde also eingebuchtet. Ich saß fast 20 Minuten lang im Kinosaal und fragte mich, wo sie blieb. Der Kinogeschäftsführer war wie vor den Kopf geschlagen und zitterte immer noch, als er mir berichtete, was sich zugetragen hatte. Als ich losstürzte, um dem Sirenengeheul zu folgen, drückte er mir noch Freikarten in die Hand.

Fast keiner der vielen Militärtypen in meinem Freundeskreis würde mit mir zu jB's gehen, weil sie keinen Bock haben, ihre Samstagabende damit zu verbringen, Frauen anzustarren. Einige setzen sich in die paar Schwulenkaschemmen, andere gehen lieber zu kleinen Untergrund-Fetischpartys, weil sie Angst haben, dass sie sonst auffliegen. Einer dieser Freunde konstruiert U-Boote und steht mächtig auf Leder. Ich finde zwar, dass Leder unethisch ist und unansehnlich und dass es stinkt, aber dennoch verbringen wir gern

Zeit miteinander. Wir bildeten sogar eine Fahrgemeinschaft zur jährlichen Mid-Atlantic-Sadomaso-Ausstellung in unserer Landeshauptstadt; er ging rein und hatte dabei nicht viel mehr an als ein Ledergeschirr-und ich demonstrierte draußen in Kunststoffhosen und synthetischen Cowboystiefeln im Schnee, neben mir ein Kollege im Kuhkostüm.

Andere schwule Soldaten gehen eher zu konventionelleren Partys in Privathäusern oder auf Booten. Bei einer dieser Veranstaltungen - auf der Jacht eines ranghohen Offiziers - hatte ich das Glück, den sarkastischen jungen John Machuzak kennenzulernen. Einige Kerle gingen mächtig in die Flirtoffensive, doch wenn Johnny seine haselnussbraunen Augen durch die Menge schweifen ließ, wollte er eigentlich nur provozieren. Als ein sexy Hubschrauberpilot auf ihn zusteuerte, neigte der kleine Johnny bloß den Kopf und sagte, er sei zu klein für den Flieger. »Ich bin nämlich ein paar Monate zu früh geboren«, sagte er trocken und ließ seine Beine von der Resopaltischplatte baumeln, auf der er saß. »Weißt du, ich war ein Frühchen - das ist auch der Grund, warum meine Haut diesen Blaustich hat.«

Johnny und ich verstanden uns auf Anhieb. Binnen weniger Monate hängte er seine Ausbildung als Marinetaucher an den Nagel und wurde Sturmjäger bei PETA. In diesem Job beobachtet er extreme Wetterphänomene im ganzen Land und gibt dann Anweisungen an die Medien heraus, wie sich Tierbesitzer unter diesen Witterungsbedingungen zu verhalten haben. Im Winter muss man den Leuten wirklich sagen, dass sie ihre Hunde aus der Eiseskälte holen sollen, im Sommer aus der tödlichen Hitze. Im Herbst gibt er Nachrichten für Küstenbewohner heraus, was für Vorkehrungen sie im Falle eines Hurrikans für ihre Tiere treffen sollen. Seine Bekanntmachungen werden über Radio und Fernsehen verbreitet und haben vielen Tieren während des Hurrikans Katrina das Leben gerettet, auch wenn wir trotzdem noch Rettungsteams losgeschickt haben.

So haben wir Dutzende Hunde aus New Orleans herausgebracht, die in den Straßen der Stadt herumstreunten. Einer davon war ein schwarzer Zwergpudel, der - trotz des Hurrikans und allem, was danach kam - immer noch perfekt lackierte pinke Krallen hatte. Wir nannten die Hündin Fancy, und sie war schon bald das total verhätschelte Maskottchen in unserer Ecke des Büros. Zum Glück gelang es uns, das Hündchen wieder mit der Dame zusammenzubringen, die das Tier seit Jahren verwöhnte. Die Frau war mit ihrer Mutter, die eine Amputation hinter sich hatte, in einem Krankenhaus gestrandet, als die Fluten in die Stadt rauschten. Sie hatte angenommen, dass sie Fancy für immer verloren hatte, fand sie aber wieder, als sie ein Bild von ihr im Internet entdeckte. Sie schluchzte unbändig, als wir Fancy in Texas ablieferten.

Nach mehr als einem Jahrzehnt im Süden fühle ich mich inzwischen als glücklicher Südstaatler. Meine Mom ist in Virginia aufgewachsen, und da sie mich mit zweitem Namen nach dem Bürgerkriegsgeneral Lee benannt hat, habe ich das Gefühl, dass ich Dixie-Wurzeln habe, also wirklich aus dem Süden stamme. Kurz nach meinem Umzug nach Norfolk las ich mit Begeisterung in einer umfangreichen Biografie, dass Robert E. Lee sich für den Tierschutz eingesetzt hat. General Lee brachte während der Schlacht abgestürzte Küken zurück in ihre Nester, verhängte harte Strafen, wenn Soldaten ihre Pferde schlugen, und mochte kein rohes Fleisch, weil er sich beim Anblick des Blutes schuldig fühlte. Davon abgesehen ist er natürlich vor allem deswegen als besonders ehrenhaft bekannt, weil er verhindert hat, dass der Bürgerkrieg in eine wüste Massenkeilerei ausartete. Stattdessen setzte er auf genau abgestimmte strategische Feldzüge. Ich habe das immer im Hinterkopf, wenn ich mir überlege, wie aggressiv ich bei meinen Schlachten zu Werke gehen soll. Zum Beispiel wenn ich gerade von einem Überraschungsangriff in irgendeinem weit entfernten Winkel der Welt zurückgekommen bin, auf meinem rustikalen Balkon sitze und am Ende der holprigen

kopfsteingepflasterten Straße das weiße hölzerne Herrenhaus sehe, das Lee nach dem Bürgerkrieg besucht hat.

Das sind dann auch die Momente, in denen ich über das Leben und Sterben eines Mannes aus Virginia nachdenke, der mich noch stärker inspiriert: der schwarze Sklave Nat Turner. Er hatte keine Armee im Rücken und sämtliche gesellschaftlichen Kräfte gegen sich - sogar die meisten seiner Leidensgenossen, deren Denkweise anno 1831 noch zu sehr von der jahrelangen Unterdrückung geprägt war. Dennoch zettelte er den ersten großen Sklavenaufstand an. Nat und eine Handvoll gleich gesinnter Rebellen töteten Dutzende Sklavenhalter und flüchteten dann ins sumpfige Hinterland, um sich neu zu formieren. Leider wurden sie gefasst, gefoltert und hingerichtet. Nat zogen sie sogar die Haut ab. Die unmittelbare Folge war zwar, dass sich die Lebensumstände aller Sklaven noch einmal drastisch verschlechterten. Doch sein heldenhafter Einsatz bereitete den Weg für die Überfälle des militanten Sklavereigegners John Brown drei Jahrzehnte später, die zu den Ursachen für den Ausbruch des Bürgerkriegs gezählt werden.

Manchmal grüble ich über die erdrückend schlechten Bedingungen nach, denen Tiere bis heute ausgesetzt sind, und über die Tyrannen, die sie ausnutzen. Und dann denke ich, dass ich meinen zweiten Namen vielleicht doch lieber von Lee in Nat ändern würde. Aber ich könnte mich wahrscheinlich auch mit Natalee anfreunden.

Danksagung

Außer den vielen großartigen Menschen, die schon diese Seiten bevölkern, möchte ich mich bei den folgenden besonders bedanken: Michael Seileck, Peter Borland und Nick Simonds von Simon & Schuster Atria Books; der Lektorin Miranda Ottewell; Ira Silverberg, Carrie Howland und Tom Eubanks von Donadio & Olson; Alecia Moore, Andy Tobias, Bob Sebree, Bruce Steele, Cassandra Peterson, Damien Rose, james Brown, jane Wiedlin, Jason Press, Jeanette Walls, Kate Pierson, Karen Porreca, Lee Knight, Jonathan Karp und Todd Brown.

Ein extra Dankeschön geht an den Sterling Writers Room der öffentlichen Bücherei in Portland, Oregon, und an das grandiose historische Hotel Congress in Tuscon, Arizona, wo ich viel an diesem Buch gearbeitet habe.

Sachregister

Personenregister

»Ein echtes Glück für Tiere, dass es solche Menschen gibt.«

ROBERT ENKE, TORHÜTER

»Sie werden sich vielleicht wundern, was einen erwachsenen Menschen dazu treibt, in ein Kaninchenkostüm zu schlüpfen. Dazu kann ich Ihnen nur sagen: Das ist noch harmlos. Dan Mathews steckt hinter den spektakulären Kampagnen von PETA, der Tierschutzorganisation, die weltweit immer wieder für Aufsehen sorgt (bestimmt kennen Sie zum Beispiel die Kampagne »Lieber nackt als im Pelz«... da hab ick auch mitgemacht!). In seinem Buch erzählt er jetzt auf atemberaubende Weise aus seinem wilden Leben; davon, wie man sich mit durchschlagendem Erfolg für eine gute Sache engagiert - und wie viel Spaß das machen kann.«

NINA HAGEN